Jugenderinnerungen

mit Blicken auf das spätere Leben

von

Friedrich Heinrich Ranke
Dr. theol. & phil. Oberkonsistorialrat a. D. in München.

Zweite Auflage.

Stuttgart, 1886.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Vorrede.

Nach dem ersten Lesen der nun in zweiter Auflage erscheinenden Erinnerungen des sel. Fr. H. Ranke, im Dezember 76, schrieb Leopold v. Ranke, der Bruder des Erzählers, darüber: „Es war mir wie ein persönlicher Besuch, der noch heute anhält. Denn von Zeit zu Zeit lese ich immer darin; ich kenne kaum ein Buch, in welchem sich die Persönlichkeit des Verfassers so vollkommen darstellte, wie es in diesen Erinnerungen geschieht. Mein Bruder wird nicht allein im Jenseit, wie sich versteht, sondern auch im Diesseit unvergänglich fortleben. Die gegenwärtige Generation und die künftige werden sich an seinen Erinnerungen freuen. Einige Stellen sind unübertrefflich gelungen, z. B. die Christmette in Wiehe, die Aufnahme und das Leben in Schulpforta, die Gefahr des Ertrinkens in der Saale, vor allem die erste Begegnung mit Baier. Ich bin dem teuern Entschlafenen

ganz besondern Dank schuldig, nicht allein in Bezug auf mich, sondern auch in Bezug auf unsern Vater, den er wahr und würdig auffaßt. Noch habe ich nicht alles gelesen, ich muß es bekennen, es setzt mich fast allzusehr in innere Bewegung. Meine Phantasie ist dann in jedem einzelnen Moment, und in der Nacht, mit den Bildern der Jugend und der geistigen Verarbeitung des Dargebotenen auch unwillkürlich beschäftigt. Aber ich werde keine Silbe ungelesen lassen, und unerwogen, ungefühlt!“

Heute, nach beinahe zehn Jahren, ist es dem Neunzigjährigen eine Freude, das liebe Buch wieder erscheinen zu sehen, und es geschieht mit seiner Bewilligung, daß seine Worte hier vorangeschickt werden.

Erstes Kapitel.

Wiehe.

(1798—1811.)

In der güldenen Aue, jenem eben so lieblichen als fruchtbaren Teile des Thüringer Landes, liegt das Städtchen Wiehe. Dort bin ich, als das dritte von sieben Kindern des Rechtsanwaltes und Gutsbesitzers Gottlieb Israel Ranke und seiner Ehegattin Friederike, geborene Lehmike, am 30. November 1798 geboren. Noch jetzt, am späten Abend meines Lebens, durchdringt mich ein unbeschreibliches Gefühl, wenn ich an diese Stätte unserer Kindheit und unseres aufblühenden Lebens denke, an unsere traute Heimat, von der ich mich, ohne es zu wollen, schon in meiner Jugend viel weiter, als einer meiner Brüder, entfernt habe.

Es war eine glückselige Kindheit, die wir unter der Pflege vorzüglicher Eltern und im Umgang mit teuren Geschwistern verlebten. Bei dem Vater waltete, wie billig, die Strenge vor, die mir wohl besonders nötig war, bei der Mutter die Milde, die ich eben so wenig entbehren konnte. Vor dem Vater fürchtete ich mich wohl; der Mutter hüpfte ich immer entgegen, und leicht war sie zu bewegen, den Wandschrank zu öffnen, der uns als eine unerschöpfliche Vorratskammer erschien. Wenn ich zu Hause war, leistete ich ihr kleine Dienste in Küche und Hof und hielt mich gern in ihrer Nähe auf. Doch war ich oft nicht zu Hause, wie ich gesollt hätte. Zwar, wie allen meinen

Brüdern, war es mir ein Vergnügen, die Schule zu besuchen. Aber wenn die Schulzeit vorüber war, eilte ich gern hinaus ins Freie. Es war so reizend, mit andern Knaben das Freie zu suchen und mich mit ihnen dort spielend umherzutreiben. Am Bedenklichsten war es, wenn wir den nahen Laubwald zu unserem Spielplatz erwählt hatten. Täglich sahen wir die stattlichen Husaren, die bei uns in Garnison lagen. Da war es denn nicht zu verwundern, daß wir in unsern Spielen Soldaten waren, und zwar Soldaten zu Pferd. Nicht, als hätten wir uns der Steckenpferde bedient; die lagen schon weit hinter uns. Wir glaubten traben und galoppieren zu können wie das beste Husarenpferd, und waren Pferd und Reiter in einer Person. Das muß für uns etwas Köstliches gewesen sein; denn ich gestehe, daß mir auch jetzt noch aus der Tiefe der Vergangenheit zuweilen das Bild jener Spiele im Wald vor die Augen tritt, was besonders in der Stille der Nacht geschieht. Ich sehe mich dann mit der kleinen Schar mit Spiräen geschmückt, die unsere Federbüsche vorstellten, am Rande eines Hohlwegs einhertraben. Es war sehr schön, aber wer wäre da im stande gewesen, Zeit und Stunde wahrzunehmen? Da geschah es denn, daß ich viel zu spät nach Hause kam, und ich sehe mich dann noch, ganz bestürzt über mein Versehen, im Wohnzimmer an der Thür stehen bleiben. Das waren nach dem süßen Genuß der Freiheit bittere Augenblicke; denn wenn es auch mit dem Thürstehen abging, was doch nicht immer geschehen konnte, so fühlte ich mich stets sehr unglücklich, wenn ich die Eltern betrübt hatte. Wohl nahm ich mir vor, es nicht mehr zu thun; aber Wald und Feld hatten etwas so Anziehendes, daß ich mich, ehe ich es dachte, wieder im Freien befand und die Zeit der Rückkehr vergaß. Daß ich die Schule jemals versäumt hätte, erinnere ich mich nicht.

Wenn ich zurückdenke, so will mir scheinen, daß die bewegte Zeit unserer angeborenen Beweglichkeit und Liebe zur Freiheit sehr zu Statten kam. Ich hatte kaum das siebente Jahr zurückgelegt, als das verhängnisvolle Jahr 1806 eintrat; ich war noch nicht acht Jahre alt, als in der Entfernung von wenigen Stunden, bei Auerstädt, die vereinigten Heere der Sachsen und Preußen, wie gleichzeitig bei Jena, von den Franzosen überwunden und zerstreut wurden. In der Nähe des Schlosses, das man wohl die Krone von Wiehe nennen darf, ist eine kleine Anhöhe, der Sperlingsberg genannt. Dort legten wir uns nieder und meinten, mit unsern Ohren etwas von dem Krachen der Kanonen und ein gewisses Beben des Bodens zu spüren. Man denke, wie das Herz des Knaben bewegt war. Es dauerte nicht lange, so zeigten sich fliehende Truppen. Es war schon dunkel, da hielten, wenn ich nicht irre, sächsische Dragoner auf der Straße, ohne zu wissen, wo sie eine kurze Rast finden könnten. Da ging der Vater hinaus und holte sich einige zwanzig Mann herein; die Mutter bereitete ihnen schnell ein Abendessen und die Pferde nahm der Vater in die Stallung und die Scheune unseres eigenen Hofes auf. Die Leute waren sehr ernst und still; doch dankten sie für die Liebe, die sie erfuhren. Als wir am andern Morgen aufstanden, hatten sie sich schon längst davon gemacht. Sie hatten nur wenige Stunden bei uns gerastet, um ihre Flucht dann um so eiliger fortsetzen zu können. Einen noch viel tieferen Eindruck hat es auf mich gemacht, als ich wohl an demselben Tage Wagen voll verwundeter Soldaten in der Nähe des Rathauses halten sah. Dann fuhr ein bedeckter Wagen langsam die Straße daher; wir hörten, es liege ein tödlich verwundeter Anführer darin. Am folgenden Tage zeigten sich schon Franzosen, die den Fliehenden nacheilten, bei uns aber eine bedeutende Kontribution erhoben. Dem Vater wurde damals

die goldene Uhr, die er bei sich trug, abgenommen. Der junge Baron Werthern hatte sich kurz vor der Ankunft der Feinde auf sein bestes Reitpferd gesetzt, um ihnen zu entkommen. Er war noch nicht weit gekommen, als ein paar Chasseurs ihm nachjagten und ihn fingen. Es war für uns ein schrecklicher Anblick, als wir sehen mußten, wie der junge Herr, dem man sein Pferd genommen hatte, ohne Kopfbedeckung, zu Fuß neben den Chasseurs zurück kam, von denen er fortwährend gescholten und bedroht wurde. So trat damals der Krieg mit all seinen Schrecken in unser stilles Thal; doch bald verschwand er wieder aus unseren Augen und ebenso bald vergaßen wir ihn und lernten und spielten wieder so fröhlich, wie vorher.

Doch zweimal wurde die Freude auf eine sehr empfindliche Weise unterbrochen. Zum erstenmal, als uns der kleine Bruder Rudolf starb. Es war ein bildschönes Kind, ein Lockenköpfchen, mit glänzenden Augen und schalkhaft lieblichem Blick. Die Mutter schien ihn ganz besonders zu lieben und wir alle hingen an ihm. Da überfiel unsern Liebling eine tödliche Krankheit und nahm ihn von uns. Am letzten Abend wurden wir eher, als sonst, zu Bett geschickt. Wir kannten die Größe der Gefahr nicht ganz, aber die Sorge um den kleinen Bruder ließ mich nicht einschlafen. Da öffnete sich leise die Thür unseres Schlafzimmers, der Vater kam herein und fiel auf die Kniee. Ich hörte, wie er mit gebrochener, zitternder Stimme um das Leben seines Kindes flehte. Warum füllen sich meine Augen mit Thränen, indem ich jenes längst vergangenen Augenblicks gedenke? Das sterbende Kind war mein Bruder; der Betende war mein Vater. Es ist mir, als hätte mich damals zuerst das Weh des Lebens in das Herz getroffen. Doch empfand ich auch einen Zug der Liebe zu meinem Vater, wie nie zuvor, und zugleich zu dem höheren Vater, zu dem er flehete. Wo wir die folgenden Tage zugebracht

haben, weiß ich nicht mehr. Aber es war von da an eine Zeitlang sehr still bei uns. Es war nicht in unserer Art, daß der Schmerz gewaltsam ausbrach. Ich sehe die Mutter noch vor mir, wie sie in ihrer Trauer blaß und still da saß und für uns nähete. In jener Trauerzeit hatte der Vater auswärts einen Gerichtstag zu halten. Da er zurückkam und vom Pferde stieg, lief ich ihm entgegen und fiel ihm laut weinend in die Arme. Der kleine Ferdinand kam auch nach, still und traurig stand er da. Da nahm der Vater uns beide an der Hand und führte uns aus dem Hofe, wo wir ihn empfangen hatten, in das Haus zur lieben Mutter. Er sprach davon, wie wir beide ihn empfangen hätten, und ich glaube, dieser gemeinsame Schmerz verband Vater und Mutter inniger mit einander und uns mit ihnen.

Die zweite schmerzliche Unterbrechung der harmlos fröhlichen Knabenzeit war ganz anderer Art; sie hätte leicht für mich die bedenklichsten Folgen haben können. Es war in der Winterszeit, die sonst unsere Spiele im Freien nicht unterbrach, sie gab ihnen nur eine andere Gestalt. Wenn es schneiete, war es für uns ein großer Jubel, wir liefen auf die Straße hinaus und kehrten nach kurzer Zeit als kleine Grönländer, mit Schnee bedeckt, nach Hause zurück. Blieb der Schnee liegen, so wurden die Schlitten, die den Sommer über hatten rasten dürfen, aus ihrem Versteck hervorgeholt. Weit sollten wir uns nicht entfernen; aber wir durften nur an die Ecke unseres Hauses gehen, um in der kleinen, abwärts gehenden Gasse, die sich da öffnete, eine Schlittenbahn zu finden. Waren wir aber einmal im Freien, so gingen wir leicht weiter. Eines Tages hatte ich mir die Erlaubnis erbeten, meine kleineren Brüder auf dem Schlitten zu fahren. Das gab für den Ziehenden und für die Gezogenen ein großes Vergnügen, das um so größer war, da es ganz mit Bewilligung des Vaters geschah.

Aber, ich weiß nicht mehr, wurde ich selbst der Sache müde, oder sah ich andere Knaben mit ihren Kahnstühlen an mir vorüber gehen, die mich vielleicht zum Mitgehen ermunterten; genug, ich brachte die Kinder nach Hause und holte meinen Kahnstuhl hervor, um meinen Spielgenossen zu folgen. Der Kahnstuhl, wie ich zuvor bemerken muß, ist eine Art Schlitten in Gestalt eines Stuhles ohne Lehne, dessen Kufen nicht aus Holz, sondern aus langen, wohl bereiteten Pferdeknochen gebildet waren, auf denen wir, wenn die Bahn abschüssig war, pfeilschnell dahin fuhren. In diesem Falle hatten wir nichts in der Hand, als einen Strick, der an der Vorderseite des Kahnstuhls befestigt war und zu einer Art von Zügel diente, mit dem wir ihn ein wenig aufhalten oder auch lenken konnten. Fuhren wir auf der großen Eisfäche, die wir dem Austreten der Unstrut verdankten und die sich in der Breite einer halben Stunde unabsehlich im Thale der Unstrut hinzog, dann waren wir mit großen, mit einer eisernen Spitze versehenen Stäben gerüstet, die wir mit beiden Händen faßten und so geschickt in das Eis einzustoßen wußten, daß der Kahnstuhl, auf dem wir saßen, schnell dahin flog. Diesmal galt es aber nicht einer Fahrt auf dieser Fläche, sondern, was gefährlicher war, von jener Anhöhe in der Nähe des Schlosses herab. Wie oft mochte ich diese Gefahr glücklich bestanden haben! Ich war auch diesmal ohne alle Furcht, als ich die Fahrt begann; aber ich hatte nicht bemerkt, daß hie und da Stroh auf die Bahn gestreut war. Ich fuhr rasch die Anhöhe hinab, aber das Stroh häufte sich vor meinem Kahnstuhl an, und am Fuß des Hügels, wo ein Haufen von Steinen lag, stürzte ich und fiel mit dem Kopf mit so großer Gewalt auf die Steine, daß ich auf einen Moment das Bewußtsein verlor. Da ich wieder zu mir kam, befand ich mich sehr übel. Doch ich stand auf und führte meinen Kahnstuhl mit einem Gefühl von Schwindel langsam

die Schloßgasse hinab nach Hause, wo ich sogleich das Bett aufsuchte, weil meine Füße mich nicht mehr tragen wollten. Nach und nach merkte man, wo ich war. Der Schreck der Eltern war groß; ich hatte keine Kraft, den Kopf in die Höhe zu richten. So oft ich es versuchte, wurde der Schwindel so stark, daß ich fast bewußtlos wieder zurücksank. Ich sollte sagen, was mir geschehen sei. Ich gestand es. Da sagte der Vater: Und du hattest mich um Erlaubnis gebeten, deine Geschwister nur ein wenig auf dem Schlitten zu fahren! Mehr sagte er nicht; aber ich empfand dabei einen so tiefgehenden Schmerz, daß ich in Ohnmacht sank. Es war wohl das erste tiefe Gefühl meiner Schuld, das mich damals durchdrang. Es verließ mich nicht während der ganzen Krankheit, die nach der Aussage der Mutter sechs Wochen lang gewährt hat. Soll ich von meinem Schulleben in der Knabenzeit etwas sagen, so war auch das, wie schon angedeutet, ein fröhliches. Die Knaben, mit denen wir die Schule besuchten, waren unsere guten Freunde und der ehrwürdige Rektor, wie bejahrt er auch war, wußte uns in Ordnung zu halten. Wir mochten zu den begabteren Schülern gehören und genossen des unverdienten Vorzugs, während des Unterrichts am Tisch des Rektors sitzen zu dürfen und von ihm nicht mit Du, sondern mit Er angeredet zu werden. Er war Kandidat der Theologie und predigte zuweilen, was ihm in unseren Augen um so größeres Ansehen verlieh. Das Latein gehörte nicht zu den Gegenständen des Schulunterrichts, aber er lehrte es in zwei wöchentlichen Privatstunden, denen wir mit wenigen andern fleißig beiwohnten. Da lernten wir denn bei ihm deklinieren und konjugieren und übersetzten Gedike's lateinisches Lesebuch, das ich zwar nie wieder gesehen habe, aber nach den Eindrücken, die mir davon geblieben sind, für vortrefflich halten muß. Auch die ersten Anfänge des Griechischen lernte ich in diesen Privatstunden, und hiebei

darf ich wohl erwähnen, daß einer von den Taglöhnern, die in den Wintermonaten in unserer Scheune als Drescher arbeiteten, eines Tages Langens griechische Grammatik mit sich brachte, um zu zeigen, daß er einst auch das Griechische angefangen hatte. Ich mußte ihn sehr bewundern, als ich ihn fließend griechisch lesen hörte, während ich noch mit den Buchstaben beschäftigt war. Der Mann war nicht etwa aus einem besseren Stande herabgesunken; er war der Sohn eines Taglöhners, hatte aber solche Freude am Lernen gehabt, daß er auch das Griechische nicht versäumen wollte. So nahm auch zu meiner Zeit eines geringen Mannes Sohn an den gelehrten Privatstunden teil; er zeichnete sich zugleich durch seine musikalische Anlage und besonders als Sänger aus, was ihm den Weg in die Leipziger Thomasschule bahnte. Er hat dann Theologie studiert und ist in der Nähe unserer Heimat ein geachteter Geistlicher geworden.

Während wir die Rektorschule besuchten, kam ein neuer Kantor zu uns, der als Lehrer der unteren Knabenklasse zugleich den Gesangunterricht in der ganzen Knabenschule erteilte und den Kirchengesang leitete. Dieser Mann wählte, sobald er angekommen war, aus den Knaben die besten Stimmen aus und vereinigte sie zu einem Singchor, den er fleißig im Kirchengesang übte und in der Kirche gebrauchte. Wie glücklich war ich, als er auch mich in diesen Singchor berief! Die Noten kannte ich schon, denn ich hatte mich im Violinspiel geübt, wobei ein Trompeter des Husarenregiments mein Lehrmeister gewesen war. Hatte mich dieses Spiel nur wenig befriedigt, so zog mich der geistliche Gesang, in den ich nun eingeführt wurde, um so stärker an, und hiemit steht eine meiner lieblichsten Erinnerungen aus der Knabenzeit in Verbindung.

Die größte kirchliche Feierlichkeit war die Christmette. Wer sie besuchte, war mit einem buntbemalten Licht versehen, das in der Kirche schon vor dem Beginn des Gottes-

dienstes angezündet wurde. Die Mette begann am ersten Festtage früh um fünf Uhr; aber niemand wollte bei ihr fehlen, wenn es nicht etwa, wie bei uns, die sorgsame Mutter war, die während der Zeit für ihre Kinder den Christbaum putzte. So war die Kirche in dieser frühen Stunde viel zahlreicher besucht, als zu jeder andern Zeit, und es entstand eine Erleuchtung der Kirche, die uns ganz wunderbar vorkam. Wegen des Gedränges der Menschen konnte es da nicht so ruhig sein wie sonst; aber es trat ein Moment der Stille ein, wo es war, als hielte jedermann seinen Atem an, um nicht das leiseste Geräusch zu machen. Es war der Augenblick, als aus der Sakristei ein Knabe mit seinem Licht hervortrat und die Kanzel bestieg, die an der östlichen Seite der Kirche hinter dem Altar sich erhob. Zu gleicher Zeit begaben sich drei Singknaben von der Orgel herab, jeder mit seinem Licht in der Hand, an die bestimmten Plätze. Einer von ihnen wußte, daß für ihn die Mitte der westlichen Empor unter der Orgel bestimmt war. Er trat schüchtern an die volle Empor heran, ohne zu wissen, wie es ihm möglich sein würde, sich durch die Menge der Menschen durchzudrängen. Seine Sorge war aber umsonst, denn er wurde auf den Armen der hier Versammelten an seine Stelle getragen; aus einer Hand ging er in die andere, bis er stand, wo er stehen sollte, der Kanzel, die am andern Ende der Kirche stand, gegenüber. Den beiden andern Knaben, denen ihre Stelle in der Mitte der nördlichen und der südlichen Empor angewiesen war, wird es ähnlich gegangen sein. Der Gesang der Gemeinde verstummte und alle Augen richteten sich auf den Knaben, der mit seinem Licht auf der Kanzel stand. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er seine Stimme erheben sollte, um einen Gesang zu beginnen, den die drei andern Knaben nach der Reihe fortsetzen sollten. Der Text war dem altkirchlichen Weihnachtslied: Quem pastores

laudavere nachgebildet und bestand aus wenigen Versen; die Worte sind mir entfallen, aber die Melodie kann man nie vergessen, wenn man sie einmal gekannt hat. Jeder der vier Knaben hatte nur eine Zeile des Verses zu singen, worauf der Gesang der zwei oder drei folgenden Verse in derselben Ordnung folgte. Es mußte ja wohl einen tiefen Eindruck auf die Gemeinde machen, wenn Kinder ihre Stimme erhoben, um ihr, wie einst Engel den Hirten, die Geburt des Herrn zu verkündigen. Aber wie war es den Kindern zu Mute, die dieses Engeldienstes gewürdigt wurden? Ich weiß es sehr genau, denn ich war der Knabe, der auf der westlichen Empor seine Stelle nahm, und der Knabe, den ich auf der Kanzel in weiter Entfernung mir gegenüber sah, war jener Mitschüler, dessen Begabung für den Gesang so bedeutend war. Schon in den Augenblicken, da ich auf den Armen der freundlichen Menschen zu meiner Stelle getragen wurde, war ich innerlich über mich selbst erhoben; aber die Erhebung erreichte den höchsten Grad, als der Gesang, von der Kanzel her angestimmt und der Augenblick da war, wo ich selbst meine Stimme zu erheben hatte. Da war auch die leiseste Spur von Ängstlichkeit verschwunden, und mit helltönender Stimme sang ich, was für mich bestimmt war, worauf auch die beiden übrigen Sänger auf der nördlichen und südlichen Empor ihre Stimme erschallen ließen. Der Gottesdienst nahm dann seinen weiteren Verlauf und entsprach der gehobenen Stimmung, in der wir uns befanden. Sobald wir aus der Kirche hinaustraten, fanden wir uns zuerst ganz eigen davon berührt, daß es außerhalb der so hell erleuchteten Kirche noch Nacht war, aber bald darauf leuchteten uns aus unseren Fenstern und aus den Fenstern der benachbarten Häuser die Christbäume um so erfreulicher entgegen. Da stand auf dem runden Tisch in der Mitte des Wohnzimmers der glänzende Baum, mit den schönsten Äpfeln geschmückt, und

oben darauf der goldene Engel. Um den Baum her lagen die Geschenke für uns, die mit Freudenrufen betrachtet und in Empfang genommen wurden. Neben dem Weihnachtsbackwerk, den Stollen, war es etwa ein Kleidungsstück, das vielleicht die Mutter mit eigener Hand gemacht hatte, oder ein Buch, das wir brauchen konnten. Kostbarkeiten waren es nicht, aber nach denen verlangten wir auch nicht. Was die Eltern uns bescherten, das machte uns glücklich, und immer noch will es mir scheinen, daß die Weihnachtszeit doch die schönste und beste unserer Kindheit gewesen ist. Ich sage, unserer Kindheit, denn die meinige ist ja nicht von der meiner Geschwister, die mir im Alter am nächsten standen, zu trennen. Ferdinand, der um drei Jahre jünger war als ich, hatte mit mir nicht den gleichen Unterricht, ebenso wie ich nicht mit Leopold, unserem Ältesten, der drei Jahre älter war als ich. Auch unsere Freunde und Gespielen waren nicht ganz dieselben, woraus dann weitere Verschiedenheiten folgten. Leopold war längst schon zum vollen Bewußtsein erwacht und erregte bei dem Vater die größten Hoffnungen, als ich noch im Traume der Kindheit befangen war. Seine Fortschritte müssen ganz ungewöhnlich groß gewesen sein, was ich immer rühmen hörte, auch selbst gern anerkannte, jedoch ohne ihm ebenso rasch folgen zu können. Erinnere ich mich recht, so gehörte er zu den seltenen Knaben, bei denen es früh zu einer bestimmten Erkenntnis des Rechten und Guten und zu dem bestimmten Vorsatz kommt, davon nicht abzuweichen. So wurde er schon in frühester Jugend die Freude und die Hoffnung der Eltern, besonders des Vaters, mit dem er die Gabe der Rede und den unermüdeten Fleiß gemein hatte. Er liebte das Freie nicht weniger als ich; ich erinnere mich gemeinsamer Gänge, besonders in unser schönes Besitztum, das wir den Berg nannten, auch gemeinsamer Spiele im Hofe mit ihm. Aber ich denke, es wird nicht

vorgekommen sein, daß er die Bücher verlassen hätte, wie ich es liebte, um das Freie zu suchen.

Leopold kam, wie wir es nannten, „auf die Schule," und hiemit begann für uns eine neue Zeit.

Ein Geistlicher, der sich als Diakonus in Wiehe mit dem Vater befreundet hatte, war später, als ein gelehrter Mann aus der Schule des berühmten Leipziger Theologen Morus, zur Würde des geistlichen Inspektors in der Sächsischen Landesschule Pforta erhoben worden. Das Verhältnis zu diesem Manne, der sein volles Vertrauen besaß, mag den Vater veranlaßt haben, seine lernbegierigen Söhne nach dem entfernteren Schulpforta zu bringen. Denn sonst hätte sich in unserer nächsten Umgebung, in der Klosterschule Roßleben, die an der andern Seite der Unstrut lag, kaum eine Stunde von uns entfernt, Gelegenheit zu unserer Ausbildung für die Universität gefunden. Roßleben mit dem großartigen Klostergebäude, das den Lehrern und Schülern der Anstalt zur Wohnung diente und von umfangreichen Wirtschaftsgebäuden umgeben war, lag so nah und glänzend vor uns da, als hätte es uns zu sich einladen wollen. Doch auch Pforta, dem der Vater den Vorzug gab, war nur sechs Stunden von uns entfernt, und es gab in unserer Nähe noch eine zweite Klosterschule, die als Vorschule von Pforta gelten konnte. Das war Kloster-Donndorf, eine Anstalt, die damals unter dem Rektor Krafft das ererbte Ansehen behauptete. Sie hatte den Vorzug, daß sie auf eine mäßige Anzahl von Zöglingen berechnet und für uns um so zugänglicher war, da die Familie von Werthern Freistellen darin zu vergeben hatte. Leopold war so glücklich, in diese vorzügliche Anstalt aufgenommen zu werden. Ich mochte damals acht Jahr alt sein. Als der Vater, der ihn dahin begleitet hatte, wieder zurückkam, sprach er mit großem Wohlgefallen von allem, was er dort gesehen. Leopold hatte sich vom ersten Augenblick an unter den

Schülern heimisch gefühlt und noch im Beisein des Vaters an ihren Spielen im Freien teil genommen, wobei in mir das Verlangen erwachte, einmal auch dahin zu kommen und den Zöglingen anzugehören, die mir nach der Beschreibung des Vaters als höhere Wesen vorkamen. Dieser Wunsch hat sich nicht erfüllt; aber nicht selten fand sich Gelegenheit, als Bote der Mutter oder auch des Vaters, meinen Bruder zu besuchen und ihm irgend etwas zu überbringen, wohl auch von ihm zu holen. Zu Wagen hatten wir wohl schon Reisen gemacht, wenn die Eltern mit uns die Verwandten in Nebra oder in Querfurt besuchten, auch hatte es dabei manches artige Abenteuer gegeben. Doch die Gänge nach Donndorf sind meine ersten Fußreisen gewesen. Sie waren so schön wie irgend eine der großen Fußreisen, die ich später gemacht habe.

Die Lage von Wiehe ist schön. Das Thal der Unstrut, in dem es liegt, heißt die güldene Aue, was wir mit Vergnügen schon als Kinder erfuhren. Der Getreidebau ist dort so bedeutend, daß die Scheunen an manchen Orten nicht hinreichen, den Ertrag der Ernte aufzunehmen. Die Garben werden dann auf dem Felde selbst wie Türme aufgebaut, wohl auch zu günstiger Zeit im Freien ausgedroschen. Doch die Schönheit der Gegend beruht hauptsächlich darauf, daß das Thal, das sich von Westen nach Osten zieht, auf beiden Seiten nach Süden und Norden, von Anhöhen eingefaßt ist, die mit dem schönsten Laubwald bedeckt sind. Im Osten ist das Thal durch einen Höhenzug geschlossen, der nicht mehr bewaldet, sondern in seiner ganzen Ausdehnung für den Getreidebau gewonnen ist. Dort drängt sich die Unstrut durch einen Engpaß hindurch, der kaum noch Raum für einen Fahrweg bietet, was uns auf den Fahrten nach Nebra wegen der unmittelbaren Nähe des Flusses mit einigem Schrecken erfüllte, zumal wenn der Wagen sich nach dem Wasser zu neigen und der Kutscher

Mühe zu haben schien, die Pferde zu zügeln. Gegen Nordwesten dehnt sich das Thal, das in unserer Nähe etwa die Breite einer Stunde hat, allmählich immer weiter aus. In blauer Ferne zeigt sich der hohe Kiffhäuser, der die westliche Grenzmark unseres Thales bildete. Ihn sah ich aus einer Ferne, die mir kaum erreichbar schien, zu mir herüberragen, wenn ich nach Donndorf wanderte. Daß in einer tiefen Höhle dieses Berges Kaiser Friedrich mit dem roten Barte wohnen solle, das wußten wir Kinder von Wiehe ebenso gut, als daß in Memleben ein Kaiser gewohnt und den Orten Memleben, Wollmirstedt, Allerstedt und Wiehe ihre Namen gegeben habe, indem er im Gefühl seines Wohlbefindens in dieser reizenden Umgebung ausrief: Wie — wohl mir steht — allhier — mein Leben! — Ich näherte mich dem Kiffhäuser wenigstens um eine Stunde, bis ich mich seitwärts wendete, um die Anhöhe von Kloster-Donndorf zu ersteigen. Das geschah mit leichter Mühe und bald war ich oben und sah das Spiel der Schüler, von dem der Vater erzählt hatte. Es war das deutsche Ballspiel, dem sie sich so eifrig hingaben, daß niemand das Eintreten eines kleinen Fremden bemerkt hätte, wenn nicht mein Bruder unter den Spielenden gewesen wäre. Er bemerkte mich bald und führte mich in das Zimmer, das für ihn und für einige andere Schüler zugleich als Wohnzimmer und als Schlafgemach diente. Er zeigte mir die Zimmer seiner Mitschüler, die nicht schöner waren als sein eigenes, dann einen größeren Saal, wo die Lehrstunden gehalten wurden. Ich durfte die Ordnung des Hauses nicht stören und entfernte mich, sobald die Freistunde der Schüler zu Ende ging. Leopold gab mir diesmal und bei den folgenden Besuchen eine Strecke weit das Geleite, wobei er mir mitteilte, wovon er erfüllt war. Es war die Geschichte des trojanischen Kriegs, die er mir auf diesen Gängen auf die anziehendste Weise erzählte. Er

sprach von den Helden der Ilias, als hätte er ihre Kämpfe mit eigenen Augen gesehen, und öffnete mir, ohne es zu wissen, den Blick in eine ganz neue Welt — die Welt des klassischen Altertums, deren Schönheit ich dadurch schon damals ahnen lernte.

So lange Leopold in Donndorf war, blieben wir mit einander im regsten Verkehr. Einmal kam er als Kranker zu uns zurück. Erinnere ich mich recht, so war es das Wechselfieber, an dem er litt. Er war damals sehr blaß geworden und der Vater fing an, um das Leben seines Leopold ernstlich besorgt zu sein. Doch er genas nach einigen Wochen und setzte seine Studien in Donndorf um so fleißiger fort. Er kannte die Absicht des Vaters, ihn nach Schulpforta zu bringen, und das Verlangen, dahin zu kommen, muß bei ihm bald eine bedeutende Stärke gewonnen haben; denn ganz unerwartet stellte er an den Vater die Bitte, von Donndorf, wo nichts mehr für ihn zu lernen sei, nach Pforta gebracht zu werden, wo er weiter fortzuschreiten hoffe. Seine Bitte wurde erfüllt, und von dieser Zeit an gingen meine Wünsche nicht mehr nach Donndorf, sondern nach Pforta, wo mein Bruder war. Inspektor John, an den er empfohlen war, gab fleißig über ihn Nachricht, und jeder Brief enthielt ein Zeugnis über Leopolds Fleiß und Fortschritte, das den Vater beglückte. Dazu kam, daß Leopold an mich lateinische Briefe schrieb, in denen er die illustrissima schola Portensis höchlich rühmte und es mir als das größte Glück der Erde vorstellte, in diese großartige Anstalt aufgenommen zu werden, wozu denn auch von Seiten des Vaters die Einleitungen getroffen wurden. Damals wird es gewesen sein, daß ich den Unterricht in den Elementen des Griechischen empfing, den man in Schulpforta voraussetzte. Zu derselben Zeit fing ich an, die Anfänge der lateinischen Syntax, von denen mir nur gelegentlich etwas bekannt geworden war, nach der

Grammatik, ohne Hilfe des Lehrers, so gut ich konnte, mir anzueignen, womit denn wohl mein eigentliches Studium begann. Ich that es aus eigenem Triebe, und der Vater bemerkte mit vieler Freude, daß ich Ernst mit dem Lernen machte, nachdem ich es so lange Zeit mehr wie ein angenehmes Spiel betrieben hatte. Die Jahre der Kindheit hatten ein Ende.

Zweites Kapitel.

Pforta.

(1811—1815.)

Wie lange liegen die Jahre von Pforta schon hinter mir! Aber alles, was ich dort erlebte, stellt sich mir in voller Klarheit vor die Augen und regt Gefühle wieder auf, die lange Zeit in mir geschlummert hatten. Es sind die Gefühle des Dankes und der Freude, doch auch der Wehmut im Andenken an die Freunde meiner Jugend, die zu einem großen Teile schon dahingegangen sind und eines noch tieferen Schmerzes, dessen Grund ich nicht zu verschweigen gedenke.

Ich war tief ergriffen, da ich die liebe Heimat verließ. Es war im Februar des Jahres 1811. Die Freunde aus der Schule hatten vom Rektor Seifert die Erlaubnis bekommen, mir vor der Abreise noch Lebewohl zu sagen, und kamen in Menge zu mir. Ich hatte mehrere von ihnen recht von Herzen lieb. Aber was war das gegen den Abschied von der Mutter, die mich fest an sich drückte und segnete, und von den Geschwistern, die ich hinter mir ließ! Schon stand der Schlitten vor der Thür, die Pferde waren

eingespannt und ihr Schellengeläute ließ sich hören. Der Vater setzte sich mit mir ein, und bald hatten wir die Heimat hinter uns. Von Pforta könnte ich keine klare Vorstellung haben. Ich hatte nur gehört, daß es eine Schule ohne gleichen, daß der Inspektor ein Freund unseres Hauses sei, und daß mein Bruder mich sehnlich erwarte. Dazu kam, daß der Vater mich selbst einführen und erst nach meiner Aufnahme, der eine Prüfung vorauszugehen hatte, zurückfahren wollte.

Die Fahrt war nicht ohne Beschwerde. Der Weg führte über den Orlas, das ist der Berg, der unser Thal gegen Osten schließt. Auf der andern Seite hatten wir tief hinabzufahren, um in das Thal von Bibra zu kommen. Dort aber erhob sich vor uns sogleich ein anderer Berg, der höher und steiler war als der erste. Unsern Pferden wurde es heiß. Als wir auf der Höhe des zweiten Berges ankamen, ging die Fahrt zuerst einige Stunden auf der Hochebene hin; doch hier war der Weg zum Teil ohne Schnee. Endlich sahen wir uns vor einem neuen Abhang. Es war das Thal der Saale, das sich hier vor uns aufthat. Bei Kösen erreichten wir die Landstraße, auf der wir in kurzer Zeit nach Pforta gelangten. Unter dem Thore machten wir Halt. Hier war die Wohnung des Inspektors, der uns mit der größten Freundlichkeit empfing und unsern Leopold sogleich kommen ließ. So war ich denn da, wohin er mich gerufen, wohin ich mich gesehnt hatte. Am folgenden Tage war im Schulgebäude die Reception. Ich bemerkte mit Freuden, daß ich nicht der einzige war, dem die Prüfung galt. Da waren Knaben aus verschiedenen Orten in Thüringen, aber auch aus Dresden und Leipzig. Ich geriet in eine kleine vornehme Gesellschaft, vor der ich mich wohl hätte scheuen können; ich that es aber nicht und fand auch wenig Zeit dazu, denn kaum hatten wir unsere Plätze eingenommen, als ein hochgewach-

sener Mann mit einem langen bis zu den Fersen hinabreichenden Rock und mit einem Ausdruck des Ernstes, wie er mir noch nicht vorgekommen war, schweigend zu uns hereintrat und wohl uns alle mit Ehrfurcht, wo nicht mit Furcht erfüllte. Es war der Rektor Ilgen. Nach einigen Augenblicken der Stille, in denen er uns überblickte, diktierte er uns ein lateinisches Specimen, mit dem wir in einer bestimmten Zeit fertig sein sollten. Wir waren noch nicht ganz zum Ziele gekommen, als Männer hereintraten, die sich nicht um uns zu kümmern schienen, in denen wir aber unsere künftigen Lehrer zu sehen glaubten. Ihre Zahl nahm allmählich zu und es entspann sich zwischen ihnen eine lebhafte Unterhaltung. Da war ein kleiner hagerer Mann, mit Perrücke und Zopf, offenbar hochbejahrt, eine noch nie gesehene Erscheinung, die mein Erstaunen erregte. Es war der Mathematikus Schmidt, ein höchst ehrenwerter Mann. Neben ihm eine etwas größere Gestalt, auch mit Perrücke, doch ohne Zopf, ein Bild der Einfachheit und Biederkeit. Das war der Lehrer der Quarta, der zugleich den Gesang und das Orgelspiel bei den Gottesdiensten zu dirigieren hatte, Cantor Fleischmann, der die Schüler seiner Klasse noch mit Er anredete. Ferner trat ein sehr stattlicher Herr im blauen Frack, mit Stulpstiefeln herein, der das Gespräch zu beleben schien, eine imponierende Gestalt mit geistvollem Ausdruck. Das war Professor Lange, Lehrer von Sekunda, dem die Schüler eine tiefgehende Anregung zum Studium des Altertums verdankten. Auch ein Mann von bedeutendem Leibesumfang erschien. Das war der Konrektor Schmidt, der Lehrer der Prima, der unter den Schülern als großer Lateiner galt. Auch der Lehrer der Tertia fehlte nicht, Professor Gernhard, der zugleich Diakonus war, ebenso wenig die freundliche Gestalt des Inspektors John, deren Erscheinung mir unter so vielen fremden Männern tröstlich war. Endlich trat der Rektor

wieder herein; er trug die Arbeiten in der Hand, die er uns abgefordert und durchgesehen hatte. Die Herren setzten sich, und jeder von uns hörte nun aus dem Munde des Rektors das Urteil über seine Arbeit. Die meinige wurde zwar wegen einiger Fehler getadelt, doch nicht verworfen. Im Griechischen wurde nur, wie im Vorübergehen, geprüft; auf die Frage, wie weit ich darin gekommen sei, gestand ich ehrlich, daß ich nur die Deklinationen gelernt habe. Ich wurde aufgenommen wie die andern, und ging aus dieser meiner ersten Prüfung als Alumnus der schola Portensis hervor. Nur dies hatte der Vater abwarten wollen, und nun überließ er mich einer Anstalt, in der gegen 200 Schüler zusammen lebten. Die Einrichtungen und das ganze so eigentümliche Leben, wie ich es in Schulpforta vorfand, gehören der Vergangenheit an. Sie verdienen es wohl, da so viele ausgezeichnete Männer aus dieser berühmten Schule hervorgegangen, daß wir hier etwas ausführlicher auch bei dem Einzelnen verweilen. Hatte ich mich unter den Lehrern fremd gefühlt, so war mir auch alles Übrige, was ich in der Anstalt sah, vollkommen neu und fremd. Da war Leopold mein Trost und mein Halt. Rektor Ilgen hatte mir aus freundlicher Rücksicht meinen Platz in demselben Wohnzimmer und an demselben Tische angewiesen, wo Leopold war. Er war am vierten Tisch dieses Zimmers Mittelgesell und ich wurde sein Untergesell. Das sollte nun meine kleine Welt sein. Die Aussicht aus den Fenstern war schön, nur war für einen Novitius, wie ich war, nicht leicht an die Fenster zu kommen; sie waren in unumschränktem Besitz der vier Selectaner, von denen jeder einen Tisch beherrschte, an dem er Obergesell war. Da ich in mein Zimmer kam, fand ich junge, kräftige Männer, denn für etwas anderes konnte ich sie nicht halten. Wie klein kam ich mir unter ihnen vor! Da war Schmieder, der schon damals etwas beson-

ders Edles und Feines hatte. Die Würde eines Primus Portensis gab ihm unter den Schülern das höchste Ansehen. Da war Leidenroth, ein Thüringer, groß und stark, der durch sein freundliches Benehmen sogleich mein Zutrauen gewann, das er auch für immer behielt. Er ist später Professor in Roßleben geworden, wo ich ihn auch zu meiner großen Freude wieder gesehen habe. Da war Freytag, der die Auszeichnung genoß, Famulus des Rektors zu sein. Mein eigener Obergesell wollte mir nicht recht gefallen; aber das schadete ja nichts, denn ich hatte meinen Bruder zur Seite. Die übrigen Bewohner des Zimmers, die Mittelgesellen und Untergesellen, traten hinter diesen Autoritäten, wie billig, zurück und ich erinnere mich ihrer nur dunkel. Kaum war ich eingetreten, so nahmen mich jene vier höchsten Autoritäten des Zimmers in ihre Mitte und fragten mich aus; besonders erinnere ich mich der Frage, der wie vielste ich in der Schule von Wiehe gewesen sei, worauf ich antwortete, ich sei der Andere gewesen, was sie sehr zu belustigen schien. Dann mußte ich die Professoren beschreiben, die ich bei der Rezeption gesehen hatte, ohne ihre Namen zu kennen. Bei jedem war mir dies oder jenes aufgefallen, und als ein offenes argloses Kind verhehlte ich nichts. Sie errieten immer sehr bald, wen ich meinte, und nannten dann den Namen. Vielleicht ist es dieser Prüfung anderer Art zuzuschreiben, daß die Eindrücke, die ich bei jener entscheidenden Prüfung empfangen hatte, sich mir so unauslöschlich eingeprägt haben. Aber ich sehe auch das ganze Zimmer, das als ein Eckzimmer vier Fenster hatte und an jedem Fenster einen Tisch, noch deutlich vor mir. Auf der rechten Seite der Thür stand an der Wand ein langer, niedriger Schrank, der die Stiefel und was zu ihrer Reinigung gehörte, in sich schloß. Über dem Schrank waren die Repositorien angebracht, auf denen auch meine Bibliothek, die aus wenigen Büchern bestand, ihren Platz

fand; auf ihm sah ich einen großen Wasserkrug und große Leuchter mit halb herunter gebrannten Talglichtern stehen. Der ganze Behälter mit dem, was in ihm verborgen und auf ihm sichtbar war, hatte für mich eine nicht geringe Bedeutung, denn ich hatte von nun an meine Stiefeln selbst zu putzen und den meinigen schloßen sich auch wohl die meines Obergesellen an, und mit dem Wasserkrug hatte ich fleißig zum Brunnen zu wandern. Beides war mir ganz neu, aber nicht beschwerlich; auch fand ich mich leicht darein, die Leuchter abends zur bestimmten Stunde in den Betsaal hinab- und wieder heraufzutragen. Mit diesen Dienstleistungen wurde ich sogleich bei jener ersten Vorstellung in meinem Zimmer bekannt gemacht. So hatte ich denn in dem großen Gemeinwesen der Schule meine Stelle und, wenn man will, mein kleines Amt. Es war ein sehr wohlgeordnetes Gemeinwesen, wie mir bald deutlich wurde. Das Merkwürdigste war mir, daß ich die erste Unterrichtsstunde nicht von einem Professor empfing, sondern von dem Schüler, der am Tisch die Oberherrschaft hatte. Zur bestimmten Stunde des Abends trat im Zimmer zuerst vollkommene Stille ein, als der Kollaborator, der in der Mitte zwischen dem ersten und zweiten Zimmer seine Wohnung hatte, ohne ein Wort zu sagen, die beiden Thüren öffnete, durch die er in jedem Augenblick in die Zimmer eintreten konnte, zwischen denen das seinige lag. In demselben Augenblick begann der Unterricht, den ich von meinem Oberen empfing, und dasselbe begann an jedem der vier Tische. Das kam mir höchst seltsam vor. Vier Lehrer hörte ich auf einmal sprechen, und da ein jeder gehört sein wollte, erhob er seine Stimme so sehr er nur konnte. Gab dies nun ein seltsames Durcheinandersprechen, wobei es mir, dem Neuling, nicht sogleich gelingen konnte, auf die Worte meines Lehrers zu achten, so kam noch etwas sehr Bedenkliches hinzu; denn in dem zweiten Zimmer, das von uns

nur durch die schmale Wohnung des Kollaborators getrennt war, geschah gleichfalls an vier Tischen ganz dasselbe, was ich soeben in meinem Zimmer mit einer gewissen Betroffenheit vor sich gehen sah, und durch die geöffneten Thüren, die einander gegenüber standen, drang das Getöse des Unterrichts aus jenem Zimmer zu uns herüber. Es war ein Durcheinanderklingen kraftvoller Stimmen, unter denen auch die feineren Stimmen der Unteren, denen der Unterricht galt, sich bemerklich machten. Mitten in dieser gewaltigen Aktion that sich die Eingangsthür unseres Zimmers auf und herein trat in eleganter Kleidung, den Hut in der Hand, dieselbe imponierende Gestalt, die ich schon bei der Rezeption bemerkt hatte, Professor Lange, der gerade Hebdomadarius war und die Runde durch die zwölf Zimmer der Schüler bei uns begann. Schweigend blieb er in der Nähe der Thüre stehen, indem er sein Augenmerk auf den Unterricht wendete, der hier erteilt wurde. Ich hätte gedacht, wir sollten uns ehrerbietig erheben, und vielleicht machte ich einen Versuch dazu; doch schnell wurde ich durch einen verweisenden Blick meines Oberen belehrt, daß dies etwas ganz Unschickliches sei. So blieb ich denn sitzen wie die andern, von denen ich doch bemerkte, daß die Stärke ihrer Stimme etwas nachließ, was ich sehr natürlich fand, was aber wohl auch für das zweite Zimmer das Zeichen war, daß der Hebdomadarius bei uns sei, der denn auch, nachdem er einige Minuten lang bei uns verweilt hatte, an dem Kollaborator vorüber in jenes Zimmer sich begab. Viel habe ich weder in dieser Stunde, in der sich mir so viel Neues darstellte, noch überhaupt bei meinem Obergesellen gelernt. Um so besser war es für mich, daß ich meinen Bruder zur Seite hatte. Er war in Pforta mein erster Lehrer. Als Mittelgesell hatte er in jener Unterrichtsstunde mit dem Oberen abzuwechseln und mich namentlich in den Anfangsgründen des Griechischen weiter zu

bringen. Die öffentliche Lehrstunde im Griechischen hatte ich bei dem Kollaborator Wink. Es gab für das Griechische noch eine geringere Abteilung; ihr hätte ich als ein Schüler, der vom Griechischen nichts weiter als die Deklinationen kannte, wohl zugewiesen werden sollen. Ein Schüler aus Dresden, der das Bekenntnis hierüber aus meinem Munde vernommen hatte, verfehlte nicht, dies dem Lehrer bemerklich zu machen. Da sagte der liebe, teure Mann, den ich noch dafür segne: „Laßt ihn nur hier; wird er wie sein Bruder, dann wird er euch bald übertreffen.“ Ich blieb also. Das Wort des gütigen Lehrers, das ich meinem Bruder sogleich überbrachte, zündete in ihm, wie in mir selbst; wir durften sein Vertrauen nicht täuschen, und in kurzer Zeit zeigten sich die gehofften Früchte.

Ich bekam aber noch von einer andern Seite eine sehr dankenswerte Förderung. Zu bestimmter Zeit trat eine Umwälzung, jedoch der friedlichsten Art, in der Anstalt ein. Die Gesamtheit der Schüler wurde in ihre einzelnen Bestandteile aufgelöst und ganz neu in die zwölf Zimmer verteilt. Da kam ich in das zweite Zimmer zu einem Obergesellen, dessen Gedächtnis in mir unauslöschlich lebt. Es war Ritter aus Leipzig, wohl einer der tüchtigsten jungen Männer, die Pforta gebildet hat, in der Kenntnis der alten Litteratur, besonders der römischen, ausgezeichnet. Er gab mir den Unterricht im Lateinischen und las, da ich gute Fortschritte bei ihm gemacht hatte, sogar einiges aus Ciceros philosophischen Schriften mit mir, mit denen er vollkommen vertraut zu sein schien. Dies ermutigte mich so, daß ich mit einem Freunde meines Alters, Marbach, der mein Stubengenosse war, Cato major und Lälius las. Mein Bruder, der bei der allgemeinen Umwandlung doch an meiner Seite geblieben war, setzte seinen Unterricht im Griechischen mit mir fort. Er führte mich in Xenophons Anabasis ein, von der wir das erste Buch mit einander

lasen. Ich erinnere mich sehr wohl der Schwierigkeiten, die dieses Buch, besonders in syntaktischer Hinsicht, für mich hatte, und wie froh ich war, wenn wir auf die einfache Angabe der Entfernungen des einen Ortes vom anderen kamen. Es war in viel späterer Zeit, als ich in der Erinnerung an Pforta die Anabasis wieder vor mich nahm und nun mit großem Vergnügen bis zu Ende las.

Eine Freude, die ich nie vergessen werde, machte mir Nitter, als er mich mit Homers Odyssee beschenkte. Es war die Ausgabe von Friedrich August Wolf, Leipzig bei Göschen 1807, mit einem Druck des Griechischen, wie er mir nicht wieder vorgekommen ist, und mit den Bildern des Odysseus, des Telemachos und der Penelope. Homer war mir damals noch ein verschlossenes Buch; aber ich sah in meine Odyssee wie in ein kleines Heiligtum mit ahnungsvollen Blicken hinein, und trug sie, die überdies schön gebunden war, oft unter dem Arme mit mir, in Hoffnung der Zeit, wo sie sich mir aufschließen würde. Ich bewahre dieses Kleinod noch und habe es nicht weniger lieb, als in jener frühen Zeit. Es ist mir zugleich ein Andenken an den früh dahin geschiedenen Freund, der in seiner Studentenzeit beim Baden ertrank. Gern sehe ich mit den Meinigen die von ihm eingeschriebenen Worte an Rankio suo Nitter.

Der Unterricht, den ich von ihm und meinem Bruder empfing, war so erfolgreich, daß ich plötzlich, mitten im Laufe des Semesters, aus der unteren Abteilung der Quarta in die höhere versetzt wurde, was für uns ein neuer Antrieb war, unser Bestes zu thun, um den Erwartungen der Lehrer zu entsprechen. Das war übrigens nicht leicht. Ich erschrak beinahe, als ich bei dem öffentlichen Unterricht mitten in Cäsars bellum Gallicum fiel und sogleich in einer der ersten Stunden zeigte, daß ich unter der dort erwähnten testudo die Schildkröte verstand. Die ausführlichen Beschreibungen von Belagerungen wollten mir nicht

sehr gefallen, zumal da es uns an jeder Kenntnis der Örtlichkeiten fehlte. Da hatten mich doch Miltiades, Themistokles und wie die Helden weiter heißen, von denen Cornelius Nepos erzählt, ganz anders angesprochen. Aber noch viel weniger Geschmack konnte ich dem Herodian und seinen Kaisergeschichten abgewinnen. Doch ließ ich es auch hiebei an Fleiß nicht fehlen, der denn auch bei der nächsten Schulfeierlichkeit nicht unbelohnt blieb. Sie fand am 1. November 1811 statt. Jeder Schüler, von Selekta bis Quarta herab, hörte aus dem Munde des Lehrers seiner Klasse ein kurzes Urteil über sich. Da trat zuerst Rektor Ilgen auf, und die Selektaner, die seine Schüler waren, stellten sich im Betsaal, wo die Schulfeier gehalten wurde, vollkommen geordnet vor ihm auf, um ihr Urteil zu hören. Einige, die besonderes Lob verdienten, empfingen aus seiner Hand eine Prämie, die aus einem größeren Werke bestand. Es folgten die Lehrer der Prima, der Secunda und der Tertia. Endlich trat Kantor Fleischmann auf, der Lehrer der Quartaner, zu denen ich gehörte, und gab sein Urteil über uns ab. Da hieß es von mir, ich sei ein Novitius bonae spei. Das war die erste öffentliche Anerkennung, die ich empfangen habe. Es kam auch bei Quarta zur Austeilung einiger Prämien. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich auch meinen Namen nennen hörte? Ich erhielt ein kleines Büchlein, das ich in jenen Augenblicken höchster Überraschung und freudigster Aufregung kaum aufzuschlagen wagte. Da die Feier zu Ende war, zeigte mein Bruder die größte Freude, denn er verstand besser als ich, was diese Auszeichnung bedeutete, an der er übrigens einen viel größeren Anteil hatte, als ich selbst. Wir waren abends aus dem Betsaal, wo das Abendgebet mit uns gehalten worden war, in unsere Zimmer zurückgekehrt, um uns hier noch still zu beschäftigen. Da wurde denn das liebe kleine Buch von allen Seiten besehen. Auf der vor-

deren Seite des Einbands stand mit goldenen Buchstaben eingeprägt: Studii frugiferi praemium, als Umschrift um das Königlich Sächsische Wappen. Der Titel lautete: Theocritus Bion et Moschus. Es war die Ausgabe von Schäfer, Leipzig bei Tauchnitz, 1809. Da hatte ich denn ein Buch, in dem ich nur Griechisch und Lateinisch sah, beides im feinsten Druck. Wie gern hätte ich den Inhalt verstanden! Zu meiner Verwunderung nahm ich wahr, daß ich die Verse wohl allenfalls metrisch lesen konnte; aber der Sinn war mir ganz unverständlich, und so durfte ich dieses Geschenk nur als ein Zeichen betrachten, daß man weitere Fortschritte von mir erwarte.

Es mochte 9 Uhr sein. Das weitere Besehen des kleinen Buches war umsonst und die Freude selbst mochte mich vor der Zeit ermüdet haben, denn erst um 10 Uhr gingen wir zu Bett. Da bemerkte Leopold, der an demselben Tische mir gegenüber saß, wie ich mit dem Schlafe kämpfte, und sagte freundlich, an einem Tage, wie dieser, dürfe man mir wohl etwas nachsehen, ich solle nur meine Arme auf den Tisch legen, um den Kopf darauf ruhen zu lassen. Ich verfehlte nicht, von dieser unerhörten Erlaubnis Gebrauch zu machen und schlief im Augenblick ein. Nie habe ich sanfter geschlafen als damals. Das Jahr 1811 ist ja ein gutes Weinjahr gewesen, für mich, den damals zwölfjährigen Knaben, den Novitius Portensis, war es ein Jahr des fröhlichen Studierens und eines geistigen Aufblühens, an das ich immer mit dankbarer Freude zurückdenken werde. Doch wird man nicht meinen, daß der fröhliche Knabe von Wiehe, dessen Liebe zur Freiheit einst so viel Anregung und Befriedigung gefunden, sich mit dem Eintritt in Schulpforta sogleich in einen Klosterbruder umgewandelt habe, der sich mit seiner Zelle begnügte und dessen Bewegung nur eine geistige war. Ich erinnere mich sehr wohl, daß mein Bruder mich wenige Wochen nach

meiner Aufnahme eines Abends in Thränen fand. Ich konnte nicht sagen, was mir fehle. In der That fehlte mir nichts als — meine Heimat und meine Freiheit. Es war Heimweh und ein sehr schmerzliches, so daß meine Thränen an jenem Abend nicht aufhören wollten zu fließen. Doch in der Nacht verschlief ich es und am andern Morgen war ich so froh und glücklich wie vorher.

Auch fehlte es ja schon im täglichen Leben keineswegs an Bewegung und Abwechslung. Das Schulhaus selbst, ein ehemaliges Kloster, war ein sehr großes Gebäude, das wir oft zu durchwandern hatten. In den obersten Räumen hatten wir unsere Schlafsäle, in die wir uns abends um 10 Uhr unter den Augen des Kollaborators, an dem wir in bestimmter Ordnung vorbeigingen, hinaufzubegeben hatten. Sobald wir im Schlafsaal waren, wurde vom Aufwärter die Thür hinter uns zugeschlossen. Das Rasseln der Schlüssel hatte für mich zu Anfang etwas Schmerzliches; es kam mir beinahe vor, als befinde ich mich in einem Gefängnis. Doch hatte ich den Trost, daß eine große Menge junger Leute, die das ganz in der Ordnung fanden, mit mir eingeschlossen war. So konnte das Gefühl der Verlassenheit, das hier über mich kam, doch nicht zur Herrschaft gelangen. Um 11 Uhr ließen die Schlüssel sich wieder hören und weckten mich aus dem Schlafe. Die Thür that sich auf und ein Mann trat mit seinem Lichte herein, hinter dem die Thür sogleich wieder zugeschlossen wurde. Es war der Kollaborator, der zur Ruhe ging; denn im Schlafsaal war ein Kabinet, worin sein Bett stand. Früh halb fünf Uhr, im Winter halb sechs Uhr, wurde die Thür mit großem Geräusch wieder aufgeschlossen. Die Stimme des Inspektors ließ sich vernehmen, der Kollaborator eilte in seinem Schlafrock an uns vorüber, und wir mußten uns schnell erheben und uns ankleiden, während die Oberen wohl noch einige Minuten der Ruhe pflegten. Jeder lief

nun so schnell er konnte durch den geräumigen Schlafsaal und die Treppe hinunter, die zum Korridor führte, wo wir an bestimmter Stelle unsere Waschbecken mit allem Zubehör fanden. Da wurde Toilette gemacht, doch auf die einfachste Weise; denn Spiegel wurden vergebens gesucht. die Stiefel wurden geputzt, die Röcke gebürstet; doch durfte dies alles nicht viel Zeit kosten, denn zur bestimmten Minute ließ sich die Schulglocke hören, die uns in den Betsaal rief. Da der Saal sich zu ebener Erde befand und wir im zweiten Stock des Gebäudes wohnten, gab das immer eine kleine Reise, erst den Korridor entlang bis zur Treppe, dann diese und noch eine zweite hinab in den Kreuzgang, dann aus diesem links in einen langen, ziemlich dunkeln Gang bis zum Betsaal, in den man unmittelbar neben dem Haupteingang des Gebäudes eintrat. Es war der größte Hörsaal, der sämtlichen Schülern und Lehrern den nötigen Raum gewährte. Zum Gebet versammelten sich alle Schüler, jeder an seinen bestimmten Platz. Die obersten Schüler saßen, wie billig, oben an, die jüngsten am untersten Ende. Kaum befanden wir uns an unseren Plätzen, so trat der Professor herein, der die Woche hatte, und schritt dem Katheder zu. Er that es langsam und feierlich. Der Famulus, ein Schüler, der sich diesen Dienst zu hoher Ehre rechnete, folgte ihm und trug ihm wohl auch die Bücher bis zum Katheder nach. Der Gottesdienst begann mit einem Gesang, den ein Schüler, der das Amt des Präcantors bekleidete, anstimmte. Es folgte ein Abschnitt der heiligen Schrift, den der Professor vorlas und erläuterte, dann ein Gebet, das den Schluß bildete. Nun hatten wir wieder eine kleine Reise zu machen, bis wir unsern Korridor erreichten, der sich zwischen den beiden Reihen der Zimmer in bedeutender Länge hinzog. Es erschienen Diener mit schmalen, langen Brettern, die mit Semmeln bedeckt waren. Dies war unser Frühstück, das

wir mit großem Behagen verzehrten, obwohl nur in den Sommermonaten Butter dazu gegeben wurde. Vortreffliches Wasser spendete der Brunnen, zu dem die jüngeren Schüler mit ihren Krügen hinabeilten, um sie zu füllen und mit größter Geschwindigkeit wieder hinaufzutragen. Da gab es auf dem Korridor, wo sonst die größte Stille beobachtet wurde, ein reges Leben. Es folgten Arbeitsstunden, zwischen die man die Lehrstunden eingelegt hatte. Zur Mittagsstunde wurde die Glocke gezogen und von allen Seiten eilten die Schüler hinab in den Kreuzgang, um sich da, jeder mit Serviette und Besteck versehen, in Reih und Glied zu stellen, bis der Hebdomadarius mit seinem Famulus erschien, um uns wohlgeordnet an sich vorbeiziehen und in den Speisesaal eindringen zu lassen; der Saal war sehr lang und zugleich sehr hoch. In der Mitte war er durch eine Anzahl von Säulen geschmückt, die sich bis zur Decke erhoben und sie stützten. Zu beiden Seiten dieser Säulenreihe zogen sich lange Tische hin, zu jeder Seite drei. An jedem dieser Tische hatte einer von den sechs Kollaboratoren den Vorsitz. Jeder stand an seinem Platz; sobald der Hebdomadarius einen Wink gab, stimmte der Präcantor einen Gesang an, in den alle mit kräftiger Stimme einfielen. Es waren die Worte: Gloria tibi trinitas, aequalis una deitas, et ante omnia saecula, et nunc et in perpetuum. Gesang und Worte machten einen außerordentlichen Eindruck auf mich; mit so vollem, kräftigem Gesang hatte ich Gott doch nie zuvor preisen hören. Während des Gesanges hatte einer von den Kollaboratoren an einem Lesepult Platz genommen, das in der Mitte des Saales an einer Säule angebracht war, und sprach dann ein Gebet, worauf sich alles fröhlich niedersetzte. Jeder fand auf seinem Teller ein kleines rundes Brot und daneben einen zinnernen Becher mit Bier. Doch an einigen Tagen der Woche wurde anstatt des Bieres Wein gereicht, den man

aus den Weinbergen der Schulpforta gewonnen hatte, wie auch das Bier in dem Brauhaus der Anstalt bereitet war. Nun begann unter den Schülern, die am Vormittag nicht viel hatten reden können, ein um so lebhafteres Gespräch, das von keiner Seite gestört wurde. Nur einigemal im Jahr trat plötzlich vollkommene Stille ein. Das geschah in der Zeit der Weinlese, wenn Trauben auf großen Schüsseln hereingetragen und verteilt wurden. Die Speisen wurden so reichlich aufgetragen, daß ich mich zu Anfang nicht genug darüber wundern konnte; auch fand ich sie, von Jugend auf an Einfachheit gewöhnt, sehr gut. Am Schluß wurde wieder gesungen und wir verließen den Saal, wie wir etwa eine halbe Stunde zuvor in ihn eingezogen waren. Als gälte es ein Wettrennen, eilten wir in unsere Zimmer hinauf, um Besteck und Serviette abzulegen, und mit noch größerer Schnelligkeit wieder hinab in den Kreuzgang, an dem Speisesaal vorüber, zu der einzigen Thür hin, die in den Hof und von da in den Garten führte.

Der Garten war groß, erschien aber bei dem ersten Eintreten viel größer als er war. Zur Linken dehnte sich ein Obstgarten aus, dessen Ende sich vor dem Blick verbarg. Eine große Grasfläche war von einer hohen Mauer und auf der rechten Seite von einem Laubwald begrenzt, der sich den Berg hinaufzieht und den Hintergrund von Schulpforta bildet. Ein Arm der Saale trennte uns vom Garten zur Linken, in dessen Gängen wir nur von Zeit zu Zeit Lustwandelnde sahen; den schönen Laubwald zur Rechten durften wir nicht betreten. Hätten wir auch versucht in sein Geheimnis einzudringen, so würden wir bald an die alte Klostermauer gekommen sein, die dem weiteren Vordringen ein Ziel setzte. Uns blieb nur die Grasfläche übrig, auf welcher jede der fünf Klassen der Anstalt ihren eigenen Spielplatz hatte, der von Unberufenen nicht be-

treten werden durfte. Doch gab es auch noch unverteilten Grund, der glücklich genug der schönste von allen war. Da war auf der linken Seite das Ufer der Saale und auf der rechten der Saum des Waldes. Hier fanden sich die Freunde zusammen und gingen in traulichem Gespräch mit einander auf und ab. Wie schön war das oft! Das rege innere Leben, das sich hier aussprach und entwickelte, ließ uns für gewöhnlich die räumliche Beschränkung vergessen, in der wir uns bewegten. Wurden wir doch auch zuweilen aus den Klostermauern hinaus ins Freie geführt, und bekamen wir doch auch im Sommer einmal oder zweimal die Erlaubnis, am Sonntag Nachmittag die Gegend ohne Führer zu durchstreifen. Da besuchten wir gern die Ruinen der Rudelsburg, wo wir auf dem linken Ufer der Saale die Ruinen von Saaleck uns gegenüber hatten. Auf einem Vorwerk in der Nähe war Milch und Brot zu bekommen. Wenn der Abend sich neigte, kehrten wir an den Gradierhäusern der Saline Kösen vorüber eilig zurück, um nicht zu spät zu kommen. Das gab dann eine gewisse geistige und leibliche Erhebung, die auf einige Tage anhielt und mit der klösterlichen Abgeschlossenheit versöhnte. Auch zur Naumburger Messe, die ein großes Ereignis war für nah und fern, wurde uns ein Nachmittag freigegeben.

Die größte Freude, die uns jährlich einmal gemacht wurde, war der Bergtag. Das war der Tag, an dem das Leben, das sonst hinter den Klostermauern verborgen blieb, die ja auch den Garten umschloßen, aus ihnen in aller seiner Lust, auch in seiner jugendlichen Schönheit heraustrat. Mit grünen Zweigen geschmückt, ordnete sich das Heer der Schüler nach seinen Abteilungen und zog zum Thore hinaus und den Berg hinauf. Zuerst führte der Weg neben der Mauer hin. Da, wo wir sie hinter uns hatten, zeigte sich uns ein Seitenweg, der zu der reichen Quelle hinführt, die ganz Schulpforta mit Wasser versieht.

Dort sollte einst Klopstock als Schüler oft einsam geruhet und gedichtet haben. Wir nannten sie die Klopstocksquelle und freueten uns des Dichters, der aus Pforta hervorgegangen war, und den wir als den Unsrigen betrachteten. Wenn die Höhe des Berges erreicht war, entfaltete sich das kleine Heer, und es wurde auf der freien Fläche ein großer Kreis gebildet, der einen frohen Gesang anstimmte und sich dann wieder auflöste. Es folgten nun Spiele in mannigfaltigster Weise, bis endlich die Freunde sich zusammenfanden und in kleinen oder größeren Gruppen sich vergnügten. Es fehlte nicht an Buden, die für den Bergtag hier aufgeschlagen waren. Einmal saß ich mit einigen meiner kleinen Freunde am Abhang des Berges, wo wir die Aussicht auf das Thal genossen. Wir ließen einander — in Limonade — leben und einer von uns, Namens Schirlitz, wurde so entzückt, daß er auffuhr mit dem Rufe: „Die ganze Welt soll leben!“ Daraus nehme man ab, wie schön es bei uns am Bergtage war.

Doch wer beschreibt die Freude, wenn die Ferien kamen und wir, mit Stock und Reisetasche, die Wanderung nach Hause antraten, wo wir vierzehn Tage oder drei Wochen, unbeschwert durch irgend eine Schulaufgabe, bleiben durften! Immer noch will es mir scheinen, daß es doch keinen lieblicheren Weg geben kann, als den Weg, der uns in die Heimat führte. Das Schönste des Weges war, wenn wir die Höhe des Orlas erreicht hatten und das Thal der Unstrut sich vor uns ausbreitete. Das war auch der Ort, wo wir auf der Rückreise immer Halt machten; denn wir sahen von da aus die liebe Heimat auf ein ganzes Jahr zum letztenmal.

Doch gingen wir auch gern wieder nach Pforta, wo wir mit unsern Freunden wieder zusammentrafen und mit ihnen unsere Studien fortsetzten.

Ich habe später manche gelehrte Anstalt gesehen, aber

Pforta hatte doch etwas Einziges. Ich wünschte zwar, daß uns mehr Freiheit der Bewegung im Freien vergönnt gewesen wäre, mehr Übung und Entwicklung der leiblichen Kraft, deren Wert erst später zu voller Anerkennung gekommen ist. Aber die Freiheit der geistigen Bewegung, die wir genossen, war unschätzbar, und in ihr finde ich den größten Vorzug von Schulpforta. In vielen Anstalten, die ich in mehrfacher Beziehung trefflich nennen muß, befindet sich der Schüler von der untersten Klasse bis zur höchsten in Hinsicht der geistigen Ausbildung in einem Grade gebunden und eingeengt, daß er kaum etwas anderes zu thun im stande ist, als was er gezwungen thut. Alles ist vorgeschrieben und die Menge des Vorgeschriebenen ist so groß, daß häufig auch der Sonntag nicht frei von Arbeiten für die Schule ist. Sind die Schüler mit Arbeiten überladen, so sind es die Lehrer in nicht geringerem Grade. Für beide finde ich dies sehr bedenklich. Welche Spannkraft des Geistes gehört für den Lehrer dazu, unter der Last der Geschäfte nicht zu ermüden und das edle Amt der Jugendbildung nicht zu einem Handwerk herabsinken zu lassen! Ebenso wird bei den Schülern auf die zu starke Anstrengung, die ihnen aufgenötigt wird, leicht eine geistige Erschlaffung, wenn nicht eine Abneigung gegen die Studien eintreten, von denen sie doch angezogen werden und einen Antrieb für das ganze Leben empfangen sollten.

In Pforta war es ganz anders. Da wußte kein Schüler, auch kein Lehrer von Überbürdung. Die Zahl der Lehrstunden war in allen Klassen sehr mäßig; die Zahl der schriftlichen Arbeiten, die gefordert wurden, war im Vergleich mit andern Anstalten sehr gering. Von jener peinlichen Berechnung der in den Probearbeiten begangenen Fehler, von welcher die Lokation der Schüler abhängt, und von dieser Lokation selbst nicht die leiseste Spur! Meist war es nur eine Zahl, die der Professor unter die Arbeit

schrieb, durch die er ihren Wert andeutete. Es blieb uns viele Zeit zu freier Arbeit, über die es keine Aufsicht gab, die aber doch von den allermeisten fleißig benutzt wurde. Unvergleichlich war die schon angedeutete Einrichtung, daß drei oder vier Schüler an einem Tisch arbeiteten und daß jedesmal ein Schüler aus der höchsten und neben ihm ein Schüler aus der mittleren Klasse einen oder auch zwei der jüngeren Schüler bei sich hatten, die sie in den Anfängen der beiden gelehrten Sprachen unterrichteten. Sahen sich die jüngeren Schüler hiedurch auf das beste gefördert, so war es auch für ihre jugendlichen Lehrer vom größten Wert, nicht allein weil sie die Kenntnis der Anfangsgründe, von denen das sichere Fortschreiten abhängt, in sich befestigten, sondern weil sie die Gabe der Mitteilung, die Gabe des klaren, geordneten Sprechens übten, ohne sich dessen recht bewußt zu werden. Der Jüngere erfuhr nun leicht von einem seiner beiden Lehrmeister, womit er sich zu beschäftigen habe, um weiter zu kommen. Die Älteren hatten dieselbe Schule durchgemacht, sie genossen den Unterricht trefflicher Lehrer, der für sie in keiner Weise drückend und aus diesem Grunde um so anregender war.

Ein ganz vorzüglicher Lehrer war der schon erwähnte Professor Lange, derselbe, der durch das Leben von Friedrich Thiersch auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Er steht in meiner Erinnerung als das Ideal eines Schulmannes da. Würdevoll und ernst in seiner Erscheinung, hatte er doch eine anziehende Kraft für seine Schüler, die mit jener Bewunderung und Liebe, deren das jugendliche Gemüt fähig ist, zu ihm aufblickten. Er war Lehrer der Sekunda und unter ihm erwachte die begeisterte Liebe zum klassischen Altertum, die sich besonders darin zeigte, daß wir uns aus eigenem Antrieb dem Studium der Dichter und Geschichtschreiber der alten Welt mit allem Eifer hingaben. In den Unterrichtsstunden wurde nicht viel gelesen,

von der Ilias, von der Äneis vielleicht ein oder zwei Gesänge, von Livius etwa ein Buch; aber um so mehr lasen die Schüler für sich. Man lernte ganze Gesänge Homers und Virgils auswendig und suchte sie wohl in deutschen Versen nachzubilden, wie man sich auf der andern Seite auch in der Übertragung deutscher Gedichte in das Lateinische versuchte. Da war nun der Einfluß des Professors Lange unschätzbar. Er sah es gern, wenn ihm seine Sekundaner dann und wann etwas von ihren freien Arbeiten vorlegten. Das habe ich denn auch, zwar mit Schüchternheit, aber doch mit Freude gethan. Da wir mit den alten Geschichtschreibern viel beschäftigt und der geschichtlichen Sprache nicht ganz unkundig waren, wagten wir es wohl einmal, ein Stück vaterländischer Geschichte in lateinischer Sprache zu erzählen. So hatte ich in der Ferienzeit in der geschichtlichen Bibliothek des Vaters einmal eine sehr eingehende Beschreibung des Feldzugs, den Markgraf Albrecht im Jahr 1553 gegen Kurfürst Moritz von Sachsen unternahm, und namentlich jener Schlacht bei Sievershausen, in welcher der Kurfürst zugleich siegte und seinen Tod fand, entdeckt und eifrig gelesen. Ich wagte dies in der Hauptsache in lateinischer Sprache frei nachzuerzählen. Da ich mein kleines Werk vollendet hatte, legte ich es meinem verehrten Lehrer vor. Noch ist es mir in lebhafter Erinnerung, wie ich schüchtern und kühn zugleich vor der Thür seines Studierzimmers stand und anklopfte. Ich hatte ihn vorher nur in seinem Amt gesehen; jetzt sah ich ihn zum erstenmal in seinem Zimmer, das mir wie eine geheiligte Stätte erschien. Er saß an seinem Arbeitstisch, auch hier war eine gewisse Eleganz an ihm sichtbar, der Kopf war mit einem seidenen Mützchen bedeckt, doch so, daß dieses weit zurückgeschoben und die Stirn ganz offen war. Ohne viele Worte nahm er meine Arbeit an. Einige Wochen später ließ er mich rufen und gab sie mir mit einigen

anerkennenden und zugleich belehrenden Worten zurück. Der ernste, wohlwollende Mann hatte auf mich aufs neue einen tiefen und anregenden Eindruck gemacht. Ich ehrte ihn hoch und zugleich vertrauete ich ihm ganz. So war es gewiß auch bei vielen meiner Mitschüler, und das war das Geheimnis seiner Wirksamkeit.

Mein Bruder Leopold ehrte diesen vorzüglichen Lehrer nicht weniger als ich, und ist ihm nicht geringeren Dank schuldig geworden. Aber unter allen Lehrern stand er dem Kollaborator Wick am nächsten, und es kam zwischen beiden nach und nach zu vertrauter Freundschaft, die auf gegenseitiger Anerkennung und sogar auf gemeinsamen Studien ruhte. Mein Bruder beschäftigte sich besonders eifrig mit Sophokles, dessen Tragödien er mit Glück metrisch nachbildete. Mit Sophokleischen Studien war aber auch Wick damals beschäftigt. So zogen sie einander an, und oft mußten wir hören, wie beide in freien Stunden in Wicks Zimmer Sophokleische Stücke mit lauter Stimme abwechselnd lasen, ohne ein deutsches Wort hören zu lassen. Bald fing denn Leopold an, sich an die metrische Übertragung einer ganzen Tragödie zu wagen. Da sie ihm auch nach dem Urteil seines gelehrten Freundes gelang, setzte er die Arbeit, bei der vielleicht sein produktives Talent erwacht ist, fort, und so hat er in den drei letzten Jahren seiner pförtnischen Zeit drei Tragödien übersetzt. Ob der Gedanke an den Vater schon zu Anfang einen Einfluß hierauf gehabt hat, weiß ich nicht; aber er richtete sich so ein, daß am 22. Mai die Arbeit fertig, in das Reine geschrieben und schön gebunden war, um dem Vater zu seinem Geburtstag überreicht zu werden. Die ersten Seiten enthielten eine poetische Widmung von ihm und ein deutsches Gedicht von mir, in dem ich der Liebe zum Vater einen Ausdruck zu geben suchte. Die Freude des Vaters über die Leistungen seines Ältesten, seines Leopold, war unbeschreiblich. Doch sagte

er mir einmal, er möchte wünschen, daß die Sophokleischen Stücke nicht einen so sehr ernsten, zum Teil schrecklichen Inhalt hätten. Er fürchtete, daß die anhaltende Beschäftigung auf Leopolds Stimmung und selbst auf seine Gesundheit nicht günstig einwirken werde. Doch war weder das eine noch das andere bei ihm zu befürchten; denn er betrachtete die Tragödien schon ganz als Kunstwerke, die er zu erfassen und zu würdigen suchte, ohne den Gegenstand der Darstellung mehr als nötig auf das Gemüt wirken zu lassen.

Wenn ich nun weiter bedenke, was einen mächtigen Einfluß auf uns geübt hat, so war es das, was ich die Tradition von Pforta nennen möchte. Klopstock habe ich schon genannt, und er war wohl unser geehrtester Vorgänger. Aber auch Fichte war in Pforta gewesen und hatte die Würde eines Famulus bei Mathematikus Schmidt bekleidet, der ihn auch zuweilen erwähnte, wobei er uns mitteilte, daß Fichte in seiner Wissenschaftslehre die mathematische Methode nachgeahmt und den Satz „Ich bin Ich“, den niemand bezweifeln werde, zur Grundlage seiner philosophischen Lehre gemacht habe. Zeigt uns dies, daß außer einem großen Dichter auch ein berühmter Philosoph aus Pforta hervorgegangen war, so waren Namen, die kurz vor unserer Zeit die Pforta geziert hatten, noch wirksamer. So wurde noch von Döderlein, Meineke, Steinacker und von ihren Leistungen erzählt, denen man es nachzuthun wünschte. Schmieder, Wunderlich, Heydler, Ehrenberg waren noch mit uns in Pforta. Die drei zuerst genannten waren ganz auf das Studium des Altertums gerichtet; Ehrenberg aber zeichnete sich vor uns allen dadurch aus, daß er Botanik verstand und von jedem Spaziergang Pflanzen, besonders Gräser und Moose, mitbrachte, die er dann nach dem Linné'schen System bestimmte. Auch Mathematiker gab es unter uns, zu denen jedoch weder ich noch mein Bruder

gehörte, obwohl wir beide nach einander in die Würde eintraten, die einst Fichte bekleidet hatte. Einer von denen, die ihre Freude an mathematischen Studien fanden, war Wilhelm Sause, der die mathematischen Werke des Philosophen Wolff, des Schülers von Leibnitz, eifrig studierte. Er regte auch mich etwas an. Doch ging die Überlieferung von Pforta vorzüglich auf die klassischen Studien, worin wir außer den Lehrern an jenen ausgezeichneten Vorgängern unsere Vorbilder hatten. Friedrich Thiersch, wohl einer der dankbarsten Schüler, die Pforta gezogen hat, gehörte schon einer früheren Zeit an, und hatte sich damals als Schriftsteller noch nicht so hervorgethan, daß von ihm zu meiner Zeit besonders hätte gesprochen werden können.

Außer diesen Vorbildern wirkte aber auch die Art der Prüfungen sehr vorteilhaft ein. Die Hauptaufgabe erteilte der Rektor Ilgen. Sie bestand in einem von ihm selbst verfaßten Diktat, das wir die Versmaterie nannten, denn es enthielt eine meist aus der älteren vaterländischen und namentlich der thüringischen Geschichte geschöpfte Erzählung in lateinischer Sprache, die als Grundlage einer größeren poetischen Darstellung in derselben Sprache dienen sollte. Sie war mit besonderer Sorgfalt so angelegt, daß sich nicht bloß die beiden obersten Klassen an ihr versuchen konnten, die noch wenig geübten Schüler konnten sich genau an das Diktat halten und doch etwas Befriedigendes leisten. Den Schülern der höheren Klassen blieb es überlassen, das Diktat mit Freiheit zu behandeln und ein Gedicht daraus zu schaffen, das dem Grade ihrer philologischen und poetischen Bildung entsprach. Für diese Arbeit waren mehrere Tage freigegeben. Außerdem waren Kommentare zu bestimmten Stellen der in den verschiedenen Klassen gelesenen griechischen Schriftsteller in lateinischer Sprache zu verfassen. Nichts erregte aber die Schüler so sehr wie jene poetische Arbeit. Manchen wurde sie nicht eben leicht, während andere, die

mit den römischen Dichtern sehr vertraut waren, ihre Aufgabe so rasch zu Ende brachten, daß ihnen noch Zeit übrig blieb, einen Teil davon in griechischen Versen zu bearbeiten. Die Beurteilung der Arbeiten bildete einen öffentlichen Akt, der im Beisein sämtlicher Schüler und Lehrer vorgenommen wurde. Dabei erreichte nun die Spannung den höchsten Grad. Jeder Lehrer sprach über die Arbeiten seiner Klasse und die Art, wie er dies that, war für ihn selbst sehr bezeichnend; auch wurde über jeden Schüler ein Urteil gehört. So trat jeder Lehrer und zugleich jeder Schüler auf eine Weise hervor, die höchst anziehend und belehrend war. Die größte Ehre war, wenn der Lehrer an der Arbeit eines Schülers eine so große Freude hatte, daß er einen Teil davon, zuweilen einen größeren, vorlas. Ich kann nicht glauben, daß Lehrer und Schüler diesen Akt beschlossen, ohne eine neue, bedeutende Anregung empfangen zu haben.

Vielleicht war aber noch ergreifender der Akt der Valediktion. Hiezu war auch, wenn ich so sagen darf, ganz Pforta versammelt. Die abgehenden Schüler traten nach einander an das vor dem Katheder angebrachte Pult und lasen eine in lateinischer Sprache verfaßte Abschiedsrede, die zuweilen eine größere Abhandlung über einen Lieblingsgegenstand in sich aufnahm. Diese Reden waren die letzte Leistung des Schülers, die als Beweis seiner Reife für die Hochschule dienen konnte. Gewiß that hiebei jeder sein Bestes; die Lehrer sahen hierin eine Frucht ihrer Arbeit, aber den eigentlichen Gewinn von diesen Reden hatten die Zurückbleibenden, denen sie zum mächtigsten Antrieb dienten, alle ihre Kräfte zusammen zu nehmen, um zu seiner Zeit ähnliches zu leisten.

Wurde auf so edle Weise der Trieb der Nacheiferung geweckt und immer wieder angeregt, so darf nicht übersehen werden, daß der Grund, auf dem unsere Erziehung ruhte, ein christlicher war. Mit Gebet und Gesang und mit dem

Anhören eines Abschnittes der heiligen Schrift wurde der Tag begonnen und beschlossen. Zuweilen wurde vom Lehrer eine kurze Erläuterung hinzugefügt. Wie eifrig war hierin der liebe, treue Mathematikus Schmidt, der es sich besonders erbeten hatte, die Vorlesung der alttestamentlichen Bücher, die für das Abendgebet bestimmt war, wenn er die Woche hatte, mit Bemerkungen zu begleiten, was sonst nicht geschah. Da zeigte der schon hochbejahrte Mann ein Feuer im Erzählen und Beleuchten der Geschichte, das schon an sich selbst erbaulich war. Mir ist unvergeßlich, wie er über die Verfolgungen sprach, die David von Saul zu erdulden hatte. Es war nicht zu verkennen, er lebte und webte in der heiligen Geschichte, und es lag ihm daran, sie uns in das Herz zu prägen. Wenn er vom Katheder herabstieg und durch unsere Reihen ging, waren seine Schritte kurz und eilig. Es war aber die Schnelligkeit des Alters, die zugleich etwas nicht vollkommen Sicheres hatte. Wer hätte wohl diesen Greis nach dem Gebet hinausgehen sehen, ohne eine tiefere Bewegung zu empfinden!

Der Religionsunterricht wurde überdies etwa zweimal wöchentlich erteilt, für die unteren Klassen von dem treueifrigen Professor Gernhard, für die oberen von dem sanften und liebreichen Inspektor John, der das Lehrbuch von Morus zu Grunde legte und bei Gelegenheit Stellen des Alten oder des Neuen Testaments in der Grundsprache lesen und lateinisch wiedergeben ließ. Er war ganz von der Sache erfüllt, und wenn sein Unterricht nicht für alle gleich anregend war, so lag der Grund darin, daß er den Schülern der drei oberen Klassen gemeinsam erteilt wurde.

So war denn freilich ein wohl bemessenes Fortschreiten nicht möglich und das Ganze erhielt mehr den Anstrich eines gelehrten Unterrichts. Doch will ich nicht verschweigen, daß dieser treffliche Geistliche mir den Konfirmanden-Unterricht erteilt und mir bei der Konfirmation den

Spruch: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben," an das Herz gelegt und zu meinem eigenen Spruche für das ganze Leben gemacht hat. Auch hat er meine Beichte gehört und mir unter Handauflegung Absolution und Segen erteilt. Damals war nämlich die Privatbeichte in Sachsen noch üblich, wie ich mich denn auch noch des tiefen Eindrucks erinnere, den ich empfand, wenn ich meinen Vater in festlichem Abendmahlskleid aus der Privatbeichte nach Hause kommen sah.

In der Kirche hörten wir John und Gernhard abwechselnd predigen. Das Ergreifendste war aber die Feier des heiligen Abendmahls, an der alle Lehrer und alle konfirmierte Schüler, was sie fast alle waren, teil nahmen. Es ist mir, als sehe ich noch die ehrwürdigen Männer, die unsere Lehrer waren, in ihrem geistlichen Schmuck, denn sie waren ohne Ausnahme Theologen, an den Altar treten und dort knieend das heilige Mahl empfangen, und wie wir ihnen dann folgten.

Außer der Zeit wurde nicht von diesen heiligen Dingen gesprochen, auch nicht gelesen, und doch senkten sie sich, ohne daß wir recht davon wußten und während unsere Studien nach einer ganz andern Richtung hingingen, tief in das Innere ein.

Eindrücke ganz anderer Art wurden uns durch die Ereignisse des Kriegs gegeben, die uns sehr nahe berührten, da Pforta an der großen Heerstraße liegt, die von Frankfurt am Main nach Leipzig und Dresden führte. Von unseren Wohnzimmern aus sahen wir die französischen Truppen zu Pferd im Jahre 1812 in Zügen, die kein Ende nehmen wollten, nach Rußland, im Frühling des Jahres 1813 nach Weißenfels und Lützen an unsern Mauern vorüber eilen. Doch geschah es auch, daß Abteilungen französischer Infanterie sich bei uns eine kurze Rast verstatteten; dann wurden unsere schönen, geräumigen Säle,

aus denen man die Tische und Bänke entfernt hatte, zum Ruhelager für die ermüdeten Leute. Am 2. Mai 1813 erfolgte die Schlacht bei Lützen und regte uns gewaltig auf, da der Kampf in so geringer Entfernung von uns stattfand. Es hatte doch einen nicht geringen Einfluß auf uns, daß unser König, Friedrich August, mit Napoleon verbündet war. Wir sahen mit Schrecken, daß der große Kampf auf sächsischem Boden ausgefochten werden sollte; aber wir haßten Napoleon nicht, dessen Thaten uns ja an die viel bewunderten Helden des Altertums, Alexander den Großen und Julius Cäsar, erinnerten. Unsern Kurfürsten hatte er auf jede Weise begünstigt und sogar zur Würde eines Königs erhoben, und wir wußten nicht, daß diese scheinbare Erhebung eine wahre Erniedrigung in sich schloß. Wohl wußten wir von den Niederlagen, die Napoleon in Rußland erlitten; aber wir schrieben sie nur Unfällen zu, die seinen Ruhm in unsern Augen nicht trübten. Wir dachten nicht anders, als daß er mit dem neuen Heere, das er mit so unbegreiflicher Schnelligkeit um sich versammelt hatte, als der größte Heerführer der Zeit, für den wir ihn hielten, den Sieg über die entgegenstehenden Heere, deren Geist wir nicht kannten, leicht gewinnen werde. Was eine abermalige Niederlage der Preußen für sie selbst und für ganz Deutschland bedeutet hätte, davon mögen wenige von uns etwas geahnt haben. Wurde nun der neue vaterländische Geist in unserer Schule nicht angeregt, so fielen mit der Zeit doch einige Funken dieses Geistes auch zu uns herein. Die Kämpfe bei Lützen und Bautzen zeigten den wunderbaren Aufschwung, der in Preußen nach den Niederlagen von 1806 unbemerkt stattgefunden hatte; es war von Deutschland, von der Befreiung des ganzen Vaterlandes aus der französischen Knechtschaft die Rede. Da zeigte sich bald, daß die Liebe zu dem deutschen Vaterlande auch bei uns nur wie im Schlafe gelegen hatte, aus dem sie erweckt

werden konnte, und mit der Liebe erwachte auch die Hoffnung, daß es mit Gott möglich sein werde, die Feinde zu vertreiben. Andere hielten mit ihrer Bewunderung Napoleons die Überzeugung fest, daß er siegen werde. Wo seien die Feldherren, die sich mit ihm messen dürften, und wie könne man annehmen, daß unser König Friedrich August, den man den Gerechten nannte, die Treue gegen Napoleon brechen, oder daß Österreich nach den Erfahrungen von 1809 sich noch einmal gegen ihn erheben werde, zumal da die österreichische Kaisertochter Luise die Gemahlin Napoleons sei. Während hierüber unter uns gestritten wurde, verschwanden plötzlich Schüler der obersten Klassen aus unserer Mitte und traten, wie sich erst später ergab, in das sächsische Freikorps, das sich nach dem Vorbild der Lützower bildete. Einer von ihnen zeigte sich später in seinem kriegerischen Schmuck und wurde bewundert. Doch unser König hielt an seinem Bunde mit Napoleon fest, und hieraus ergab sich für uns ein innerer Widerstreit, ein Schwanken, aus dem wir nicht herauskamen, bis durch die Schlacht bei Leipzig alles entschieden war. Wir sahen die fliehenden Franzosen, die über die Saale gegangen waren und in langen Reihen auf den Anhöhen jenseits der Saale davon eilten. Bald darauf sprengten einzelne Kosacken auf der Hauptstraße an uns vorüber. Ob uns die Freiheit gegeben wurde oder ob wir sie uns nahmen, weiß ich nicht mehr; aber es zog uns mit unwiderstehlicher Macht hinaus vor das Thor, um einen jener Kosacken zu sehen, die den Franzosen so großen Schrecken eingejagt hatten. Wir bekamen einen ganzen Zug von ihnen zu sehen. Einzelne hielten unsere Klosterschule für ein wahres Kloster und fragten nach Heiligenbildern, wie sie wohl in den Klöstern ihrer Heimat zu haben sind.

Unsere Spannung erreichte den höchsten Grad, als ein preußischer Vorposten erschien und an uns heranritt. Er

rief uns zu: „Ihr König ist gefangen, Napoleon ist mit Mühe entkommen, der Polenkönig Poniatowsky ist in der Elster ersoffen.“ Kaum hatte er es gesagt, so sprengte er weiter nach Kösen zu, wohin dann weitere Truppenteile vorrückten. General Thielemann, der früher Husarenoberst gewesen und uns von Wiehe her bekannt war, gab vor unseren Ohren seinem Adjutanten einen Befehl, von dem wir die Worte vernahmen: „Die Artillerie soll traben.“ Kurz darauf hörten wir den Kanonendonner von Kösen her, wo die Franzosen die Saalbrücke zur Deckung ihres Rückzugs besetzt hatten. Der Kampf schien heiß zu sein; wir hörten das Gewehrfeuer als wäre es bei uns, und der Kampf war wirklich nur eine halbe Stunde von Pforta entfernt. Es wurden Verwundete gebracht und unsere Räume zum Teil von Verwundeten angefüllt. Die Zügel der Disziplin waren damals bei uns ein wenig schlaff geworden, die Aufregung der Lehrer und Schüler ließ nicht daran denken, daß Unterricht erteilt werden könnte. Ich habe damals zum zweiten Mal Kriegsverwundete gesehen, und unvergeßlich ist mir der Anblick eines Franzosen, der durch eine Flintenkugel am Kopf verwundet war. Er war mir ein Bild des Schmerzes, das noch immer zuweilen in mir auftaucht.

Das sind die Erinnerungen eines Schülers, der damals noch nicht 15 Jahre alt war.

Das Jahr 1814 war für mich dadurch von Bedeutung, daß mein Bruder zur Universität abging. Wie er einst darauf gedrungen hatte, von Donndorf nach Pforta versetzt zu werden, so war er nun entschlossen, seine Schulzeit zu beendigen und nach Leipzig zu gehen. Ich war dabei, als Inspektor John, der Freund des Vaters, ihn freundlich davon abmahnte. Leopold vollendete im Frühjahr 1814 erst sein fünftes Schuljahr; aber der Unterricht in Pforta war auf eine Dauer von sechs Jahren berechnet, und die

Selectaner hatten an Rektor Ilgen einen Lehrer, wie er selten gefunden werden mag. Es war für meinen Bruder bezeichnend, wie er sein Vorhaben verteidigte. Er konnte nicht wie einst bei Donndorf sagen, daß er hier nichts mehr lernen könne; aber er behauptete, er könne nicht genug für sich arbeiten, die Stunden, denen er beiwohnen müsse, seien für ihn eine Unterbrechung, die ihm nicht lieb sei. Der väterliche Freund hielt ihm entgegen, in Leipzig werde er dieselbe Unterbrechung finden, er werde sich ja den Vorlesungen nicht entziehen wollen. Leopold versetzte, da werde er doch ganz sein eigener Herr sein. Er reichte dann eine lateinische Arbeit ein, in der er so eingehend über die dramatische Poesie schrieb, daß Professor Lange später äußerte, mein Bruder denke wohl daran, sich ihr ganz zu widmen. Inspektor John aber erklärte, mit einer Arbeit wie diese hätte Leopold sich einen akademischen Grad erwerben können.

Ich muß es für mich als einen großen Verlust betrachten, daß er Pforta verließ. Von einer Gemeinschaft der Studien konnte bei uns nicht die Rede sein, wie auch seine Freunde an Kenntnissen und Jahren hoch über mir standen; aber ich hatte an ihm einen Berater, den ich später sehr vermißte.

Doch bald nach Leopolds Abgang trat mein jüngerer Bruder Ferdinand ein, der unter meine Leitung gestellt wurde. Ich darf wohl hier sogleich bemerken, daß meine jüngeren Brüder, Wilhelm und Ernst, später auch das Glück genossen haben, Schüler der Pforta zu sein. Ferdinand war ein liebenswürdiger Knabe mit offenem Blick und offenem Herzen. Es war mir die größte Freude, ihn in meiner Nähe, ja an meinem Arbeitstisch zu sehen. Er ist später Lehrer so vieler junger Leute geworden, die ihm Großes verdanken; aber ich muß doch die Ehre in Anspruch nehmen, sein Lehrer gewesen zu sein, und zwar in der lateinischen Sprache. Ich erinnere mich noch, wie wir den

Anfang von Johannes Müllers Geschichte der Schweizer mit einander in das Lateinische übersetzten, ein kühnes Unternehmen, an das wir uns später vielleicht beide nicht mehr gewagt haben würden.

In demselben Jahre rückte ich aus Prima nach Selecta vor, hier war nun Ilgen mein Lehrer. Früher hatte ich ihn nur als den gewaltigen, unumschränkten Schulfürsten kennen gelernt, vor dessen Stimme, wenn er sie gebietend oder strafend erhob, wir alle erschraken, so durchdringend und furchtbar lautete sie. Er erschien selten, aber eben deshalb war sein Erscheinen jedesmal bedeutungsvoll und beinahe schrecklich. Vor der Feier des heiligen Abendmahls pflegte er im Betsaal an die Schüler eine Ansprache zur Vorbereitung zu halten. Einmal wählte er hiezu den Text aus Jesaias: „Ein Ochs kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet es nicht und mein Volk vernimmt es nicht.“ Er las sie mit gehaltener Stimme vor; da er sie aber auf uns anwendete, sprach er sie im Lauf der Rede mit solcher Donnerstimme aus, die bei jeder Wiederholung sich zu steigern schien, daß alle zitterten, obwohl vielleicht nur Einer aus der großen Zahl der Schüler wissen mochte, was den Unwillen des verehrten Mannes, ja seinen Zorn in solchem Grade gereizt hatte. So kannte ich ihn bis dahin, nun aber lernte ich ihn als Lehrer kennen und hier war er ein ganz anderer Mann. Er war bei allem Ernst doch so mild und freundlich, daß er unser Zutrauen sogleich vollkommen gewann, und daß die Furcht, die seine Erscheinung sonst immer eingeflößt hatte, sich in ehrerbietige Liebe verwandelte. Er war früher Professor in Jena gewesen und hatte sich dort besonders als Kenner des Hebräischen und als Forscher in den Büchern des Alten Testaments hervorgethan. Es galt als ausgemacht, daß er an Tiefe der Gelehrsamkeit seine Kollegen weit übertreffe; besonders galt er als großer

Hebräer. Er pflegte die Psalmen auszulegen, und es erhielt sich die Überlieferung, daß er in Anwesenheit des Oberhofpredigers Reinhard in Dresden, des damals berühmten Bearbeiters der Psalmen, eine Stelle der Psalmen mit großer Ausführlichkeit ganz anders ausgelegt habe als jener, der dann auch nicht gewagt habe, ihm einen Einwand zu machen. Reinhards Ansehen war das größte unter den sächsischen Theologen und Gelehrten. Es gab unserem Ilgen das denkbar größte Ansehen, daß nur ein so hochgestellter und berühmter Mann der Ehre gewürdigt wurde, einen amtlichen Besuch in Pforta zu machen. Seinen Unterricht im Hebräischen habe ich nicht genossen, da ich mich noch nicht entschieden hatte, Theologie zu studieren und mich mehr der Philologie, überhaupt Altertumswissenschaft, zuneigte. Aber ich habe Horaz und die Tusculanen bei ihm gehört, die er in lateinischer Sprache mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit und kritischem Scharfsinn auslegte, der uns zur Bewunderung des seltenen Mannes hinriß, der sich nur herabgelassen zu haben schien, in der Schule zu lehren, da er, wie wir glaubten, die Zierde jeder Universität hätte sein können. Am liebenswürdigsten und ich möchte sagen am humansten zeigte er sich bei den Übungen im Lateinischschreiben, die wenn ich nicht irre, nur einmal in der Woche vorgenommen wurden. Er wählte gewöhnlich Briefe von Gelehrten aus der neuesten Zeit, so von Reiske, die durchaus nicht dazu angethan schienen, in das Lateinische übertragen zu werden. Was er langsam vorlas, das hatten wir sogleich lateinisch niederzuschreiben. War dies geschehen, wobei ich doch zuweilen in nicht geringe Verlegenheit geriet, so ließ er einen der älteren Selectaner einige Sätze seiner Arbeit vorlesen, die er dann im freundlichsten Gespräch mit ihm, wo es nötig war, verbesserte. Übrigens waren unter den Schülern des sechsten Jahrs, die wohl schon im zwanzigsten Lebensjahr standen, junge Männer, die des

Lateinschreibens in hohem Grade mächtig waren. Wenn die Stunde zu Ende war, folgten zwei Arbeitsstunden, die wir dazu anwenden durften, unser Latein zu verbessern, um es in der Unterrichtsstunde, die sich dann unmittelbar anschloß, soweit es nicht schon in der ersten Stunde durchgegangen war, vorzutragen, und, wenn es verlangt wurde, zu rechtfertigen. Einmal wurde ich aufgerufen; ich hatte die Übersetzung einer Stelle in den Briefen von Reiske vorzulesen, in welcher das Wort „Happen“ vorkam. Meine Mitschüler aus Dresden und Leipzig, die nacheinander gefragt worden waren, hatten ohne Ausnahme das Wort für ein durchaus unverständliches erklärt und unübersetzt gelassen. Da wendete sich Ilgen freundlich zu mir und sagte: „Ranke, Sie werden es wissen, Sie sind ja ein Thüringer.“ Ich kannte es wohl, doch gelang es mir nicht, das ganz entsprechende Wort zu finden; denn frustum, das ich gebraucht hatte, ließ er nicht gelten. In diesen Stunden trat bei ihm etwas Freundliches und Väterliches hervor. Wir fühlten wohl, wie tief wir mit unserer Kenntnis unter dem hochgelehrten Manne standen; aber zugleich fühlten wir uns angezogen und gehoben, und oft habe ich im späteren Leben Anlaß gehabt, zu bedauern, daß ich den Unterricht dieses einzigen Lehrers nicht länger genossen habe.

In Selecta hörten wir auch Vorträge von Professor Lange über die griechischen und römischen Altertümer, besonders der Kunst, die für uns sehr anziehend waren. Wir erfuhren hier, welche Meisterwerke der Architektur und der Sculptur noch jetzt auf dem Boden der antiken Welt in Italien, besonders in dem ewigen Rom zu sehen seien. Wir hörten von Winkelmann, der alles verlassen hatte, um in Rom, in der Nähe jener unsterblichen Werke zu leben und sich ganz der Erforschung der Geschichte der Kunst zu widmen; dann wie Göthe, seinen Verhältnissen entfliehend, sich in gleicher Absicht nach Italien, nach Rom, ja nach

Sizilien begeben habe. Auch mit dem Laokoon von Lessing wurden wir bekannt, und wenn wir seine Kritik nicht verstanden, so erfüllte uns doch alles mit dem Verlangen, dem großen Gegenstand derselben einmal auch nahe zu treten.

Hierin stimmte einer meiner Mitschüler, Anton Richter, vollkommen mit mir überein. Er hatte den großen Vorzug vor mir, daß er ein trefflicher Zeichner war und ohne große Mühe antike Bildwerke wiedergab. Mit großem Eifer sahen wir das Augusteum von Becker durch, welches die Abbildungen der Dresdener Sculpturen enthielt. Hedenus aus Dresden hatte dieses Prachtwerk von seinem Vater zum Geschenk bekommen und überließ es seinen Freunden von Zeit zu Zeit. Mit Richter trieb ich in den Freistunden auch Italienisch, dessen Wohllaut wir unvergleichlich fanden. Wir lasen Einiges von Metastasio; doch nur der Sprache wegen; denn seine Modernisierung antiker Gestalten, wie des Achilles, die wir aus Homer in ihrer ganzen Reinheit und Schönheit kennen gelernt, wollte uns nicht zusagen. Aus einer Dresdener Auktion bekam ich eine schöne italienische Ausgabe von Tasso's Gerusalemme liberata. Ehe wir uns ernstlich an dieses Werk wagten, lasen wir einen italienischen Traktat über Werke der alten Kunst, wodurch unsere Bewunderung derselben und unser Verlangen, sie mit eigenen Augen zu sehen, einen neuen Impuls empfing.

In diese Zeit fiel mein sechzehnter Geburtstag, am 30. November 1814. Ich würde ihn nicht erwähnen, hätte mir damals die Liebe der Freunde nicht eine unbeschreibliche Freude bereitet. War es früh vor Tag, war es spät am Abend, — ich weiß es nicht. Ich wurde in mein Wohnzimmer geführt. Was sah ich dort an meinem Fenster? Es war jener schöne Kupferstich, der Schillers edles Angesicht zeigt, mit einer Neigung des Kopfes, die etwas Sinnendes und zugleich eine gewisse Wehmut anzudeuten scheint. Zu beiden Seiten des wohleingerahmten Bildes

standen Lichter und vor ihm waren vier Bände Göthe'scher Schriften in englischem Einband aufgestellt. Aber auch die Unterlage war kostbar; es waren Zeichnungen von Richter und ein Gedicht von einem andern Freunde, den ich Wilhelm nennen will, nebst einer musikalischen Komposition von ihm. Die Bücher waren von Leipzig gekommen, von der Mutter meines dritten Freundes, der Professorin Carus. Wer will die Freude des Sechzehnjährigen beschreiben, der solche Liebe erfuhr und den beiden großen Dichtern gewissermaßen nahe kam! Das war doch wohl mein größter Freudentag in Pforta. Ich fühlte mich nun mit meinen Freunden noch inniger verbunden. Es war, als wenn wir einen mächtigen Antrieb empfangen hätten, dem Ideal nachzustreben, soweit dies von jungen Leuten gesagt werden kann, die zwischen dem Knaben und dem Jüngling in der Mitte stehen. Wir stifteten eine Art Bündnis mit einander. Einmal in der Woche fanden wir uns in einer freien halben Stunde im Betsaal ein. Einer von uns trat an das Pult, das vor dem Katheder stand und las eine kleine Abhandlung vor, die von den Übrigen gehört und beurteilt wurde. Eine Abhandlung von mir, die ich damals den Freunden vortrug, schloß mit einer Hinweisung auf das Wohlgefallen Gottes und die ewige Verbindung mit ihm als auf das höchste Ziel unsers Strebens, was meine Zuhörer und mich selbst im Innersten bewegte. Ich habe sie viele Jahre als ein Denkmal jener frühen Zeit aufbewahrt, bis sie am Ende mit vielem anderen doch auch verschwand.

Wer hätte denken können, daß in dieses aufblühende Leben wie aus heiterer Höhe ein Donnerschlag fallen würde, der alles zu zerstören schien! Und doch ist es geschehen. Einige von uns hatten gewagt, ganz zur Unzeit und ohne Erlaubnis nach Naumburg zu gehen, wo die Eltern des einen wohnten, um dort ein Buch abzuholen, das der Buchbinder uns nicht schnell genug besorgt hatte. Ich war da-

bei, erinnere mich aber weder des Buches, noch wüßte ich zu sagen, wem von uns es gehörte. Genug, wir holten es und kamen, wie wir meinten, unbemerkt nach Pforta zurück. Doch war unser Abenteuer bemerkt worden und machte, weil es so ganz unerwartet kam, um so größeres Aufsehen. Wir wurden vor die Versammlung der Lehrer wie vor ein Gericht berufen. Wir hatten nichts weiter zu gestehen als was ohnehin offenkundig war. Das Bild von Schiller, die Schriften von Göthe kamen dabei zur Sprache, auch die Mutter meines Freundes, die mich wohl auf dessen Bitte damit beschenkt hatte. Die Lehrer selbst waren betroffen, Professor Lange nannte meinen Namen mit einem Ausdruck des Schmerzes, der mir in das Herz schnitt. Professor Gernhard, der von unserer Freundschaft gehört hatte, führte jene mir schon damals wohlbekannte Stelle aus Ciceros Lälius an, daß Freundschaft nur unter Guten sein könnte. Jeder äußerte nach seiner Weise sein Befremden, seinen Schmerz oder seinen Unwillen über junge Leute, von denen man nur das Allerbeste gehofft habe, und die nun plötzlich die Grenzen des Erlaubten auf eine so tadelnswerte Weise hatten überschreiten können. Ich fühlte mich sehr unglücklich. Ich ehrte meine Lehrer und liebte sie, und nun hatte ich sie so sehr betrübt und ihre Hoffnungen, wie es schien, getäuscht. Wie sollte ich es ertragen, noch länger unter ihren Augen zu leben! Selbst die Stellung zu meinen Mitschülern schien mir unheilbar zerstört. Ich fand es unmöglich, länger in Pforta auszuhalten und glaubte, die einzige Rettung in eiliger Flucht zu finden. Meinen Mitschuldigen ging es, wie mir. Aber wohin sollten wir uns retten? Da trat uns das Land, „wo die Zitronen blühn, im dunkeln Laub die Goldorangen glühn," vor die Seele. Jetzt, dachten wir, ist der Moment, wo wir uns aufmachen müssen, um aus der Schule in das Leben überzugehen, auf den Spuren der Alten zu wandeln

und die Bauwerke und Marmorbilder, die sie uns hinterlassen haben, zu betrachten. Richter, der ein halber Künstler war, mochte hoffen, sich in Rom zum vollendeten Künstler ausbilden zu können. Mein Zug nach Italien ging rein aus dem Triebe hervor, in Wirklichkeit zu sehen, was mich schon im Bilde entzückt hatte.

Wilhelm hoffte von seinem Vater, der ein Gewerbsmann war und ihn schon als einen jungen Gelehrten ansah, eine genügende Unterstützung bekommen zu können. Ich erinnerte mich an die Schwester meiner Mutter in Querfurt, die mir als die Frau eines Kaufmanns unermeßlich reich zu sein schien. Sie war meine Taufpatin und ich hörte sie einmal sagen, sie werde mir noch ein recht schönes Patengeschenk geben. Bis jetzt war es nicht geschehen, und welche Gelegenheit konnte schöner sein, ihr Wort wahr zu machen, als wenn sie mir behilflich sein könnte, mich zu einer Reise nach Italien mit dem Nötigsten auszustatten! So machten wir uns denn am nächsten Tag in aller Frühe auf und schlugen den Weg nach Querfurt ein. Von da aus konnten auch meine Eltern die Nachricht über mich empfangen, die ich ihnen nicht zu geben wagte.

Es war ein schöner Wintertag. Als die Sonne aufging, waren wir schon über das Thal der Saale hinaus und wanderten auf einer Hochebene dahin, die im Glanz des Morgens und der Freiheit für uns einen Reiz gewann, der ihr sonst ganz abgeht. Zu Anfang hatten wir gefürchtet, unsere Flucht könne bemerkt und vereitelt werden, aber jetzt fühlten wir uns gesichert und baueten die Zukunft, der wir entgegen gingen, immer glänzender aus. Wir dachten nicht daran, etwas zu uns zu nehmen, wie wir überhaupt vorhatten, auf unserer Wanderung in das schöne Land uns der größten Enthaltung zu befleißigen. Wir fühlten uns innerlich gehoben, zu jeder Anstrengung bereit, und als hätten wir sogleich beweisen wollen, daß es uns keineswegs

an der nötigen Kraft fehle, gingen wir eiligen Schrittes dahin. Siehe, da lag Querfurt vor uns, ehe wir uns dessen versahen! Es war die alte Stadt; die alten Türme, die ich von frühester Jugend an so oft gesehen, bewiesen es deutlich. Hier mußte etwas geschehen, was entscheidend sein konnte; es trat daher bei uns eine gewisse Ernüchterung ein, die uns nicht gestattete, so ohne weiteres zum Stadtthor hineinzugehen, von dem das Haus der gütigen Tante und Patin nicht weit entfernt war. Wir bemerkten einen steinernen Sitz, der für uns außen am Thor angebracht zu sein schien. Hier ließen wir uns nieder, um Rat zu halten, was geschehen sollte. Da saßen wir wohl einige Minuten, ohne ein Wort zu sprechen; wir übersahen ein kleines Stück des Weges, auf dem wir gekommen waren. Der Weg kam uns auf einmal öde vor, der Himmel hatte sich getrübt. Wie weit lag Pforta schon hinter uns und wie ungastlich erschien uns der Ort, auf den wir unsere Hoffnung noch am Morgen des Tages so zuversichtlich gegründet hatten! Es war nicht mehr das alte Querfurt, das mich sonst so freundlich empfangen hatte. Doch wir hatten die Brücke hinter uns abgebrochen, und was sollten wir anfangen, wenn wir uns nicht entschließen konnten, zum Thore hineinzugehen? Für mich fand ich es ganz unmöglich; da entschloß sich Wilhelm als mein Gesandter sich meiner Tante vorzustellen. Seine Botschaft erregte das größte Erstaunen; doch kam er bald mit dem Bescheid zurück, daß wir selbst kommen möchten. Wir konnten die Einladung nicht ablehnen; wir kamen und damit war unserem Abenteuer schon das Ende bereitet. Wir boten zwar die ganze Kraft unserer Beredsamkeit auf, um der Tante, die sich zu uns setzte und zu essen gab, klar zu machen, was wir wollten. Noch weniger gelang es bei dem Onkel, der nur ab- und zuging, weil er in seinem Kaufladen viel zu thun hatte. Er schickte einen Pastor vom

Lande, der zum Markttage hereingekommen war, zu uns. Es war ein großer, stattlicher Mann in grauem Frack, der sich freundlich mit uns einließ, aber auch nicht recht wußte, was wir wollten; da fühlten wir uns fremd und fremder. Die verständigen Augen des Onkels und der Tante und selbst ihre fortwährende Geschäftigkeit in dem, was ihnen zunächst vorlag, hätte uns aus dem Zustand der idealen Erregung, in dem wir uns befanden, wecken sollen; aber wir hielten ihn, so lange es anging, fest und fühlten uns nur um so unbehaglicher. Meine Freunde erkannten zuerst, daß es mit der Wallfahrt nach Italien für jetzt aus sei und verließen mich, um zu ihren Eltern zu gehen und sie durch ihr Wiedersehen zu trösten. Mein Onkel Lippold fuhr nach Wiehe, um meinen Eltern zu melden, daß ich nicht verloren sei. Er brachte mir die Weisung zurück, daß ich kommen soll.

Der Gang nach Wiehe kam mir auch im Winter sehr lieblich vor, besonders der Fußweg, der durch den Wald in das Thal der Unstrut führt. Ich legte meinen Weg schnell, zum Teil im Lauf zurück, jedoch um so betrübter, je näher ich der Heimat kam. Ich trat in das liebe Haus hinein; meine Mutter freute sich wohl, daß sie den verirrten Sohn zurückkehren sah; der Vater saß an seinem Arbeitstisch, als ich in das Zimmer trat. Er sah kaum auf, er sprach kein Wort; doch dieses Schweigen sagte mir alles. Meinem Vater gegenüber erwachte das Gewissen aus seinem Schlafe; ich sah das, was mir vor kurzem noch so lieblich gedeucht hatte, in seiner ganzen Verwerflichkeit. Ich hatte nur das Meine gesucht und nicht bedacht, wie tiefe Schmerzen ich den Eltern bereitete, die so ganz für ihre Kinder lebten und von ihren Söhnen, auch von mir, nur Freude und Ehre zu erleben gehofft hatten. Ich erinnere mich keines einzigen harten Wortes aus dem Munde des Vaters; aber ich sah ihn tief betrübt und ge-

beugt, und dieser Anblick strafte mich viel mehr, als es durch Worte hätte geschehen können. Als er mich nach einigen Tagen fragte, was ich werden wolle, war ich tief beschämt. Ich hatte es nicht für möglich gehalten, daß der Vater mir das weitere Studieren nicht erlauben sollte. Es kam ein beruhigender Brief von dem Inspektor John in Pforta, worin der liebe Mann die bestimmte Hoffnung aussprach, daß ich zurecht kommen und noch etwas Tüchtiges in der Welt leisten werde. Ähnlich ermutigend sprach sich Leopold aus. Da bildete sich denn ein erträgliches Verhältnis. Ich bot mich dem Vater an, ihm die Dienste eines Schreibers zu leisten, bis er weiter über mich bestimmen werde. Er nahm mein Anerbieten freundlich auf und nun bildete sich zwischen uns ein täglicher, ja stündlicher Verkehr; denn ich leistete meinen Dienst in demselben Zimmer, in dem er arbeitete. Einige schmerzliche Augenblicke traten ein, als mein Koffer ankam und im Beisein des Vaters ausgepackt wurde. Als er das Bild von Schiller und die schönen Bände von Göthe sah, sagte er: „Ach wie schön war deine Geburtstagsfeier und wie haben wir uns über den Brief gefreut, in dem du sie uns beschriebst!“ Doch es war gut, daß die Bücher kamen, die ich des Abends vor mich nahm, um weiter zu lernen. Ich übersetzte damals einen Gesang der Ilias und versuchte mich auch an Tassos befreitem Jerusalem.

In den Osterferien erschien Leopold und mit seiner Hilfe kam alles in Ordnung. Es wurde beschlossen, daß ich in Jena studieren sollte.

Drittes Kapitel.

Jena.

(1815—1816.)



Der Vater hatte im Jahre zuvor Leopold nach Leipzig begleitet und ihn dort bei den Professoren eingeführt, wobei es ihm viele Freude gemacht hatte, einen seiner ehemaligen Lehrer, den Professor Platner wieder zu sehen. Dieselbe Wohlthat wollte er mir erweisen, und dies mag die Ursache davon gewesen sein, daß wir die Reise erst nach Beginn des Semesters antreten konnten.

Mein Vater wollte die Reise zu Pferd machen, und da wir kein zweites Reitpferd besaßen, wurde bestimmt, daß ich mit dem Jena-Weimarischen Boten, der sich regelmäßig bei uns einstellte, über Weimar nach Jena fahren sollte. Es war der Himmelfahrtstag 1815, an dem ich meine Reise antrat. Herr Pfister, so hieß der Bote, fuhr mit zwei Pferden und hatte auf seinem Wagen, dessen größter Teil mit einer Plane bedeckt war, vorn einen nicht sehr unbequemen Sitz für sich und einen Passagier, den ich diesesmal vorstellte. Unter der Plane war neben andern Schätzen auch meine Ausstattung für die Universität. Ich kann nicht sagen, daß ich mich sehr auf Jena gefreut hätte. Diese Stadt schien mir keinen weiteren Vorzug zu haben als den, daß die beiden großen Dichter, Schiller und Göthe, dort gelebt hatten. Wir kamen nicht so schnell weiter als ich gehofft, was mit den Geschäften des Boten zusammenhing. Mit einer gewissen Andacht hatte ich mich Weimar genähert, das etwa sechs Stunden von Wiehe entfernt ist; aber ich kam hinein, ohne es zu sehen, denn es war schon

Mitternacht. Der Bote gab, was für Weimar bestimmt war, an den Hausknecht ab, wofür er wieder einiges für Jena empfing. Die Pferde wurden abgespannt und besorgt, und nun wurde ich von meinem Herrn Pfister dahin geführt, wo ich den übrigen Teil der Nacht zubringen sollte.

Es war ein ziemlich großes Zimmer, das noch alle die Spuren der nicht eben feinen Gesellschaft an sich trug, die sich da bis in die Nacht vergnügt haben mochte. Der Bier- und Tabakgeruch war mir schon damals widerwärtig, doch ich versuchte, hier meine Ruhe zu finden. Der Bote setzte sich in den Lehnstuhl, der für ihn bereit war, und schlief bald ein. Ich mußte mit einem hölzernen Stuhl vorlieb nehmen, wenn ich nicht vorzog, mich auf der hölzernen Bank auszustrecken, die sich die ganze Länge des Zimmers hinter einer Reihe von Tischen hinzog. Ich werde wenig geschlafen haben; das ganze Zimmer mit dem Lehnstuhl und mit meinem schlafenden Begleiter steht noch zu lebendig vor mir. Es läßt sich nicht leicht ein grellerer Gegensatz zwischen dem idealen Weimar, das ich in mir trug, und dieser Wirklichkeit, wie ich sie erleben mußte, denken. Es war das größte Glück, daß der Bote in aller Frühe aufbrach und mich mit meinen Habseligkeiten nach Jena brachte. Ich stieg bei Herrn Pfister ab, und hier erhob mich die Erscheinung des Vaters aus einer gewissen Bangigkeit, die mich ergriffen hatte.

Das erste Geschäft war, daß wir die Wohnung besahen, die uns von den Töchtern des Hauses angeraten wurde; sie war ihrer eigenen Wohnung schräg gegenüber. Die Hausbesitzerin, Madame Hering, war schon bejahrt, aber ihre Tochter Hannchen, ein freundliches Kind von 14 oder 15 Jahren, führte uns zwei Treppen hinauf, um uns die unbewohnten Zimmer zu zeigen. Das erste war so klein, wie ich noch keines gesehen hatte, mit einem Fenster, aus dem ich die Aussicht auf ein Ziegeldach hatte.

Es sollte, wenn ich nicht irre, sechs Thaler für das halbe Jahr kosten. Es schien mir schrecklich, hier wohnen zu sollen. Das zweite lag vorn heraus, es war mit Stehpult und Sopha versehen und hatte eine Kammer neben sich, in der ich schlafen konnte. Ich war sehr glücklich, als mein Vater dieses für mich wählte und es um zwölf Thaler für das halbe Jahr mietete. Schnell wurde Koffer und Bett und was ich sonst noch besitzen mochte, herüber gebracht und eingeräumt. Nun ließen sich auch die nötigen Besuche unternehmen. Zuerst gingen wir zu dem Prorektor, Professor Fuchs, bei dem die Immatrikulation stattfinden sollte. Ich hatte kein Zeugnis von Pforta vorzuzeigen, was ja nötig gewesen wäre. Da der Vater dies erwähnte, sagte der freundliche Mann, indem er seine schönen blauen Augen auf mich richtete: „Das Gesicht dieses jungen Mannes ist mir lieber als jedes Zeugnis.“ So waren wir glücklich an einer Klippe vorübergekommen, an der wir leicht hätten scheitern können. Ich inskribierte mich als Studiosus der Theologie und der Philologie, wie auch Leopold in Leipzig gethan hatte. Darauf besuchten wir Professor Luden, der als Lehrer der Geschichte und als Herausgeber der Nemesis, einer anti-französischen historisch-politischen Zeitschrift, einen bedeutenden Namen hatte. Er nahm uns würdig und gütig auf und sprach mit dem Vater eingehend über die damals zum Vollzug gekommene Einverleibung eines großen Teils des Königreichs Sachsen in das Königreich Preußen, die auch unsere Heimat getroffen hatte. Der Vater sprach als guter Sachse, der seinem Landesherrn so lange mit aller Treue gedient hatte, seinen Schmerz über diese gewaltsame Losreißung des Zusammengehörigen aus, den der edle Luden zu würdigen und zu teilen schien. Es war das erstemal, daß ich den Vater mit einem so bedeutenden Manne sprechen hörte, und ich freute mich seiner. Bei Luden hörte ich zum erstenmal die feine norddeutsche Mund-

art; er nannte Hannover sein „spezielles Vaterland“, übrigens war er ein Deutscher von ganzem Herzen; ich entschloß mich sogleich, jede seiner Vorlesungen zu hören. Von andern Besuchen ist mir nichts in der Erinnerung geblieben; doch meine ich, von dem Vater auch zu Eichstädt, dem Professor der Philologie, geführt worden zu sein, zu dem ich später in ein näheres Verhältnis trat. Ich fühlte mich sehr einsam, als mein Vater mich zurückließ, obwohl man uns überall, wohin wir kamen, freundlich empfangen hatte. Ich hatte unter den Studenten nicht einen einzigen Bekannten, und es war selbst nicht ohne Schwierigkeit für mich, herauszufinden, wo die Professoren, die ich hören wollte, ihre Hörsäle hatten; sie waren in der ganzen Stadt zerstreut.

Am leichtesten fand ich mich zu Ludens Hörsaal, dessen Vorlesung über deutsche Geschichte mich vor allen andern anzog. Er hatte im Lektionskatalog auf eine kleine Schrift von wenigen Bogen hingewiesen, in der er auf eine Weise, die mich ganz neu ansprach und begeisterte, von Deutschland und von dem Fall des deutschen Kaisertums durch Napoleon sprach. Vielleicht war es bezeichnend, daß diese Schrift das erste war, was ich mir in Jena erwarb und innerlich aneignete. Dieselbe anregende und erhebende Wirkung übten seine Vorlesungen auf mich. Hatte ich bis dahin fast nur im Altertum gelebt, so öffnete sich mir nun in Ludens klaren und anziehenden Vorträgen der Blick auf mein teures, deutsches Vaterland, das eben damals sich nach langer Erniedrigung zu neuer Herrlichkeit zu erheben schien. Ich hörte später bei ihm die Vorlesungen über die Geschichte der alten, dann der mittleren und endlich auch der neueren Zeit. Seine Vorträge über die alte Geschichte waren übrigens so eingerichtet, daß sie ohne genaue Kenntnis der Sache nicht ganz verstanden werden konnten. Er erzählte nicht, sondern er philosophierte über die alte Geschichte, was ich gerade nicht gewünscht hatte. Wenn er einmal zu

erzählen anfing, brach er schnell wieder ab und sagte wohl: „Das wissen Sie ja alles viel besser!“ Doch habe ich auch diesen Vorlesungen etwas Bedeutendes zu verdanken. Er sagte zu wiederholtenmalen: „Lesen Sie Herodot!“ Ich weiß nicht, ob andere dieser Ermahnung folgten. Ich aber folgte ihr und las die neun Bücher dieses Vaters der Geschichte mit derselben Freude, mit der ich früher Homers Ilias und Virgils Äneis gelesen hatte. Seine Geschichte nahm ich wie ein großes historisches Epos in mich auf, und mein geliebter Lehrer, der mich mit so großer Entschiedenheit auf ihn hingewiesen hatte, erschien mir als ein neuer Herodot. Wenn er erzählte, was er nur in der alten Geschichte nicht zu thun pflegte, war er ganz in seinem Element, so klar, anschaulich und anziehend war alles, was er sprach. An passender Stelle flocht er etwas aus der neuesten Zeit ein, was uns dann ganz besonders ansprach. So ermahnte er uns einmal, in den Ferien eine Reise zu den altdeutschen Bildern zu machen, die er in Heidelberg bei den Brüdern Boisserée gesehen und bewundert hatte. Mit Begeisterung sprach er namentlich von der Anbetung des heiligen Kindes durch die Weisen aus Morgenland, wo der Künstler das Bild Philipps des Guten und Karls des Kühnen angebracht hat. Er hatte die wundervollen Bilder, die nach langer Verborgenheit durch jenes edle Brüderpaar wieder an das Licht getreten waren, erst kurz vorher gesehen und war ganz ähnlich, wie Göthe, von diesen ungekannten und selbst ungeahnten Schätzen der Kunst ergriffen worden. Kurz nachher machten sie auf meinen Bruder Leopold denselben Eindruck, als eine Fußreise von Leipzig an den Rhein ihn auch nach Heidelberg führte. Ich selbst habe sie erst später zu Gesicht bekommen; jetzt kann ich sie, so oft ich will, aufs neue betrachten.

Die Logik, wie Professor Bachmann sie uns vortrug, hatte für mich wenig Anziehendes. In der Einleitung

hörte ich zum erstenmal von der Geschichte der neueren Philosophie sprechen, doch geschah es fast nur in Andeutungen und Namen, die mir kein Bild der Sache selbst gaben und mich, wie ich mit Bedauern wahrnehmen mußte, nicht förderten. Gewiß ist es nicht leicht, die Logik so zu behandeln, daß sie mit Teilnahme gehört wird und dem Verlangen nach tieferer Erkenntnis Genüge thut. Sie erscheint leicht als etwas Abstruses und Pedantisches, wovon der junge Studierende sich abgestoßen fühlt

Neben der deutschen Geschichte und der Logik hörte ich im ersten Halbjahr, nach dem Rate meines Bruders, bei dem Kirchenrat Gabler Einleitung in das Neue Testament. Dieser würdige Mann war Senior der Fakultät und hatte in der theologischen Welt einen bedeutenden Namen, den er sich jedoch nicht sowohl durch selbständige Werke als durch Herausgabe eines vielgelesenen theologischen Journals erworben hatte. Als Dozent nahm er unter den Theologen in Jena unbestritten die erste Stelle ein. Sein Hörsaal, den er sich in seinem eigenen Hause eingerichtet hatte, war sehr geräumig, aber zu meiner Zeit immer gefüllt, ja oft überfüllt. Es machte einen eigenen Eindruck, wenn er an einer fast verborgenen Ecke des Hörsaals, wo man es nicht erwartet hätte, hereintrat und durch die Reihen der Zuhörer hindurch mit schnellen Schritten zu dem Katheder eilte. Er mochte sich wohl damals schon zur Würde eines Großvaters erhoben haben! offenbar hatte er etwas Großväterliches in seinem Wesen. Seine Gestalt war schon etwas gebeugt; auf dem Kopfe trug er auch während der Vorlesung ein schwarzes Mützchen; sein Gang war noch rasch, trug aber doch schon das Gepräge des höheren Alters. Auf dem Katheder erschien er sehr würdig, und wenn er sich von seinem Hefte, über das er sich während des Vortrags hinzubeugen pflegte, auf einige Minuten erhob und sich zurücklehnte, um etwas in freier Rede beizufügen, sah

man mit einer gewissen Ehrfurcht das würdevolle, intelligente Angesicht des gelehrten Mannes. Niemand konnte verkennen, daß er von seiner Ansicht tief überzeugt war und uns das Beste gab, was er zu geben vermochte. Die Richtung, die er vertrat, war die des Rationalismus, der damals noch in seiner Blüte stand und sich den wenigen Offenbarungsgläubigen gegenüber, die sich damals wissenschaftlich zu äußern wagten, als allein berechtigt ansah. Der Name „Rationalist“ war in diesen Kreisen ein Ehrenname, den, wenn ich nicht irre, Gabler den Theologen zuerst empfohlen hatte. Wer hätte sich nicht gern die Ehre, ein wissenschaftlicher Theolog zu sein, erworben? Dies schien aber nur bei denen möglich zu sein, die sich mit Stolz Rationalisten nannten und auf die Klasse der Supranaturalisten mit unverhehlter Geringachtung herabblickten. Da ich weder von den einen noch von den andern jemals auch nur das Mindeste vernommen hatte, so fand ich mich in der seltsamsten Lage. Der Unterschied blieb nicht etwa in die Hörsäle gebannt; er war unter den Studierenden ein Gegenstand eifriger Besprechung. Auf einem meiner ersten Spaziergänge wurde ich von einem Bekannten gefragt: „Ranke, was sind Sie? Ein Rationalist oder ein Supranaturalist?“ Mir blieb nichts übrig als den Fragenden freundlich und fragend anzublicken; denn ich verstand die Frage nicht. Wenn man mich aber jetzt fragt, was ich damals gewesen sei, so erinnere ich zunächst daran, daß ich zwischen dem sechzehnten und siebzehnten Lebensjahre stand, und antwortete dann, daß ich weder Rationalist noch Supranaturalist im Sinne der damaligen Theologie, sondern ganz einfach ein Christ war. Die Überlieferungen des Hauses und der Schule, auch der höheren in Schulpforta, hatten mich dahin geführt. Wenn irgend etwas bei mir festgestanden hatte, so war es die ewige Geltung des Christentums, des göttlichen Wortes, und meine Pflicht, ein

Christ im vollen Sinne des Wortes zu werden. Ich war betroffen, als ich wahrnahm, daß die Bibel und Luthers Katechismus öffentlich in Frage gestellt und erst nach Beseitigung des Temporellen und Lokalen, wie man es damals nannte, etwas gelten sollten. Unvergeßlich ist mir der Augenblick, als ich mich in einem der ersten Monate gegen einen Studenten, der die Lehre von dem dreieinigen Gott verwarf, einfach auf den Befehl Christi berief, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zu taufen, und auf diese gute Antwort, an die ich mich heute noch gern erinnere, die Erwiderung hören mußte, es sei sehr die Frage, ob jene Worte echt seien; er halte sie für unecht. Ich fühlte mich befremdet, aber doch auch erschüttert, da ich nicht wußte, wie ich die so keck angefochtene Echtheit einer so bedeutenden Stelle verteidigen sollte. Es möge mir verstattet sein, hier eine allgemeine Bemerkung beizufügen. Für die Entwicklung des Knaben und des angehenden Jünglings ist es ohne Zweifel heilsam, wenn das Feststehende ihm als ein Feststehendes, ja Unantastbares überliefert wird. Zur Vorbereitung auf die Universität wird es aber unerläßlich sein, den Schüler der höchsten Klasse auch mit den Angriffen auf das Feststehende, auf das Geglaubte, auf eine dem Bedürfnis entsprechende Weise bekannt zu machen. In den meisten Fällen wird den Schülern der Glaube, die vertrauensvolle Hingabe an das Wort Gottes, teuer sein; um so eher wird es gelingen, sie gegen die Angriffe auf dasselbe zu waffnen und ihnen den Weg zu zeigen, auf dem sie zu einer unerschütterlichen Überzeugung von der Wahrheit des Christentums gelangen können. Ich war gegen solche Angriffe durchaus nicht gerüstet; hatte ich doch nicht einmal gehört, daß es in unserer Zeit noch Menschen gäbe, die an der Wahrheit des göttlichen Wortes oder an der Echtheit eines Teils der heiligen Schrift zweifelten. Nun aber wurde ich im täg-

lichen Verkehr mit Zweifeln der weitgehendsten Art bekannt gemacht. Ich hoffte in den Vorlesungen das Licht zu finden, das ich bei mir und meinen Bekannten vermißte; aber ich fand es nicht in ihnen. Schon die Einleitung in das Neue Testament, wie man sie vortrug, hätte mich beinahe sogleich aus dem Studium der Theologie hinausgeleitet. Gewiß beruhten die Vorlesungen auf sehr genauer, in das einzelnste eingehender Kenntnis alles dessen, was in der theologischen Welt über den Ursprung und den Wert der neutestamentlichen Schriften bis dahin verhandelt worden war. Aber die neue Welt des Satzes und Gegensatzes, die sich mir auf solche Weise aufthat, war für mich eine Entdeckung der unerfreulichsten Art; sie erschien mir als eine dunkle chaotische Masse oder als ein Meer, auf dem eine Woge die andere treibt, ohne zu einem Ziel zu gelangen. Von einer Vorbereitung zum Studium des Neuen Testaments, von einer Einführung in dies größte Heiligtum, das die Menschheit besitzt, spürte ich wenigstens nichts; eher fühlte ich mich zurückgeschreckt von einer Wissenschaft, die, wie es mir schien, auf so unsichern Füßen stand.

In dieser Vorlesung wurde ich mit einem viel älteren Studierenden bekannt, der ein guter Philolog zu sein schien. Er lud mich zu sich ein und vermochte mich, gemeinsam mit ihm Plato zu studieren. Wir wagten uns nach einigen leichteren Dialogen an den Phädros und das Symposion. Da wir in der Kenntnis des Griechischen einander so ziemlich gleich standen, konnte es nicht fehlen, daß wir uns bei schwierigeren Stellen nach einer höheren Autorität umsahen; diese bot uns die Bibliothek in der lateinischen Übersetzung des alten Masilius Ficinus dar. So beschäftigten wir uns lange Zeit in den Nachmittagsstunden auf eine Weise, die uns selbst förderte und sogar andere anzog, die an unseren Platonischen Studien zwar nicht selbstthätig, aber doch als Zuhörer Anteil nahmen. Wer könnte

aber Plato lesen, ohne sich über das Gemeine erhoben und wie in ein höheres Dasein versetzt zu fühlen? Ich hatte die Dichter und Geschichtschreiber der Alten mit der regsten Teilnahme gelesen, die sich zuweilen auch zu jugendlicher Begeisterung steigerte; aber in Plato fand ich etwas, das mich ganz anders ansprach. Schon die erhabene Einfalt der Sprache zog mich an; aber der Inhalt übte eine so tiefe und mächtige Wirkung auf mein Inneres, wie ich sie bis dahin noch nicht erfahren hatte. Was war es aber, was mir so tief in das Herz drang? Es war die Liebe zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit, die mir überall entgegen trat, und mit der ich als ein nach Erkenntnis der Wahrheit und nach innerer Läuterung strebender Mensch von ganzem Herzen sympathisierte.

Doch möge man nicht meinen, daß ich über den Studien vergessen hätte, mich des geselligen Umgangs auch in anderer Weise zu erfreuen. Was die Lage betrifft, so wird man sich nicht leicht darüber entscheiden, ob Heidelberg oder Jena den Vorrang habe; ist aber die Lage von Heidelberg vielleicht vorzuziehen, so nimmt die von Jena ohne Zweifel die nächste Stelle ein. Das Thal der Saale ist bei Pforta sehr schön, aber bei Jena ist es doch noch schöner. Da giebt es Anhöhen mit alten Burgen wie dort; aber die Anhöhen sind hier Berge, die nicht ohne Mühe zu ersteigen sind und nach allen Richtungen hin eine größere Aussicht gewähren. Wie gern erstiegen wir den Gensich, auf dessen Höhe sich zuerst auf der freien Rasenfläche, dann in dem daran stoßenden Laubwald die schönsten Ruheplätze und Gänge darboten! Der Weg führte uns an einer geheimnisvoll abgeschlossenen Stelle mitten im Wald, wo eine schwedische Gräfin eine Zuflucht gefunden haben sollte, vorüber, und endlich zu den Ruinen der Kunitzburg, von wo wir nach kurzer Rast fröhlich nach dem Dorf Kunitz hinabeilten, wo es für uns ein gastliches Wirtshaus gab. Dieser

Spaziergang war wohl der schönste, den wir von Jena aus machen konnten. Aber das ganze Thal ist reizend, und so konnte es nach keiner Seite hin an Gelegenheit zu angenehmen Spaziergängen fehlen.

Nicht selten wanderte ein ganzer Zug von Studierenden nach Weimar, um im Theater die Aufführung eines klassischen Stückes zu sehen, worauf man sogleich den nächtlichen Rückweg nach Jena antrat. Im ersten Sommer schloß ich mich einem solchen Wanderzuge an, um Don Carlos aufführen zu sehen. Es war für mich ein Ereignis; denn bis dahin hatte ich nichts gesehen als eine Puppenkomödie im Rathaus von Wiehe, dann eben daselbst von einer wandernden Truppe die Hussiten vor Naumburg, wobei ich sogar eines der Naumburger Kinder vorstellen mußte, die in weißem Gewand um Gnade flehend vor dem Heerführer der Hussiten auf die Kniee fielen. In Weimar sollte ich nun ein Stück von Schiller sehen, auf einer Bühne, die unter Göthes Direktion stand. Ich war aufs höchste gespannt, als der Vorhang sich erhob. Zuerst erschien der Held des Stückes; aber wie ganz anders hatte er in meiner Phantasie gelebt! Dieser Don Carlos konnte mir nicht gefallen, auch König Philipp und manche andere Gestalten gewannen mir keine Befriedigung ab; nur Marquis Posa wurde nach meiner Meinung gut und viel besser dargestellt, als ich mir ihn gedacht hatte. Es war Wolf, der ihn gab, ein Mann, der sich unter Göthes Leitung zu einem wahren Künstler ausgebildet hatte und damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Dennoch verschwand mir gegen das Ende des vierten Aktes, wo ich den Souffleur bemerkte, alle Illusion, die auch im fünften Akte nicht wiederkehrte.

In derselben Zeit kam die große französische Schicksals-Tragödie ihrem Abschluß immer näher. Die abermalige Niederlage Napoleons, der abermalige Sieg der Verbün-

deten über diesen großen Triumphator, der vielen als eine Verkörperung des bösen Prinzips erschien, machte auf ganz Deutschland und besonders auf die deutsche Jugend einen unbeschreiblichen Eindruck. Die alte und ewig junge Germania hatte die Ketten, mit denen wälsche Tücke sie gefesselt hatten, zersprengt und sich aus dem Staube der tiefsten und hoffnungslosesten Erniedrigung wieder erhoben. Es schien, als würde die alte Herrlichkeit des Reiches wiederkehren, die nur deshalb verloren gegangen war, weil die Stämme sich von dem Ganzen, dem sie als Teile angehörten, losgerissen hatten, und indem sie ein ganz unabhängiges Dasein zu gewinnen dachten, eine leichte Beute des Eroberers geworden waren, der mit der einen Hälfte des alten Reichs die andere niederwarf und so beide in die schmachvollste Knechtschaft brachte. In seiner Trennung hatte Deutschland sich vollkommen machtlos gezeigt; als es sich wieder geeinigt hatte, um den Feind aus seinen Grenzen zu vertreiben, hatte es den ruhmvollsten Sieg errungen. Da dachte wohl jeder deutsche Mann daran, daß die deutschen Stämme vereinigt bleiben müßten und nach solchen Erfahrungen auch vereinigt bleiben würden. Dafür hatten die deutschen Kämpfer freudig ihr Leben zum Opfer gebracht; dasselbe war das Ziel jener mit Ruhm bedeckten Heerführer, die zum Teil im Dienste des Vaterlandes gefallen waren, wie Scharnhorst, zum Teil den großen Sieg erlebten, den sie mit Aufopferungen der edelsten Art errungen hatten, wie Blücher und Gneisenau. Eben dafür hatte Stein, wohl der größte Staatsmann, den Deutschland gesehen, mit seinem Freund und Begleiter Ernst Moriz Arndt, alle seine Kraft eingesetzt. Das ist der Gedanke des deutschen Bundes, der die Fürsten und Stämme des deutschen Volkes friedlich umschließen und gegen äußere Feinde schützen sollte, und das ist der Gedanke — der deutschen Burschenschaft, die damals in Jena entstand.

Wenn vorher Landsmannschaften der verschiedensten Art wie auf andern Universitäten, so auch in Jena bestanden hatten, in fast unaufhörlicher Fehde gegen einander, — ein trauriges Bild der Zerrissenheit des Vaterlandes — so sollte von nun an unter den Studierenden nur ein Bund bestehen, ein christlich-deutscher Bund, der alle umfaßte, welchem Stamme des gemeinsamen Vaterlandes sie auch angehören mochten; selbst die Livländer, die Kurländer, die Siebenbürgen, die damals in nicht geringer Zahl in Jena studierten, wurden nicht ausgeschlossen. Ich trat mit meinen Bekannten freudig in diese Verbindung ein, die so ganz an der Zeit war. Wir hatten junge Männer unter uns, die den edlen Kampf mitgemacht hatten und mit Ehrenzeichen geschmückt waren. Auf sie blickten wir Jüngeren mit einer gewissen Verehrung hin. Wir waren glücklich, mit ihnen in einer Verbindung stehen zu dürfen, die uns als ein glückverheißendes Zeichen für das ganze Vaterland erschien. Das Herz wallt mir auf, wenn die Erinnerung an die erste gemeinsame Feier, der ich beiwohnte, in mir erwacht. Wir hatten im Freien einen großen Kreis geschlossen; in der Mitte von uns stand der Redner, der das Wort zur Feier mit hoher Begeisterung sprach, dann stimmten wir, von Musik begleitet, Arndt's unvergleichliches Lied an: „Sind wir vereint zur guten Stunde, wir starker deutscher Männerchor, so dring' aus jedem frohen Munde die Seele zum Gebet hervor." Die Worte des zweiten Verses: „Wem soll der erste Dank erschallen? Dem Gott, der groß und wunderbar aus langer Schande Nacht uns allen in Flammen aufgegangen war; der unsrer Feinde Macht zerblitzet und unsre Kraft uns schön erneut, dem Gott, der auf den Wolken sitzet von Ewigkeit zu Ewigkeit!" — Diese Worte rissen auch mich zur höchsten Begeisterung hin und die Stunde, in der ich sie mit so vielen Jünglingen sang, die bereit waren, alle ihre Kräfte dem Vater-

lande zu weihen und, wenn es sein sollte, ihm auch ihr Leben zu opfern, ist nie aus meinem Gedächtnis, nie aus meinem Herzen entschwunden. Glücklich, wer diese Zeit des Aufschwung erlebte, wo Gott sich dem deutschen Volke so wunderbar gnädig gezeigt hatte, daß auch das blödeste Auge sein Walten erkennen konnte, und wo die bösen Kräfte des Hasses und Neides, die uns von einander getrennt und durch die unheilvolle Trennung so schwach und unglücklich gemacht hatten, für immer aus unserem Volke zu verschwinden schienen! Unsere Hoffnungen waren groß; aber was ziemte wohl dem Jüngling mehr als freudig das Beste für sich und sein Volk zu hoffen? Und was könnte ihn mehr antreiben, seine Kräfte zu üben, um einst zur Herbeiführung des Besseren mitwirken zu können?

Es wäre zu viel, wenn ich behaupten wollte, daß nun mit Einem Schlage alles sich bei uns in das Bessere verwandelt habe. Aber einen kräftigen Antrieb mußten alle empfinden, das Schlechte, das Gemeine, wovon das akademische Leben verunstaltet gewesen war, abzuthun, um es nie wieder aufkommen zu lassen.

Ich hatte ein tiefes Gefühl hievon; ich weiß nicht genau zu sagen, ob nicht der plötzliche Entschluß, mich mit dem Freunde in Naumburg über das, was ich erlebt hatte, zu besprechen, auf diesem Gefühl beruhte. Es war an einem schönen Sommertage etwa acht Uhr abends, als ich mich anschickte, eine Wanderung nach dem etwa sechs Stunden entfernten Naumburg anzutreten. Meine Zeit wollte ich zu Rate halten und so dachte ich, den Weg dahin in der Nacht zurückzulegen und am folgenden Tage, vielleicht von meinem Freunde begleitet, zurückzukehren. Die Straße zieht sich an dem linken Ufer der Saale hin, die man bei Dornburg auf einer hölzernen, bedeckten Brücke überschritt. Auf dieser Brücke bemerkte ich erst, daß das Tageslicht verschwunden war. Ich war von da aus nicht weit ge-

gangen, als ich über den Weg, den ich noch nie betreten hatte, in Zweifel geriet. Da, wo die Wege sich teilten, kam ich an ein einzeln gelegenes, niedriges Haus, in dem ich noch Licht bemerkte. Auf meine Frage, wohin von da aus der Weg nach Kamburg gehe, bekam ich eine Antwort, die mir nichts sagte, und zugleich ein lautes Gelächter zu hören. Doch ich mochte meinen Vorsatz nicht aufgeben, und ging, betrübt über die erfahrene Unfreundlichkeit, auf einem der Wege, die sich mir zur Auswahl darboten, weiter. Es wurde immer dunkler um mich und ich fühlte mich immer unsicherer.

So mochte ich etwa eine Stunde weiter gegangen sein, als ich vor einem Thore anlangte, das halb offen stand. Ich hoffte, hier würde ich Sicherheit über meinen Weg, vielleicht auch Aufnahme finden, denn ich hatte die Lust an dem nächtlichen Gange völlig verloren. Ich ging hinein; ich stieß, wohin ich mich wenden mochte, an etwas an, was mir das Weitergehen verbot. Was war es? Es waren Grabhügel, es war ein Kirchhof, auf dem ich angelangt war. Nicht ohne ein Gefühl von Schauer wendete ich mich dem Thore zu, durch das ich eingetreten war; es stand mir auch zum Ausgang aus diesem schauerlichen Ort noch offen. Von da aus erreichte ich Kamburg, wo ich mit Hilfe eines Wächters endlich ein Unterkommen fand. Ich fühlte mich beunruhigt und geängstet; die Wanderung von da nach Naumburg, die ich am Tage vorher im schönsten Lichte vor mir gesehen hatte und die ich am frühen Morgen antrat, wollte mir nicht zusagen und machte mir nicht die mindeste Freude; doch ich suchte ja nur meinen Freund und diesen fand ich in seinem Gartenhause, das durch ihn zu einer gelehrten Einsiedelei geworden war, und im lebendigsten Gespräch teilten wir einander mit, was wir nach jener gemeinsamen Flucht aus Pforta erlebt hatten.

Meine Mitteilungen über Jena bewogen ihn, wenigstens

einige Zeit da zu studieren. Der Freund von Weißenfels hatte es klüger gemacht als wir beide; er hatte sich schon zu Anfang des Sommersemesters nach Leipzig begeben und sich dort durch eine Prüfung, die er sehr gut bestand, ein Zeugnis erworben, mit dem er ganz auf geordnetem Wege zur Universität übergehen konnte. Er trieb dort philosophische und philologische Studien und wurde ein inniger Freund meines Bruders Leopold, bei dem ich ihn später wieder sah.

In demselben Sommer begann ich den Fechtboden zu besuchen. Da ich über die ersten Schwierigkeiten hinweggekommen war, machte mir das Fechten Vergnügen; ich übte es daher fleißig und fand eine besondere Freude daran, daß ich mit einer leichten, kaum merkbaren Bewegung der Hand, in der ich mein Stoßrappier hielt, den drohenden Angriff des Gegners abwenden, ja ihm so zuvorkommen konnte, daß dieser sich seinerseits in Gefahr befand, von mir getroffen zu werden. So wurde Auge und Hand auf das Beste geübt, und da auf den Sieg in dem einen Gang leicht eine Niederlage im andern folgen konnte, so war man vor der Einbildung, ein besonders geübter Fechter zu sein, ziemlich gesichert. Wir rechneten es zur Ehrenhaftigkeit, daß jedes Mitglied der Gemeinschaft in der Führung der bei uns eingeführten Waffe geübt sei und den Gegnern nicht wehrlos gegenüber stehe. Doch galt es als Grundsatz der Burschenschaft, daß Zweikämpfe, die vorher in ungemessener Zahl stattgefunden hatten, unter uns so viel als irgend möglich vermieden und nur im äußersten Falle zugelassen werden sollten. Die Angesehensten in der Verbindung waren Männer, die im Kampfe für das Vaterland dem Tode ins Angesicht geblickt und ihren Mut nicht erst durch Kämpfe so zweifelhaften Wertes zu beweisen hatten. Die Übrigen hätten sich geschämt, wenn sie nun noch anders als im äußersten Notfall zu den

Waffen gegriffen hätten. Das Vaterland ging den echten Mitgliedern der Verbindung über alles, und sich zum Dienste des Vaterlandes zu rüsten, erschien als die wahre Ehre, die durch ein leichtsinniges Spiel mit dem Leben nicht ersetzt werden konnte.

Ohne es zu ahnen, geriet ich in demselben Sommer in Lebensgefahr. Ich hatte unter der Menge meiner Studiengenossen, auch im Kreise meiner näheren Bekannten, nur einen gefunden, mit dem ich eine Freundschaft für das Leben schloß. Es war Karl Jakobi, der später Professor der Mathematik in Pforta geworden ist. Eine kraftvolle Gestalt, ein Bild der Gesundheit, einfach in seinem Benehmen, mit glänzenden Augen, aus denen zugleich scharfer Verstand und reines Wohlwollen hervorblickte; er war in der Einsamkeit des Waldes erzogen, wo sein Vater als Forstmann lebte, daher auch ein Freund der Jagd. Seine Gymnasialstudien hatte er in Gotha gemacht, von wo er mit einer sehr guten Vorbildung nach Jena gekommen war. Er war Theolog; aber schon in Jena zeigte sich die Vorliebe zur Mathematik, die später für sein Leben entscheidend geworden ist. Wir sahen einander sehr oft und machten wohl auch gemeinsame Ausflüge. Eines Tages lud er mich ein, mit ihm zum Baden zu gehen; in der Nähe der Rasenmühle war eine Stelle, wo das Ufer der Saale in dichtem Gebüsch verborgen lag. Auf dem Wege trafen wir mit andern Studierenden zusammen, mit denen wir die verborgene Stelle aufsuchten, die mir bis dahin ganz unbekannt geblieben war, wie ich sie auch später nicht wieder gesehen habe. Das Baden machte uns großes Vergnügen; es war eine Lust zu sehen, mit welcher Fertigkeit und Sicherheit mehrere die edle Schwimmkunst übten. Mein Freund gehörte gleich mir nicht zu ihnen und blieb nicht fern vom Ufer stehen und begnügte sich damit, sich von Zeit zu Zeit ganz unterzutauchen und mit Seife zu reinigen.

Während er seine Stelle so fest und sicher behauptete und sich wohl hütete, die Grenze, die für ihn hätte gefährlich werden können, zu berühren, gab ich mich der Freude des Badens, die mir in einem Flusse noch nie zu teil geworden war, mit aller der Sorglosigkeit hin, die dem Neuling eigen zu sein pflegt; ich ging tiefer hinein als rätlich war, indem ich mich bei jedem Schritte, so weit ich konnte, springend über das Wasser erhob. Es war ein großes Vergnügen, immer fand ich den Boden wieder; doch auf einmal fand ich ihn nicht mehr, ich sank in die Tiefe, aus der ich mich aber plötzlich wieder erhoben fühlte, doch nur für einen Augenblick. Das Gesicht war über dem Wasser, doch, indem ich um Hilfe rufen wollte, versank ich wieder in die Tiefe und wurde da fortgetrieben. Wie umbrauste mich das Wasser! Ich verlor die Besinnung nicht, und da ich den Tod vor mir sah, dachte ich meiner Eltern, besonders der Mutter; ich hatte ihnen Freude machen wollen und sollte sie nun so sehr betrüben! Ich hielt mich für verloren. Doch plötzlich fühlte ich meinen linken Arm von einer Hand berührt, dann ergriffen. Ich hatte gehört, daß Ertrinkende, indem sie den Arm des Freundes, der sie retten wollte, krampfhaft ergriffen, diesen mit sich in die Tiefe hinabrissen; daran dachte ich noch und ließ meinen Arm wie den eines Sterbenden hängen. Doch die Hand, die mich ergriff, war sehr kräftig, und nun erinnere ich mich nur noch, daß mehrere um mich beschäftigt waren und mich an das Ufer trugen. Mein Leben hatte, wie man wohl sagt, nur noch an einem Haar gehangen. Nicht allein, weil wohl nur noch wenige Sekunden dazu gehörten, daß ich im Wasser den Tod des Erstickens gefunden hätte, sondern deshalb, weil nach wenigen Sekunden niemand mehr in der Nähe gewesen wäre, der mich hätte retten können. Die Schwimmer waren zum Teil schon auf dem jenseitigen Ufer, das mit Weidenbäumen

bedeckt war; nur einer, Namens Vierling, war noch nicht ganz hinüber, diesem rief mein Freund Jakobi zu, ob er nicht von seiner Seife Gebrauch machen wolle. Indem er zurückschwamm, wurde die Gefahr, in der ich schwebte, bemerkt; die andern wurden herbeigerufen, und so wurde die Rettung, die ich nicht mehr gehofft hatte, an mir vollbracht. In meiner Erinnerung ist geblieben, daß ich bei der Rettung selbst mein volles Bewußtsein hatte. Einer von denen, die mich an das Ufer trugen, sagte, ich müsse Wasser geschluckt haben und man werde mich auf den Kopf stellen müssen; ich hörte es und eilte mich auf die Füße zu stellen, sobald ich am Lande war. Jakobi hat mir in späteren Jahren oft gesagt, er habe jenes Stück Seife als eine Art Heiligtum aufbewahrt, denn es habe zur Rettung meines Lebens gedient; da er es aber war, der die Seife bei sich trug und sie dem Freunde zum Mitgebrauch anbot, auf dessen Ruf die andern herbei eilten, so war er es, den ich nebst seinem Freunde Vierling als meinen Retter ansah. Die Namen derer, die mich aus dem Wasser zogen und an das Ufer trugen, sind mir erst vor einigen Jahren durch einen eigenen Umweg wieder in Erinnerung gebracht worden.

Der Freund, mit dem ich damals Plato las, sagte mir bei der ersten Begegnung nach diesem Vorfall: „Ranke, opfern Sie den Göttern eine Hekatombe!“ Ich war, wie es ja nicht anders sein konnte, tief erschüttert und auf einige Tage zurückgezogener und stiller als sonst. Meinen Eltern, obwohl sie es waren, an die ich zuerst und zuletzt gedacht hatte, als das Wasser mich umbrauste und mir ein früher Tod gewiß zu sein schien, teilte ich den Vorgang nicht mit; ich fürchtete, die Gefahr, der ich kaum noch entronnen war, würde sie zu sehr erschrecken und in unnötige Angst um mich versetzen. Meine größte Freude war die, daß meinem Vater, meiner Mutter, deren Sorgenkind

ich damals ohnehin war, wie ich es auch später noch eine Zeitlang geblieben bin, der große Schmerz erspart wurde, mich in der Blüte meines Lebens, die doch keine hoffnungslose zu sein schien, zu verlieren. Die Sache blieb für die meisten ein Geheimnis. Sie blieb es insofern für mich selbst, als ich die volle Bedeutung dessen, was mir geschehen war, nicht verstand. Doch ist es gewiß, daß diese Erfahrung unter denen, die mir zu teil geworden sind, eine bedeutende Stellung eingenommen hat, wenn sie auch für das erste bald wieder zurücktrat und in Vergessenheit zu kommen schien.

In den Herbstferien kehrte ich in das liebe Elternhaus zurück, wo sich auch Leopold einfand; nur Ferdinand fehlte, dessen Ferien nicht mit unseren zusammentrafen. Die übrigen Geschwister waren alle noch bei den Eltern: Hannchen, die mit einer schönen Singstimme begabt, immer heiterer Stimmung und Meisterin in allen weiblichen Arbeiten war und dem Alter nach zwischen mir und Leopold stand; Wilhelm, der auf Ferdinand folgte, ein feines Gesicht mit klugen Augen und mit einer gewissen Eleganz gekleidet; dann Röschen, das liebliche Kind, der besondere Liebling des Vaters, und Ernst, der Jüngste von uns allen, erst im September des Jahres 1814 geboren, damals also ein Jahr alt, ein reizendes Kind, das von uns allen sehr geliebt wurde. Später hat mich eines der Engelsköpfchen, die unter der Sixtinischen Madonna angebracht sind, oft an meinen kleinen Bruder erinnert. Das war die liebliche Heimat, in der ich damals wieder einkehrte, diesmal nicht auf der Flucht, nicht als ein Verlorener, der sich wieder einfindet. Die Freude war groß; der Vater berührte das Vergangene, an das ich mich selbst nicht gern erinnerte, mit keinem Wort. Auf die Zeit der sorgenvollen Ungewißheit war für mich und darum auch für die ganze Familie eine Zeit des frohen Hoffens gefolgt.

Zur Rückkehr nach Jena überließ mir der Vater freundlich sein Reitpferd und den Knecht, unsern guten, treuen Dietsch, der mir zu Pferde folgen sollte. Das Thor war schon geöffnet und ich saß schon zu Pferde, als die liebe, sorgliche Mutter mit Nadel und Faden kam und mir nicht ohne Mühe die linke Rocktasche zunähte, um die in ihr befindlichen Schätze zu sichern. Der Vater gab dem Knecht seine Befehle, die Geschwister riefen mir noch freundlich zu, und so verließ ich die liebe Heimat mit einem gewissen Glanz, auch in ganz anderer Stimmung als ein halbes Jahr zuvor, da ich den Wagen des Boten von Weimar bestieg. In der Nähe von Apolda ließ ich die Pferde zurückgehen und suchte einen Verwandten des Vaters auf, der in jener Gegend die Pachtung eines großen Gutes schon seit längerer Zeit übernommen hatte. Der Vater hatte eine einzige Schwester, die in Nebra lebte, wo sie an Bürgermeister Rothe verheiratet war; der Bruder des Bürgermeisters war der Gastfreund, bei dem ich jetzt einkehrte. Ich wurde als Herr Vetter mit großer Freundlichkeit aufgenommen und sogar gebeten, zur Kirchweih wieder zu kommen und — zu predigen. Ich war kühn genug, zuzusagen, und es war dann wohl das erste, woran ich im Anfang meines Semesters ging, daß ich eine Predigt ausarbeitete. Von dem Texte weiß ich nur noch, daß es ein Spruch aus dem ersten der Johanneischen Briefe war, der eine Ermahnung zur Bruderliebe enthielt, die ich dann zu begründen und auf meine Zuhörer anzuwenden versuchte. Volle vierzehn Tage vor der Kirchweih hatte ich meine Predigt fertig; sie kam mir nicht schlecht vor, und um so mehr gab ich mir die Mühe, sie auch gut vorzutragen, ohne, wie es Anfängern wohl widerfährt, das Konzept aus der Tasche hervorholen zu müssen. Es werden nicht viele einsame Plätze und Anhöhen um Jena sein, wohin ich nicht in jenen vierzehn Tagen mein Konzept

getragen und mit halblauter Stimme die Predigt gehalten hätte. Der Erfolg war denn auch der beste; nur kam es mir vor, als hätte ich mit zu großem Feuer gesprochen und die Predigt ungewöhnlich schnell zu Ende gebracht. Aber meine Zuhörer, lauter Ökonomen, gebildete und ungebildete, sprachen sich sehr befriedigt aus und wollten behaupten, „nun könne ich mich überall hören lassen,“ ein Lob, das mich fast verdroß; doch ich hatte meine erste Predigt gehalten, ohne zum Konzept greifen zu müssen; ich fühlte mich sehr glücklich. Nachmittags fanden sich Gäste aus der Nachbarschaft ein, und es wurde nach kurzem Verweilen zu einem Vergnügen übergegangen, das in jenen Gegenden fast bei keiner Gelegenheit fehlen darf, nämlich zum Tanz, an dem jung und alt teil nahm, auch der junge Studiosus, der die Predigt gehalten hatte und als Fremder von den anwesenden jungen Damen gern gesehen wurde. Die Jüngste darunter in hellblauem Kleid, mit freundlichem Blick, machte auf mich Eindruck; ich weiß sie aber nicht mehr zu nennen und habe sie nie wieder gesehen.

Damals hatte ich die Freude, mit meinem Freund Wilhelm S. zusammen zu wohnen. Er kleidete sich etwas phantastisch und war, mit einem Hirschfänger bewaffnet, in Jena angekommen; wir lebten in brüderlicher Eintracht und hörten manche Vorlesungen gemeinsam, was uns zu eifrigen Besprechungen Anlaß gab. Ich weiß nicht mehr zu sagen, ob ich Professor Eichstädt gebeten habe, uns ein lateinisches Privatissimum zu geben; er gab es uns und las in unserer Gegenwart die lateinischen Aufsätze vor, die wir bei ihm eingereicht hatten; während des Lesens verbesserte er sie mündlich, und zwar so, daß er den Forcellini, den er in mehreren Folianten neben seinem Stuhle aufgestellt hatte, bei Gelegenheit aufschlug, um sich und uns über die Richtigkeit seiner Ansicht zu versichern. Wir sahen hier gleichsam in die Werkstatt eines lateinischen Stilisten.

hinein und die Sorgfalt, mit der dieser als vorzüglicher Latinist anerkannte Mann bei der Beurteilung zu Werke ging, diente in meinen Augen nur, sein Ansehen zu erhöhen. An diesem Privatissimum nahm auch ein Sohn des berühmten Jenaer Buchhändlers Frommann teil, der erst vor kurzem vom Gymnasium in Weimar nach Jena gekommen war, um sich durch ein encyklopädisches Studium der Wissenschaften für den Beruf des Buchhändlers vorzubereiten. Ich hielt ihn wegen seines regen Strebens hoch und gewann ihn lieb; er war eine edle Jünglingsgestalt, mit einer Offenheit und Reinheit in seinem Benehmen, die sogleich mein Vertrauen zu ihm erweckte. Ich habe ihn nie vergessen und es gereichte mir vor einigen Jahren zu großer Freude, als ich von diesem werten Freunde der Jugend, der indes in den Beruf und die Ehren seines Vaters eingetreten war, eine Zuschrift empfing, aus der ich ersah, daß er meiner nach so langer Zeit immer noch mit freundlichem Sinn gedachte.

Damals hörte ich auch bei Professor Köthe Kirchengeschichte; ich lernte ihn schon damals als einen lieben, wohlwollenden Mann kennen. Vieles, was er nach Schröckhs lateinischem Kompendium mit löblichem Eifer vortrug, ging, weil es zu sehr nur kompendiarisch war und mir keinen lebendigen Einblick gewährte, an mir vorüber, ohne mich zu erregen; aber tief wurde ich bewegt, als er uns die Anfänge der Reformationsgeschichte darstellte. Hier ging er tiefer ein, die Vorlesung gewann eine ganz andere Gestalt, und nun ging nichts an mir vorüber. Nach einer der ersten Vorlesungen dieser Art eilte ich zu ihm, um mir einen Abdruck der 95 Thesen des Reformators, die nach Verfluß so vieler Jahre auch bei mir gezündet hatten, von ihm zu erbitten. Es befremdete mich, daß er mir doch nur einen Auszug der Thesen zeigen konnte, die ich so gern in ihrem ganzen Umfang gesehen und in mich

aufgenommen hätte. Es war damals die Zeit, in der man schon dem Jubiläum der Reformation entgegen ging, und wer hätte sich nicht glücklich gefühlt, nach der Erhebung des deutschen Vaterlandes aus der französischen Knechtschaft nun auch den Gedenktag einer so bedeutenden geistigen Erhebung Deutschlands und der Welt erleben zu dürfen? Köthe empfing mich übrigens so freundlich, daß ich Vertrauen zu ihm gewann. Doch erst viele Jahre später, da er Superintendent in Altstädt war, bin ich diesem würdigen Manne näher getreten, der mitten im Streit der Parteien seine Sanftmut bewahrte und unter ungünstigen Verhältnissen nicht aufhörte, das Evangelium von Christo mit Freudigkeit zu predigen.

Bei Penzel, dem Lektor der italienischen Sprache, las ich mit einem Freunde einige Stunden in der Woche Tassos Gerusalemme liberata. Dies geschah in seinem Wohnzimmer, in dem zugleich sein Bett stand, das wir gewöhnlich noch in ungeordnetem Zustand zu sehen bekamen. Es ist derselbe, der in jüngeren Jahren sich als Übersetzer des Strabo einen Namen gemacht hatte, ohne jedoch hiedurch zu einer Anstellung zu gelangen; vielleicht hatte er aber eine solche gar nicht gesucht, wenigstens hatte er sich frühzeitig in das gelobte Land der Kunst begeben, in der Hoffnung, dort etwa wie Winkelmann eine Stellung zu finden. Ich zweifle nicht, daß er dort wie dieser zur katholischen Kirche übergetreten war. Er versäumte nicht leicht eine Gelegenheit, die Herrlichkeit dieser Kirche, die er jedoch nur im Äußeren gefunden haben mochte, zu preisen und sich über die schlichte Einfachheit unseres Gottesdienstes und unserer Geistlichen mit Hohn zu ergehen, worauf wir ihm dann kurz das Nötige entgegneten. Wir bedauerten den armen, alten Mann, der ohne Zweifel mit großen Hoffnungen nach Italien gegangen war und wie ein Schiffbrüchiger von dort zurückkam und zufrieden sein

mußte, daß ihm durch Göthes Vermittelung die Stelle eines Lektors mit kärglichem Einkommen zugewiesen wurde. Er war des Italienischen vollkommen mächtig und leistete uns einige Dienste; aber die Stunden, die wir bei ihm zubrachten, waren für uns wegen seiner bitteren Stimmung nicht angenehm, und wenn noch das mindeste Verlangen in mir war, in meiner Jugend Italien zu sehen, so war der Lektor Penzel ganz dazu gemacht, es für immer auszutilgen.

Mein Freund Jakobi verehrte unter unsern Lehrern besonders den Professor der Mathematik, von Münchow, der später nach Bonn gekommen ist. Mit diesem vortrefflichen Manne, der sich durch eine glänzende Lehrgabe auszeichnete und die Sternwarte dirigierte, machte Jakobi mich bekannt, und ich hörte bei ihm über die Elemente der Mathematik, da ich ein großes Verlangen hatte, über sie zur vollen Klarheit zu gelangen, um später durch eigenes Studium sicher fortschreiten zu können. Münchow, eine edle, hohe Mannesgestalt mit kurzem Lockenhaar, fein gebildet, auf dem Katheder höchst lebendig, mit klarer, scharfer Darstellung, erschien mir auf seinem Gebiet als ein ebenso vorzüglicher Lehrer wie Luden, der meine erste Verehrung gewonnen hatte.

Gegen Ende des Winterhalbjahrs wurde ich bei einem kleinen Gelage, an dem Jakobi und Limprecht teil nahmen, von meinem lieben Stubenburschen getrennt. Wir waren so heiter wie Studenten zu sein pflegen; plötzlich sah ich, wie er seinen Hirschfänger mit glänzendem Blick und heftigen Gebärden über uns schwang. Meine stärkeren Freunde eilten auf ihn zu und es gelang ihnen, ihm die scharfe Waffe zu entwinden. Unsere Freude war zerstört und die Freunde gaben nicht zu, daß ich an einem Orte verweile, der für mich so gefährlich zu werden drohte. Einer von ihnen gab mir vorläufig bei sich eine Unterkunft und schon am andern Tage fand ich eine Wohnung im

Sickler'schen Hause am Fürstengraben. Es war ein Dachstübchen, doch für mich geräumig genug und mit einer freien schönen Aussicht. Alle nahmen den Vorfall sehr ernst und, wie ich jetzt einsehe, viel zu ernst. Jakobi wollte einen Professor der Philosophie in Göttingen darüber zu Rate ziehen. Es erschien uns als ein schweres psychologisches Rätsel; doch wäre es von einem erfahrenen Arzte gewiß leicht zu lösen gewesen. Das Schlimmste war, daß ich das Vertrauen zu einem meiner nächsten Freunde verlor, der mir nur Gutes erwiesen hatte und sich durch meine Auswanderung tief gekränkt fühlen mußte, wie er denn auch sehr bald Jena verließ. Es thut mir noch wehe, daß ich ihn so verkannt und gekränkt habe; später hat er sich mir freundlich wieder genähert und die alte Liebe ist bei uns beiden wieder erwacht.

Es fiel mir schwer, daß unter andern Freunden auch mein lieber Jakobi Jena verließ, um nach Göttingen zu gehen und dort vorzüglich Gauß zu hören, der damals alle andern Mathematiker überstrahlte. Ich begleitete ihn bis Weimar; dort schieden sich unsere Wege, ich eilte nach Hause.

Die Osterferien des Jahres 1816, die ich im Kreise der Meinigen verlebte, waren in jeder Beziehung erfreulich; aber auch hier wurde ich aufgefordert, zu predigen, und sogar in einem Festgottesdienste. Darf ich es sagen, worüber ich damals gepredigt habe? Ich war, wie alle meine Jenaer Freunde, voll von Liebe zum deutschen Vaterlande und voll Hoffnung für die Zukunft unseres Volkes. Wir glaubten, es müsse in Deutschland alles neu, alles gleichsam verklärt werden; der christlich-deutsche Sinn müsse alle Teile des Vaterlandes, alle Glieder des Volkes durchdringen, der Tod der unchristlichen und undeutschen Gesinnung müsse gänzlich verschwinden, ein neues Leben müsse beginnen, und so predigte ich feurig, wie ich war, von — der Auferstehung Deutschlands! Meine Eltern hatten mich mit

der Nachsicht gehört, die sie mir auch sonst so reichlich bewiesen haben. Die Mutter sagte gerührt, da sie mich auf der Kanzel gesehen habe, sei es ihr gewesen, als sähe sie meinen Großvater in verjüngter Gestalt; so groß sei er gewesen, so habe seine Stimme gelautet. Der Vater hatte in seinem Zimmer einen kleinen Glasschrank, in dem er seine kostbarsten Bücher aufgestellt hatte, den öffnete er und nahm die schöne, große Bibel heraus. Ich trauete kaum meinen Augen, mit stiller Rührung trat er auf mich zu und sagte: „Da, mein lieber Sohn, das ist die Bibel, die dein seliger Großvater mit auf die Kanzel genommen, aus der er gepredigt hat; sie gehört dir, denn du bist der erste von meinen Söhnen, der hier gepredigt hat." Ich kann nicht aussprechen, wie glücklich ich mich fühlte! War es denn möglich? Sollte dieses ehrwürdige Kleinod des Hauses mir gehören? Besaß ich die Liebe meines Vaters in so hohem Grade, daß er mir es übergeben mochte? Ich war tief bewegt und habe jener glückseligen Stunde, in der ich mich erst ganz wieder angenommen fühlte, nie vergessen. Wohl hätte mir aus diesem Geschenk auch noch eine viel höhere Liebe entgegen leuchten können. Das verstand ich aber damals noch nicht; es war mir genug, die Liebe meines Vaters mit Augen zu sehen und mit Händen zu greifen, von der ich wohl wußte, daß ich ihrer nicht wert war.

Für das Sommersemester 1816 kehrte ich nach Jena zurück. Ich wohnte zum erstenmal so hoch und mit so freier, schöner Aussicht; unter mir wohnte Scheidler, einer der Stifter der Burschenschaft, ein kraftvoller, edler, junger Mann, der die akademische Laufbahn erwählte und in Jena geblieben ist. In dem großen, geräumigen Nachbarhause, die „Wucherei" genannt, wohnte mit vielen andern Studenten der Meininger Herrmann, der aus Heidelberg herüber gekommen war. Ich gewann ihn sehr lieb und bin auch später wieder in freundliche Beziehung zu ihm getreten.

Mehr aus der Ferne verehrte ich Kiemann aus Mecklenburg, einen der Vorstände der Burschenschaft, den ich zuweilen sprechen hörte. Bei feierlichen Gelegenheiten trug er das eiserne Kreuz, mit dem er nach der Schlacht bei Waterloo geschmückt worden war. Er hatte schon für das Vaterland gekämpft, schon im Dienste des Vaterlands sein Leben gewagt; aber er war so ruhig, so besonnen, so fleißig, so fern von aller Anmaßung, daß er mir das Ideal eines jungen Mannes zu sein schien. Mein Gefühl gegen ihn kann ich nur als das der freudigen Bewunderung, ja der Verehrung bezeichnen.

Der erste Gedächtnistag des Sieges von Waterloo, 18. Juni, wurde von uns hoch gefeiert. Irre ich nicht, so ist bei dieser Feier die Fahne der Burschenschaft, die schwarz-rot-goldene, ein Geschenk aus schönen Händen, zuerst entfaltet worden. Auf einem freien Platz wurde eine Eiche zum Gedächtnis jenes Sieges und dieser ersten Feier gepflanzt. Unsere Verbindung genoß die allgemeine Achtung und unser „Landesvater“, der edle Karl August, erwies ihr sogar die Ehre, sie zu Gevatter zu bitten, worauf Stellvertreter gewählt und zur Taufe abgeordnet wurden. Die Burschenschaft stand damals in ihrer Blütezeit, an der, wenn ich so sagen darf, Gott und Menschen sich freuen konnten; denn es ließen sich die edelsten Früchte von ihr erwarten. In ihr trat die allgemeine Freude über das befreite und nach langer, unseliger Trennung wieder gewonnene, wieder gefundene große Vaterland vielleicht in der reinsten Gestalt, die damals möglich war, hervor. Man wurde der Aufgabe inne, die dem deutschen Volke im damaligen Moment gestellt war, und jeder freute sich darauf, einst an seinem Teil zur Kräftigung und Reinigung desselben mitwirken zu dürfen.

Eine ganz neue Erscheinung war es, als zwei Berliner Studenten ankamen, um in Jena für das Turnwesen zu

arbeiten, das bei uns noch unbekannt war. Beide besuchten die theologischen Vorlesungen und ich trat nach kurzer Zeit zu ihnen in nähere Beziehung. Es war Eduard Dürre und Maßmann; beide waren aus Berlin gebürtig und beide hatten gegen Frankreich zu Felde gelegen. Auf dem Turnplatz in Berlin hatten sie sich noch in der Zeit der Franzosenherrschaft unter Jahns und Eiselens Leitung geübt, um tüchtig zu sein, wenn der Tag der Erhebung käme. Der Berliner Turnplatz hatte sich um das Vaterland verdient gemacht, denn aus der Zahl der Turner hatten sich alle waffenfähigen Jünglinge in jenen Tagen der Begeisterung für den Dienst des Vaterlandes gestellt; zu diesen gehörten meine beiden neuen Freunde. Einer von ihnen, es war Dürre, hatte seine Gymnasialzeit wohl lange noch nicht vollendet, als er sich in die Schar der Lützower aufnehmen ließ, zu denen auch sein Meister Jahn getreten war. Wir hatten ja manches von dem fast wunderbaren Aufschwung in Preußen gehört; jetzt sahen wir einige jugendliche Teilnehmer und Zeugen dieses Aufschwungs vor uns und hießen sie unter uns willkommen. Durch Dürre wurde ich mit Jahns „Deutschem Volkstum“ bekannt, einem höchst merkwürdigen Buche aus jener tief bewegten Zeit, die dem Kampf um die Befreiung vorher ging. Mich ergriff besonders, was er über die „Todeskämpfe“ der Völker sagt. Es war in der That der Sinn der Besten und Höchsten im preußischen Volk gewesen, mit Ehren unterzugehen, wenn man nicht siegen könnte. Wie ergriff das ein offenes, jugendliches Gemüt! Aber auch Jahns „Deutsche Turnkunst“, womit Eduard Dürre mich beschenkte, sobald sie erschienen war, regte mich zu großer Teilnahme an. Manches, was Jahn darin fordert, besonders das Fechten, hatte ich schon in guter Übung; daß es notwendig sei, schwimmen zu lernen, hatte ich aus eigener Erfahrung sehr wohl begriffen. Auch konnte ich nicht zweifeln, daß

die eigentlichen Übungen des Turnplatzes, die mir fast sämtlich fremd waren, von großem Einfluß auf Kräftigung und Schmeidigung der Glieder sein würden. Doch was mich am meisten ansprach, das war der Grundgedanke, auf dem das Ganze ruhte. Jahn spricht ihn in den Worten aus: „Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Überverfeinerung in der wiedergewonnenen Männlichkeit das notwendige Gegengewicht geben und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen.“

In denselben Jahren, in denen Männer wie Scharnhorst und Gneisenau damit beschäftigt waren, die junge Mannschaft nach und nach zu den Waffen zu rufen, bis das ganze Volk wehrhaft genug wäre, um den Kampf gegen die Franzosen beginnen zu können, war Jahn unter dem Schutz der Behörden eifrig daran, die aufwachsende Jugend, Knaben und Jünglinge, auf dem Turnplatz zu üben, sie mit Liebe zu König und Vaterland zu erfüllen und zu freudigen, tapferen Kämpfern zu erziehen. Er war Gymnasial-Professor in Berlin, aber so leutselig erwies er sich gegen jedermann, daß Scharen von jungen Leuten aus allen Ständen sich an ihn anschloßen, um sich unter seiner Leitung zur Wehrhaftigkeit auszubilden. Was Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ in denselben Jahren als die einzige Aufgabe des damaligen Geschlechts hinstellte, ein besseres, tüchtigeres Geschlecht zu erziehen, das suchte Jahn, der von der Verderbtheit jenes Geschlechts nicht weniger stark überzeugt war, auf seine Weise in das Werk zu setzen. Wie es ihm damit in Berlin gelungen war, so sollte es überall im deutschen Vaterlande versucht werden. „Ohne eine Turnanstalt sollte,“ wie er in jenem Werke sagt, „billig keine namhafte Stadt in

deutschen Landen bleiben. Auch der kleinste Ort sollte, wenn er eine Schule hat, auch nach seinen beschränkteren Verhältnissen einen Turnplatz haben. In jedem Kirchspiel des platten Landes müßte wenigstens ein vollständiger Turnplatz sein, wo sich dann aus den größeren und kleineren Ortschaften die turnfähige Jugend zusammenfinden und in jugendlichem Wettturnen versuchen würde!" Wie schön lautet es, wenn er die Turngesetze mit der Bemerkung einleitet, daß vor allen Dingen der Adel des Leibes und der Seele von dem Turner zu wahren sei, und wenn er hinzufügt: „Tugendsam und tüchtig, rein und ringfertig, keusch und kühn, wahrhaft und wehrhaft sei sein Wandel. Frisch, frei, fröhlich und fromm — ist des Turners Reichtum. Das allgemeine Sittengesetz ist auch seine höchste Richtschnur und Regel. Was andere entehrt, schändet auch ihn. Muster, Beispiel und Vorbild zu werden, danach soll er streben." Man sieht, wie ein sittlicher Ernst das Ganze durchdringt und wie sehr das Streben Jahns mit dem der Stifter der Burschenschaft übereinstimmte. Konnte dies nicht verfehlen, einen tiefen Eindruck auf mich und meine Freunde zu machen, so war das Vorbild, das er in der Vorrede seines Werkes aufstellt, für uns wahrhaft erhebend und begeisternd. Wohl war das Bild stark idealisiert; aber wir lebten ja in Idealen und freuten uns annehmen zu dürfen, daß ein Jüngling in Jahns Umgebung so gewesen sei, wie er ihn mit diesen Worten zeichnet: „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den jung und alt gleich lieb hatte, ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig, und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend, ein reisiger Reiter, in

allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von wälscher Tücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen, — ihn hätte auch im Kampfe keines Sterblichen Klinge gefället, — keinem zu Liebe und keinem zu Leide; aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen." So herrlich beschreibt er den jungen Helden, dessen Gedächtnis uns dadurch, daß er im Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes gefallen war, nur noch teurer wurde, wie uns auch Scharnhorsts Name teurer war als die Namen der Überlebenden.

Der Einfluß, den Jahn durch sein großartiges Unternehmen auf uns ausübte, war ein gewaltiger. Er war der treue Eckart, der die Jugend auf den Hochschulen von den Wegen des Leichtsinns zurückscheuchte und ihr den Ernst, ohne den nichts Großes im Leben gedeihen kann, in das Herz zu pflanzen suchte. Er ist viel verkannt worden, er hat viel gelitten; aber bei mir bleibt sein Andenken im Segen.

Es war im Sommer 1816, als ich auch einen neuen Freund gewann, dessen ich noch jetzt mit Liebe gedenke; es war Eduard Schwarzenberg aus Altenburg. Wie wir einander gefunden haben, weiß ich nicht mehr; aber die liebe Gestalt des Freundes steht noch hell vor meinen Augen. Er war etwas kleiner als ich, eines seiner Augen war zu Grunde gegangen; aber aus dem andern blickte ein so treues, liebevolles Herz, daß ich ihn lieb gewinnen mußte, sobald er mir näher trat. Dies hatte zur Folge, daß er mich einlud, in den Herbstferien mit ihm zuerst zu seinen Großeltern in der Nähe von Hof, dann nach Altenburg zu seinen Eltern zu wandern, warauf ich mit Freuden einging; es war meine erste größere Reise. Wir sahen mit einander das liebliche, obere Saalthal bis nach Rudolstadt,

dann das enge Thal des Thüringer Waldes, durch das die Schwarza sich hindurch drängt, und das hochgelegene alte Schloß Schwarzburg mit seinen geschichtlichen Denkmälern. Wir besuchten von da aus die in Waldeseinsamkeit gelegenen, schönen Ruinen des Klosters Paulinzelle, von deren Anblick wir uns kaum trennen konnten; bis dahin kamen wir nicht aus freudiger Aufregung heraus. Wohl hörte ich nicht auf, das Thal der Unstrut, in dem ich meine Kindheit verlebt hatte, schön zu finden und ebenso das Thal der Saale bei Pforta und Jena. Aber die Pracht des Tannen- und Fichtenwaldes und des engen Thales im Waldgebirg, wie ich sie hier zu sehen bekam, mußte ich doch auch groß und herrlich finden. Vielleicht war es der Eindruck hievon, der den Fortgang des Weges aus meiner Erinnerung fast gänzlich getilgt hat. Aber nichts ist im stande gewesen, die Erinnerung an den Aufenthalt in der Papiermühle bei Hof bei den lieben Wunnerlichs, den alten und den jungen, in mir zu schwächen; so viel Freundschaft habe ich dort und bei den mit ihnen verwandten Kaufmannsfamilien in Hof erfahren. Ich kam hier in Kreise, die mit Jean Paul in nahem Verhältnis gestanden hatten. Von einer Freundin bekam ich ein Billet zum Geschenk, das Jean Paul während seines Aufenthaltes in Hof an sie geschrieben hatte; jede Zeile davon trug das Gepräge seiner Eigentümlichkeit. Ich habe es als ein Kleinod aufbewahrt, bis einige Jahre später ein Freund es sich von mir erbat, angeblich, um eine Abschrift davon zu nehmen, in der That aber, um es seiner Sammlung von Autographen hinzuzufügen.

Von Hof aus machten wir uns auf, um das Fichtelgebirg zu sehen und die Quelle der Saale aufzusuchen. Aber es zog uns von da noch weiter; wir sahen Bayreuth mit den gewissermaßen klassischen Orten Eremitage und Fantaisie, dann aber das unvergleichliche Thal der Wiesent bis Muggendorf und Streitberg, von wo wir die Rückreise

antraten, auf der wir auch Thurnau, die schöne Besitzung des Grafen Giech, und Culmbach berührten. So sah ich in der Blüte meiner Jugend an der Hand meines Freundes das liebliche Frankenland, ohne zu ahnen, daß es zu meinem zweiten Heimatland bestimmt war.

Auch der Aufenthalt in Altenburg in der liebenswürdigen Familie meines Freundes machte mir großes Vergnügen. Die lieben Menschen, die ich da kennen lernte, stehen nach so langer Zeit noch vor meinen Augen und ich gedenke ihrer nie ohne dankbare Liebe.

Im Wintersemester des Jahres 1816 zu 1817 kam bei mir ein Entschluß zur Reise, der sich schon längere Zeit in mir geregt hatte. Ich hörte pflichtmäßig die Vorlesungen über Dogmengeschichte und Dogmatik; aber da ich sie gehört hatte, hielt ich es für unmöglich, daß ich jemals Prediger werden könnte. Den dogmatischen Vorlesungen lag Ammons Summa zu Grunde, und mein Lehrer ging in der Auflösung der kirchlichen Lehre noch weiter als Ammon in der neuesten Ausgabe seines Lehrbuchs ging. Es war die Zeit, in welcher die Prolegomena, wie man es nannte, für die Darstellung der Glaubenslehre fast keinen Raum mehr übrig ließen. Das Bedenklichste war, daß für die Glaubenslehre, wie die Lehrer der evangelischen Kirche sie früher gefaßt hatten, in der That kein Raum übrig blieb, da die Prolegomenen die Grundlagen, auf denen der Glaube der Christen ruht, erschütterten, wenn nicht zerstörten. Bei mir war der Glaube, in dem ich aufgewachsen war, auf das Tiefste erschüttert, und ich fand es daher für ganz unmöglich, mich dem theologischen Studium ferner zu widmen. Es hatte mich abgestoßen und, wie es mir damals schien, für immer, nicht als wäre mir die Erkenntnis der Wahrheit gleichgiltig geworden, ich dürstete nach dieser Erkenntnis; aber ich glaubte auf dem Wege der Theologie, die mir als ein unaufhörliches Kritisieren entgegen getreten

war, nicht zu ihr gelangen zu können. So entsagte ich der Theologie und verließ Jena am Schluß jenes Semesters, um in Halle mich einzig mit dem Studium der alten Sprachen und der Philosophie zu beschäftigen.

Viertes Kapitel.

Halle.

(1817—1818.)

Es waren nicht die Lehrer, die mich nach Halle zogen; die Hälfte von Sachsen, zu der auch meine Heimat gehörte, war, wie ich schon erwähnte, mit Preußen vereinigt worden, und Halle war die nächste preußische Universität, die ich beziehen konnte. Leipzig, wo mein Bruder noch studierte, war sächsisch geblieben und gehörte für uns in gewissem Sinne zum Ausland; doch die Nähe von Leipzig war mir sehr erwünscht. Ich war noch nicht lange in Halle gewesen, als es mich zu meinem Bruder hinüberzog; ich fand ihn mit Luthers Werken beschäftigt, die er in der Altenburg'schen Ausgabe besaß. Er schrieb an einem Werke über Luther, das er noch in demselben Jahre unter dem Titel „Martin Luthers Evangelium" erscheinen lassen wollte. Es ist nicht erschienen; aber was ich davon zu hören bekam, sprach mich außerordentlich an und veranlaßte uns zu Gesprächen, die sehr in die Tiefe gingen. Einmal verteidigte er gegen mich die lutherische Abendmahlslehre mit solchem Feuer, daß ich ganz davon ergriffen wurde und zu ihm sagte: „Da wirst du ja eine Säule der Kirche werden!" Ich hatte den Glauben nicht mehr, aber daß mein

Bruder ihn hatte, erfüllte mich mit großer Freude. Vielleicht war das ein Zeichen, daß der Glaube meiner Kindheit sich in mir nur in eine solche Tiefe zurückgezogen hatte, daß ich ihn nicht mehr in mir fand.

In Halle galt damals Wegscheider als der Meister der Dogmatik in ihrer rationalistischen Gestalt, aber eben deshalb mied ich ihn ganz. Mein Freund Sause, den ich dort wieder fand, sagte mir, im dogmatischen Seminar sei die Ansicht verteidigt worden, es solle nicht mehr über die Bibel gepredigt werden, da sie doch nur Dinge enthalte, die einer ganz andern Zeit angehörten und für die unsrige nicht mehr paßten. Professor Wegscheider erklärte darauf, das sei doch zu weit gegangen; er mochte wohl selbst über die Wirkung erschrecken, die er bei seinen Zuhörern hervorgebracht hatte. Sein Lehrbuch über die Dogmatik, das er im Jahre 1817 als Jubelschrift der deutschen Reformation herausgab und „den Manen Luthers“ widmete, war glücklicher oder unglücklicher Weise in lateinischer Sprache verfaßt. In deutscher Sprache würde es ohne Zweifel bei allen, die das Christentum festhalten wollten, ein ähnliches Entsetzen hervorgerufen haben wie die antichristlichen Schriften neuerer Zeit, denn es stimmt im Grunde mit ihnen überein und hat nur den Vorzug, daß es sich in das Gewand einer fremden Sprache gehüllt hat. Doch muß ich bemerken, daß ich es lange nach meiner Hallischen Zeit und erst dann gelesen habe, als ich mich mit der Geschichte der Dogmatik beschäftigte; daß ich es in Halle nicht las, muß ich als eine glückliche Folge davon betrachten, daß ich dem Studium der Theologie entsagt hatte. Aber eine unglückliche Folge davon, die ich später sehr beklagt habe, war, daß ich auch die Vorlesungen des ehrwürdigen Knapp über das Neue Testament nicht hörte. Knapp war damals zwar schon hoch bejahrt, aber er wurde immer noch fleißig gehört und hat dadurch gewiß für viele ein heilsames Gegen-

gewicht gegen die herrschende Richtung gebildet. So versäumte ich auch, mich unter Gesenius' Leitung tiefer in der Kenntnis der hebräischen Sprache zu begründen, von der ich mir in Jena nur die Elemente angeeignet hatte.

Meine Wünsche gingen jetzt nach einer andern Seite; ich nahm mir vor, die neueren Philosophen nach der Reihe zu studieren und begann mit Kant's Kritik der reinen Vernunft. Von Pforta her war ich gewohnt, früh um fünf Uhr aufzustehen; so hatte ich einen langen Vormittag und diesen, so lang er war, widmete ich dem Studium Kant's. Auf diesem Wege hoffte ich, mich zu der Wahrheit hindurchringen zu können, nach deren Erkenntnis ich mich aus allen Kräften meines Herzens sehnte. In jener Zeit, es mag um Pfingsten 1817 gewesen sein, suchte ich die Heimat für einige Tage auf. Da bekamen wir einen Besuch von einem Vetter Namens Thieme, der lange in Rußland gelebt und nach seiner Rückkehr eine Anstellung als Geistlicher in Ilmenau gefunden hatte. Er war auf einer Reise durch die güldene Aue und hatte die Gelegenheit ergriffen, sich nach seinen Verwandten nach langer Zeit einmal wieder umzusehen. Er war im Wohnzimmer bei den Eltern und ich wurde zu ihm gerufen. Da mich der Fremde sah, rief er aus: „Das ist doch ein echtes, deutsches Reis!“ Er ließ sich freundlich mit mir ein und fragte: „Was studieren Sie?“ Auf diese Frage antwortete ich schnell: „Ich studiere die Kritik der reinen Vernunft von Kant.“ Ebenso rasch erwiderte er: „Ja, aber was studieren Sie im ganzen?“ „Philosophie und Philologie,“ war meine Antwort, worauf er mit großer Bestimmtheit und mit liebenswürdigem Eifer versetzte: „Sie müssen Theologie studieren, mit der Philosophie ist uns nicht geholfen. Werden Sie ein rechter Theolog; denn Theologen bedürfen wir jetzt, die den christlichen Sinn im Volke wieder erwecken.“ Ich verstand ihn wohl und meine Achtung hatte er ge-

wonnen; aber dem Studium der Theologie hatte ich ja schon entsagt, da es mich in keiner Weise gefördert hatte. Als unser Gast aufbrechen wollte und mein Vater ihn freundlich für die Nacht einlud, sagte er, wir möchten ihn gehen lassen, sonst würde bald ein Falke an unsere Fenster klopfen, um ihn herauszufordern. Es zeigte sich nun, daß er seinen Ritt durch die güldene Aue in Begleitung des Legationsrats Johannes Falk in Weimar machte, der einstweilen im Wirtshause gewartet hatte. Mein Vater ließ Gäste nicht gern gehen, und da der eine sich auf den andern berief, wurde dieser andere auch eingeladen, für die Nacht bei uns zu bleiben. Ich war so glücklich, ihn in unser Haus einzuführen, wo er sich mit seinem Freunde ganz behaglich zu fühlen schien. Von Falk's großartiger Thätigkeit zur Rettung armer und verwahrloster Kinder, wie er sie noch mitten in den Schrecknissen des Krieges im Vertrauen auf Gott begonnen hatte, wußten wir nichts; aber daß wir an ihm einen der seltenen, ja der außerordentlichen Menschen bei uns hatten, war vom ersten Augenblick an zu erkennen. Er war von hoher, ansehnlicher Gestalt, sein Gesicht trug das Gepräge des Geistes, seine Kleidung war die eines Edelmanns, sein Benehmen frei und lebendig. Er gehörte zu den Männern, die so voll von Gedanken nnd so geneigt zur Mitteilung sind, daß man mit ihnen nicht leicht in Verlegenheit kommt, denn sie tragen mit Vergnügen die Kosten des Gespräches. Die Rede strömte von seinen Lippen und der Strom schien aus einer unerschöpflichen Quelle zu kommen. Man sah, daß er mit dem Leben des Volkes genau bekannt war; er erzählte davon viele Züge, die uns um so mehr fesselten, da sie uns ganz fremd waren. Daß nur im Christentum die Hilfe zu finden sei, um das ganze Volk aus dem tiefen Verderben zu erheben, in dem alle befangen seien, sprach er mit großem Nachdruck aus. Vom Glauben an den Erlöser sei fast nichts

mehr übrig, als daß die Menschen bei einem großen Schrecken in plötzlich einbrechender, großer Gefahr das Wort „Jesus" ausriefen, meist ohne zu wissen, was sie damit sagten. Aber dieses Wort, dieser große Name müsse wieder lebendig werden im Volke, sonst sei ihm nicht zu helfen. Der Staat habe die Mittel zu dieser Hilfe nicht; es sei der größte Irrtum, von diesem etwas zu erwarten, wozu er gar nicht da sei und was er mit der strengsten Ausübung seiner Strafgesetze unmöglich leisten könne. Er sei der Bär, der die eine Tatze nach dem Beutel ausstrecke und sage: „Gieb mir all' dein Geld!" die andere Tatze strecke er nach dem Herzen aus und sage: „Gieb mir all' dein Blut!" Thieme sprach zuweilen darein, aber meistens hörte er selbst still zu. Da die beiden uns am folgenden Morgen verließen, war ich mir bewußt, in ihnen Menschen besonderer Art, ja bedeutende Menschen gesehen zu haben.

Doch setzte ich in Halle meine begonnenen Studien nicht minder eifrig fort. Die Nachmittage wendete ich gern zu weiteren Gängen im Freien an, wenn ich nicht mit einigen Bekannten ein Bad in der Saale nahm, wobei ich die Gelegenheit ergriff, mich unter Leitung eines Halloren der Schwimmkunst zu befleißigen. Zuweilen mietete ich einen Kahn und fuhr die Saale hinab, an einer kleinen, mit dichtem Wald bedeckten Insel vorüber bis dahin, wo einige Häuser mit kleinen Gärten, die an die Saale grenzen, den Ruinen der auf einem steilen Felsenvorsprung gelegenen Burg Giebichenstein gegenüber liegen. Da nahm ich oft mein Abendessen, das aus saurer Milch und geriebenem Brot bestand; es wurde mir in den Garten herausgetragen, von wo ich zugleich die schöne Aussicht genoß. Ich lebte damals schon zum dritten Mal im Thal der Saale, und wie in Pforta und Jena, so fand ich es auch hier noch reizend. Neben jenem Felsenvorsprung zog sich damals, vom jenseitigen Ufer angesehen, ein ununterbrochener Wald

von Fruchtbäumen hin, das war der Amtmannsgarten; dann der Reichardtische Garten, der mit seinen Anlagen eine besondere Zierde der Gegend war. Etwas weiter unterhalb, da wo die Saale sich plötzlich nach der linken Seite wendet, zeigte sich auf einer bedeutenden Anhöhe eine schöne Anlage, die mit ihrem Namen an Reil, einen der größten Ärzte in der Zeit des Befreiungskriegs, erinnerte. Wenn weder Reil's Berg noch Reichardt's Garten allgemein zugänglich war, so stand es mir doch frei, an den Felsen, die sich weiter unten auf dem rechten Ufer der Saale ziemlich schroff erheben, herumzuklettern und den Sitz aufzusuchen, der nach Schiller genannt wurde und einen Blick in das schöne Thal gewährte. Dort habe ich mich nicht selten eingefunden und jener glückseligen Einsamkeit genossen, wo man sich doch nicht allein fühlt, weil das Innere voll Leben und voll Ahnungen der Zukunft ist. Von den Verbindungen der Studierenden blieb ich fern. Was ich in Jena erlebt hatte, fand ich hier nicht wieder und ich fühlte mich nicht berufen, mich in Verhältnisse einzumischen, die mir gänzlich fern lagen.

Unter den Freunden, die ich hier fand, steht Friedrich Franke aus Mecklenburg oben an. Er verband mit den theologischen philosophische Studien und hatte besonders in den philosophischen Werken von Fries und in den theologischen von de Wette, die mit jenen in inniger Verbindung standen, Belehrung gefunden. Beide lernte ich erst durch ihn kennen und ich verschaffte mir sogleich die neue Kritik der Vernunft von Fries, um sie mit der Kritik der reinen Vernunft von Kant zusammenzuhalten und mit ihrer Hilfe tiefer in das Verständnis des Kantischen Werks einzudringen, was mir doch nicht recht gelingen wollte und, wie ich später einsah, auch nicht gelingen konnte, da Kant's Kritik die Kenntnis der philosophischen Arbeiten seiner Vorgänger voraussetzt, die er beurteilt und verwirft. Wo

wäre auch wohl der Jüngling, der sich auf die Dauer angezogen fühlen könnte, wenn man ihm zu beweisen sucht, daß die Erkenntnis der Wahrheit, nach der sich das jugendliche Gemüt aus allen Kräften sehnt, nicht zu erreichen ist? Wie entsetzlich werden ihm jene als unvermeidlich hingestellten Widersprüche in Bezug auf die Idee der Freiheit des Willens und auf die Idee eines weisen und allmächtigen Urhebers der Welt erscheinen! Ich konnte mir kein Urteil über das Werk des großen Philosophen erlauben; aber das fühlte ich, daß es noch nicht für mich war. Ich legte es daher einstweilen auf die Seite, jedoch mit der bestimmten Absicht, es später wieder vorzunehmen, wenn ich die Kraft zu einem tieferen Verständnis durch andere Studien mir würde erworben haben.

Damals lernte ich durch meinen Bruder, den ich in Leipzig fleißig besuchte, Fichte's Anweisung zum seligen Leben kennen. Aus dieser wehte mich ein ganz anderer Geist an; Fichte versprach mir die hohe Erkenntnis, deren Möglichkeit Kant mir abgesprochen hatte. Er redete wie einer, der die Erkenntnis der Wahrheit besaß und von dem Verlangen, sie andern mitzuteilen, durchdrungen und mit höherer Gewalt getrieben war. Wie ergriff es mich, als ich von ihm lernte, seliges Leben sei nichts anderes als Leben im wahren Sinne des Wortes, und dieses Leben sei das ewige Leben! Welche Hoffnung ging mir mit dieser Belehrung auf! Und nun entbrannte in mir das Verlangen, zum wahren Leben durchzudringen. Ich spürte in Fichte's Werk fast denselben Geist, der mich aus den Platonischen Dialogen angesprochen hatte. Wenn Kant niederschlagend auf mich gewirkt hatte, so wirkte Fichte erhebend und zu allem Guten antreibend und ermutigend auf mich. Ich wußte noch nicht, was ich erst später hörte, daß junge Freiwillige Fichte's Anweisung zum seligen Leben mit in das Feld genommen und den Mut, für das Vaterland zu sterben,

daraus geschöpft haben. Aber nach meiner eigenen Erfahrung begreife ich es ganz.

Am Ende des Sommersemesters erschien mein Freund Schwarzenberg, um mich zu einer Reise abzuholen; wir gingen über Leipzig und Meißen nach Dresden. In dieser schönen Stadt, die ich von frühester Kindheit an als die Residenz des Königs Friedrich August mit einer gewissen Verehrung zu betrachten gewohnt war, hielten wir uns acht Tage auf, die wir zur Besichtigung der Kunstschätze und der näheren Umgebung verwendeten. Wir sahen alle die bedeutenden Sammlungen; aber was den größten Eindruck auf uns machte, war jene unvergleichliche Gemäldesammlung und in dieser der Saal, der Raphael's Sixtinische Madonna und Correggio's Nacht mit andern Werken dieses Meisters enthielt. Wir besuchten diese Sammlung, so oft es uns möglich war und immer aufs neue zogen uns jene großartigen Werke an. Außerdem fesselten uns die Gypsabgüsse von Mengs, wo wir die größten Werke der plastischen Kunst in einer reinen Nachbildung sahen und bewunderten. Damals gab es in Dresden noch manche Spuren der Schlacht vom Jahre 1813; Moreau's Denkmal war an der Stelle, wo er gefallen war, schon aufgerichtet und wir verfehlten nicht, es zu besuchen und jener Kämpfe zu gedenken, von denen uns ein Zeitraum von so wenigen Jahren trennte. Von Dresden wanderten wir durch die sächsische Schweiz, dann über die Nollendorfer Höhen nach Böhmen hinüber, wo wir bei Kulm schon ein schönes, eisernes Denkmal des Sieges über Vandamme fanden. Über Teplitz, Karlsbad und Eger, wo wir den Spuren Wallensteins nachgingen, wanderten wir in unsere liebe Papiermühle bei Hof und von da nach Altenburg, wo ich im Hause des Freundes abermals die beste Aufnahme fand; doch ich blieb nur kurze Zeit, denn ich eilte zu meinen Eltern, für die vor dem Anfang des Winter-

semesters nur wenige Tage übrig waren. Eines Tages stand ich in der Hausthür, als ich eine Anzahl jugendlicher Gestalten, wie ich sie in Jena gesehen hatte und wie ich selbst war, vorüber kommen sah, ich eilte zu ihnen hinaus und erfragte ihr Kommen und Gehen. Sie kamen vom Wartburgfest und wollten über Halle weiter nach Norden gehen. Ich entschloß mich schnell, sie nach Halle zu begleiten. Auf die Frage, ob in der Gegend etwas Merkwürdiges sei, nannte ich die Ruine in Memleben und erinnerte an die Kaiser Heinrich und Otto, die dort gelebt. Sogleich wurde dorthin von einigen ein Dauerlauf gemacht, mit dem Versprechen, später mit denen, die den geraden Weg über Querfurt einschlagen wollten, wieder zusammenzutreffen.

Viel eher als wir es für möglich gehalten hatten, sahen wir sie wieder bei uns. Zwei dieser rüstigen Läufer sind mir in der Erinnerung geblieben; es war Plehwe und Mühlenfels, jener damals Gardelieutenant, dieser bei einer Regierungsbehörde im Preußischen verwendet; sie zogen mich beide an und mit einem jeden bin ich später, jedoch in ganz verschiedenen Zeiten und nur auf kurze Zeit wieder zusammmengetroffen. Was sie von der Feier auf der Wartburg erzählten, die sowohl der Schlacht bei Leipzig als dem dreihundertjährigen Jubiläum der deutschen Reformation gegolten hatte, war so erhebend, daß ich sehr bedauern mußte, nicht an ihr teil genommen zu haben.

In Halle trennten wir uns, und hier erlebte ich die Feier des Reformations-Jubelfestes, die von der Universität Halle-Wittenberg veranstaltet wurde; denn in jenem Jubeljahre der Reformation war die Universität Wittenberg, die Wiege der Reformation, mit jener in Halle vereinigt worden. Die akademische Jubelrede wurde von Knapp gehalten; ich freute mich, diesen ehrwürdigen Greis, den Nestor der Universität zu sehen, kaum darf ich hinzusetzen, und zu hören; denn seine Stimme war schon sehr schwach

und die meisten von uns vernahmen wohl nur einzelne Worte. Doch habe ich die Rede vor einigen Jahren in der Sammlung seiner Dissertationen und kleinen Schriften mit großer Teilnahme gelesen und ich gestehe, daß es mich tief bewegt hat, als ich das Gebet las, mit dem er einst seine Rede beschloß. In dieses innige Gebet, das aus einem treuen, von Christi Geist erfüllten Herzen geflossen ist, sah ich mich selbst und die ganze Zukunft der Kirche eingeschlossen. Bei der kirchlichen Feier, bei der sich der Glanz der Universität noch mehr entfaltete, predigte Kanzler Niemeyer. Er sprach mit einer äußeren Würde, wie sie mir noch nicht vorgekommen war, aber ich fühlte mich keineswegs angesprochen. Zu derselben Zeit war in dem verlassenen Wittenberg das Standbild des großen Reformators unter großen Feierlichkeiten, an denen auch Hallische Studenten teil nahmen, enthüllt worden. Von den 95 Thesen, die Claus Harms zum Jubelfest der Reformation herausgegeben hatte, drang keine Kunde zu uns; für sie mochte Halle damals wohl auch ein sehr ungünstiger Boden sein.

Mich hatte das Fest nicht zur Theologie zurückgeführt und ich ging getrost auf meinem Wege weiter. Ich beschäftigte mich damals mit Thucydides, besonders aber mit Sophokles, der mich außerordentlich anzog; bei Seidler, einem Schüler Gottfried Herrmann's, hörte ich eine Vorlesung über Euripides. Neben den philologischen Studien wendete ich viele Zeit auf mathematische; es waren besonders Euclid's Elemente und Euler's Algebra, womit ich mich beschäftigte. Dieses Studium machte mir großes Vergnügen, ich fühlte mich glücklich, an der Hand dieser großen Lehrer von einer Stufe zur andern sicher fortzuschreiten. Es kam mir vor, als wüchsen mir die Flügel, und das war es auch, was ich bei diesem Studium gesucht hatte. Ich hatte nicht im Sinn bei der Mathematik zu

bleiben; wonach ich mich einzig sehnte, das war tiefere philosophische Erkenntnis.

In demselben Semester war Schwarzenberg wieder mein Stubenbursche; er besuchte die Vorlesungen und die Klinik des Professors Nasse und konnte mir nicht genug diesen trefflichen Lehrer und seine Familie, zu der er zuweilen eingeladen wurde, rühmen. Dort hatte er aber auch meiner gedacht; ich wurde auch eingeladen, und da der frühere Hauslehrer, ein älterer Bruder meines Freundes Friedrich Frank, seine Stelle aufgab, wurde ich gebeten, sie für einige Zeit zu übernehmen. Ich hatte die Kinder lieb gewonnen, so bald ich sie sah; die Eltern erschienen auch mir als vorzügliche Menschen, ich hoffte viel von ihnen zu lernen und war gern bereit, ihnen bei der Erziehung der Kinder die Dienste zu leisten, zu denen sie mich anleiten würden: denn der Anleitung bedurfte ich gar sehr, da ich selbst erst neunzehn Jahre alt war und meinen Weg noch nicht gefunden hatte.

So lebte ich wieder wie in den Zeiten der Kindheit als Glied einer Familie, denn als solches wurde ich von Anfang an behandelt. Es war eine edle, eben erst aufblühende Familie, in der ich mich bald heimisch fühlte; die Kinder waren noch sehr jung. Hermann, der etwa im neunten Jahre stehen mochte, ein sehr begabter Knabe, lebendig, offen, liebenswürdig, war mein Schüler. Hilda, die schon als Kind eine Schönheit zu werden versprach, mochte im sechsten Lebensjahre stehen; Oda, die liebe Kleinste, im vierten. Diesem Alter der Kinder entsprach das der Eltern; sie waren beide von hoher Gestalt, beide vielseitig gebildet, offenen Auges und offenen Herzens, innig mit einander verbunden und von entschieden christlicher Gesinnung. Ich blickte zu ihnen auf und fühlte mich glücklich, einer solchen Familie für einige Zeit angehören zu dürfen. Da ich vollkommen offen gegen sie war, kam es

bald unter uns zur Sprache, daß ich das Studium der Theologie aufgegeben hatte, was sie keineswegs billigen wollten. Professor Nasse sprach zu mir von der Herrlichkeit des christlichen Glaubens, den er, wie es mir schien, von Jugend auf bewahrt hatte und in dem er durch neuere Erscheinungen der Zeit und der Litteratur bestärkt worden war. Ich muß vermuten, daß seine Verheiratung zu demselben Zweck bedeutend mitgewirkt hatte; denn Frau Nasse zeigte mir gegenüber einen christlichen Eifer, der mich jetzt noch rührt und mich zu dem größten Danke verpflichtet. Nie habe ich vergessen, wie sie mir das Leben eines treuen Geistlichen schilderte, mit welcher begeisterten Dankbarkeit sie von dem alten Prediger sprach, der auf ihr inneres Leben den größten Einfluß geübt hatte. Claus Harms' Predigten waren es, an denen sie, wie andere christlich angeregte Familien der damaligen Zeit, sich zu erbauen pflegte. Die Werke von Matthias Claudius sah ich bei ihnen zum ersten Mal und ich bat mir einen Band nach dem andern zum Lesen aus. Eine ganz neue Erscheinung war damals für die christlich gesinnten Familien Norddeutschlands Schuberts Altes und Neues; es war in der Familie Nasse mit einem wahren Entzücken, als das Zeichen einer besseren Zeit, begrüßt worden. Professor Nasse sagte mir, das sei ein Buch, das man beim Ausgehen immer in der Tasche mit sich nehmen solle. Ich las es auch; es trat auch mir als etwas ganz Neues entgegen und ich empfing Eindrücke davon, die jedoch erst später recht belebt werden sollten. Mit großem Eifer wurden an bestimmten Abenden der Woche Schuberts natur-historische und zugleich natur-philosophische Vorlesungen gelesen, die unter dem Titel „Ansichten von der Nachtseite der Natur," damals in neuerer Ausgabe erschienen waren. In ihnen und in den Erläuterungen, die Nasse aus dem reichen Schatz seines Wissens hinzufügte, fand ich vielfache Belehrung und An-

regung. So gewann ich schon damals den teuren Gotthilf Heinrich Schubert lieb, ohne zu ahnen, daß ich später ihn selbst sehen und in eine so nahe persönliche Beziehung zu ihm treten sollte. Ich muß bedauern, daß ich nicht mit der Familie nach Bielefeld gekommen bin, wo ihre nächsten Verwandten wohnten, von denen ich immer mit Liebe, zum Teil mit wahrer Verehrung sprechen hörte. Aber die Freude wurde mir zu Teil, mit der ganzen Familie die Pfingstferien im Vorderharz zu verleben, wo zu Fuß und zu Wagen die schönsten Punkte aufgesucht wurden. An einer schönen Bergruine, mitten im Walde, lagerten wir uns, und während die Kinder Blumen suchten, las der Vater des Hauses eines jener altdeutschen Schauspiele vor, die von Fouqué damals erschienen waren. Wir träumten uns dabei in die Zeiten des Cheruskers Hermann zurück, und die schöne Umgebung mochte viel dazu beitragen, daß wir Fouqué's Dichtung mit besonderem Vergnügen hörten. Eine große Annehmlichkeit war, daß wir im Sommer nicht in der doch etwas düsteren Stadt, sondern auf Reilsberg wohnten. Das schöne, geräumige Haus, das Reil sich hatte erbauen lassen, liegt am Fuße der Anhöhe, die seinen Namen trägt. In den unteren Räumen wohnte die Familie, oben war meine Wohnung und die Studierstube von Professor Nasse; nicht leicht konnte man schöner wohnen. An heitern Tagen hatten wir die Lehrstunden oft im Freien, was nicht ganz ohne Gefahr blieb, weil der Blick von der Höhe herab in das Thal der Saale so reizend war. In den Tagen des Juni kam es wohl vor, daß wir uns des Abends noch zwischen neun und zehn Uhr mit einander auf die Höhe begaben, um die Aussicht im Halbdunkel zu genießen und den Gesang der Nachtigallen zu hören, der von Reichardt's Garten zu uns herüber drang. Es war eine stille Feier, die durch kein Gespräch unterbrochen wurde und auf mich einen um so tieferen Eindruck machte. Eines

Tages kam Leopold von Leipzig zu uns herüber; er fand alles, was er sah, sehr schön, aber er teilte mir mit, daß er in kurzem nach Berlin und von da nach Frankfurt an der Oder gehen werde, wo ihm eine Lehrerstelle am Gymnasium angetragen worden war. Er deutete an, daß dort sich auch für mich eine Stellung würde finden lassen, die für mich förderndeer sein werde als meine damalige. Ich arbeitete noch einige Zeit weiter, aber dann trennte ich mich von den lieben Menschen, denen ich für immer dankbar ergeben blieb; doch es war mir beschieden, sie später wieder zu sehen und in die erfreulichste Beziehung zu ihnen zu treten. Sie haben mir wohlgethan, sie haben mir das Beste mitzuteilen gesucht, was der Mensch dem Menschen mitteilen kann. Ich fühlte wohl, daß es etwas Gutes und Vortreffliches war; ich bestritt es auch nicht, aber ich war der Ansicht, daß ich mir die Wahrheit, die sie mir auf dem Wege des Glaubens nahe zu bringen suchten, auf dem Wege ernsten philosophischen Strebens erringen müsse und daher nicht als Glauben annehmen dürfe.

Fünftes Kapitel.

Frankfurt a. O. und Rügen.

(1818—1823.)

Mit dem Segen meiner Eltern reiste ich im Sommer des Jahres 1818 nach Frankfurt an der Oder, wo mein Bruder seine Stelle am Gymnasium angetreten hatte. Ich nahm meinen Weg über Berlin, wo ich nur wenige Tage verweilte; doch war der Eindruck, den ich dort empfing,

ein sehr bedeutender. Das Brandenburger Thor, das am Eingang des Tiergartens sich befand, ließ mich der Bauwerke des Altertums gedenken, die ich im Bilde gesehen hatte. Mehr noch zog mich die Viktoria mit ihrem Viergespann an, die über dem Thore zu schweben schien. Dieses Bildwerk, in dem ich ein Bild des preußischen Geistes zu sehen meinte, war von Napoleon einst nach Paris geschafft, von da aber durch die siegreichen Heere im Jahre 1814 wieder gebracht worden. Die Viktoria, die in harte Gefangenschaft geraten war, hatte ihre Freiheit wieder gefunden. War dies ein erhebender Anblick, so machte der Blick von dem Brandenburger Thore in der Richtung nach dem königlichen Schlosse und der Gang dahin an der Hauptwache vorüber, wo die Trophäen des Sieges zu sehen waren, einen nicht weniger großen Eindruck. Ich sah keine jener kriegerischen Größen, die in aller Munde waren; aber es machte mich glücklich, in ihrer Nähe zu sein. Ich versäumte nicht, von Berlin aus Charlottenburg zu besuchen, wo ich das Denkmal der Königin Luise, dieses Meisterwerk des Bildhauers Rauch, sah und bewunderte. Königin Luise wurde damals noch allgemein betrauert, aber vielleicht noch mehr als der gute Engel, der in den Tagen der tiefsten Erniedrigung dem Könige zur Seite stand, von allen verehrt.

Aber alles, was Berlin sonst noch bieten mochte, ließ ich hinter mir, um nach Frankfurt zu eilen, wo ich meinen Leopold wieder fand. Er nahm mich brüderlich bei sich auf, und so kannte ich bald nach meiner Ankunft den Kreis, in dem er sich bewegte. An der Spitze des Gymnasiums stand Direktor Poppo, der erst vor wenigen Jahren Leipzig, als einer der ausgezeichnetsten Schüler Gottfried Herrmanns, verlassen hatte. Auf seine Empfehlung hatte man meinem Bruder, der sich damals noch in Leipzig befand, die Stelle eines Oberlehrers am Gymnasium angetragen. Auf diese Weise waren mehrere zum Teil viel ältere Männer über-

gangen worden, doch waren die neu berufenen jüngeren Männer bei ihrer augenscheinlichen Tüchtigkeit so freundlich und offen, daß sie leicht in das beste Verhältnis zu den übrigen Lehrern traten. So wurde auch ich von allen freundlich aufgenommen und ich fühlte mich unter ihnen sehr wohl. Ein besonders naher Freund von uns war der Oberlehrer Range, dessen Vater Professor der Theologie in Halle war; später kam noch Heydler, unser lieber Freund aus Pforta, dazu. Da gab es denn nach den Zeiten der Arbeit gemeinsame Spaziergänge nach den schönsten Punkten der Gegend, die an sich schon durch die Lage an der Oder in unsern Augen etwas Großartiges hatte. Man wird sagen dürfen, daß in der allgemeinen Erhebung, die durch den Befreiungskrieg geweckt worden war, auch das wissenschaftliche Leben einen neuen Aufschwung genommen hatte. Dies war namentlich auf der mit jugendlicher Kraft auf-[illegible]en Universität in Berlin der Fall, von der durch Männer wie Schleiermacher und Neander ein vielverheißender Glanz ausging. Blieb ich hievon nicht unberührt, so sah ich mich durch den ersten Band von Ritters Erdkunde, der damals erschien, und durch Jakob Grimms deutsche Grammatik, deren Herausgabe eben damals begann, besonders angeregt. Beide Werke, jedes in seiner Art bahnbrechend, schienen mir ganz neue Grundlagen geschichtlicher Studien, denen ich mich von Jena her mit Vorliebe zuneigte, darzubieten.

Eine Unterbrechung dieses fröhlichen Studierens und freundlichen Zusammenlebens in Frankfurt trat für mich dadurch ein, daß ich Jahn, den Meister der Turnkunst, kennen lernte. Er kam mit vielen Begleitern von einer Turnfahrt aus dem Riesengebirge zurück und hielt im Gasthof zum Löwen eine kurze Rast. Ich ließ mit meinem Bruder die Gelegenheit, einen so bedeutenden und um die deutsche Jugend so verdienten Mann zu sehen, nicht vor-

übergehen. Er empfing uns mit großer Freundlichkeit; hatten wir ihn schon vorher hoch geehrt, so gewann er uns nun durch sein offenes, mitteilendes Wesen Zuneigung und Vertrauen ab. Der Gedanke, daß auch in Frankfurt ein Turnplatz errichtet werden sollte, hatte uns schon früher beschäftigt. Jetzt schien der Augenblick gekommen, den Rat des Meisters darüber zu hören. Darüber wollte er sich gegen uns aussprechen, wenn wir ihm, wie wir im Sinne hatten, eine Strecke weit das Geleite gäben. Wir trafen zu der festgesetzten Stunde im Löwen ein, doch ohne ihn zu finden; wir vernahmen, daß er schon vor einigen Stunden mit seinen Begleitern weiter gegangen sei. Das war verdrießlich; aber ich war ja schon damals dem Turnen nicht ganz fremd und hatte erst im vergangenen Jahre einen Dauerlauf von Halle nach Leipzig gemacht. Mit einem Dauerlauf war auch jetzt zu helfen, und so eilte ich auf der Straße nach Berlin den Turnern nach, die ich denn auch, obwohl mit einiger Anstrengung, im Schweiße meines Angesichts erreichte; sie hatten sich in der Nähe der Straße, etwa eine Meile von Frankfurt, eine kurze Rast gegönnt. Die Übrigen hatten sich gelagert; aber Jahn stand und hatte mit seinen Adleraugen mich schon von fern heraneilen sehen. Ich war glücklich, ihn noch zu finden, was mir doch etwas zweifelhaft geworden war. Er trocknete mir den Schweiß von der Stirn und sagte: „Das hast du gut gemacht.“ Ein Wort gab das andere; endlich sagte er: „Wie wäre es, wenn du mit uns nach Berlin gingest? Dort kannst du alles mit eigenen Augen sehen, wir wollen dich einturnen.“ Der Vorschlag leuchtete mir ein; in Frankfurt war ich noch nicht gebunden und der Zustimmung meines Bruders, bei dem ich wohnte, war ich gewiß. Ich entschloß mich also, in der Hoffnung, von Berlin nach kurzem Verweilen eine gute Frucht für die Frankfurter Jugend mitzubringen. Die Wanderung in solcher Gesellschaft war

sehr angenehm. Meist befand ich mich an der Seite Jahns, den ich als einen echten Mann der Jugend für jede Frage und für jedes ernste Gespräch zugänglich fand. Er war damals, wie er mir selbst mitteilte, vierzig Jahre alt; ein Mann in seiner vollen Kraft, mit durchdringendem Blick, dem nichts verborgen blieb, mit dem Ausdruck des Ernstes und zugleich teilnehmender Freundlichkeit auf dem edeln Angesicht. Er war das Bild eines offenen, durchaus zuverlässigen, tüchtigen Mannes. Sein Haupthaar hatte sich damals schon bedeutend gelichtet und fing schon an zu bleichen. Nach Turnerart war er höchst einfach gekleidet; er trug, wie die andern, Jacke und Beinkleider von ungebleichter Leinwand, ohne Weste und Halstuch; der weiße Kragen des Hemdes, über die Jacke niedergebogen, war der einzige Schmuck. Auf seinem Rücken trug er ein stattliches Ränzchen, das kaum noch diesen verkleinernden Namen verdiente, so groß war es. Er scherzte zuweilen darüber und sagte wohl: „Wenn man vierzig Jahre alt ist, braucht man ein größeres Haus als in der Jugend.“ Über dem Arme trug er einen kurzen Rock von grauer Farbe, der erst dann angelegt wurde, wenn der Tagemarsch vollendet war; auch in Speise und Trank war er höchst einfach und mäßig. Er war für Preußens Erhebung bedeutend gewesen, er hatte als Lützower gedient; aber davon sprach er nicht. Nur eines war es, was ihm am Herzen lag, die sittliche Reinigung und leibliche Kräftigung der deutschen Jugend, und daher die weitere Verbreitung des Turnwesens; darüber sprach er denn auch mit mir, und hiebei bezog er sich auch zuweilen auf ein Wort des „Heilands“, wie er ihn nannte. Ich muß es bemerken, daß Jahn der erste gewesen ist, von dem ich den Herrn Christus im gewöhnlichen Umgang den Heiland nennen hörte. Es berührte mich ganz eigen, aber es machte mir Freude, daß er sich dieses teuren Namens bediente, der bei uns wie verschollen war.

Bei unserer Ankunft in Köpenick, einige Stunden vor Berlin, fanden wir eine Menge Turner, die von Berlin aus ihrem Meister entgegen gekommen waren. Auf einem freien Platze wurden Turnspiele vorgenommen, bei denen ich die Gewandtheit, wohl auch die Schönheit der jungen Leute bewunderte. So zeigte mir Jahn einen schlanken, hochgewachsenen Jüngling mit edlem Angesicht, der mir einer der gewandtesten und kräftigsten Turner zu sein schien. Jahn sagte mir, ähnlich sei die Gestalt jenes Friesen gewesen, dem er im Turnbuch ein so herrliches Denkmal gesetzt hat. Es war Philipp Wackernagel.

In Berlin, wo ich bei einem Jenaer Freund, Wilhelm Wesselhöft, Aufnahme fand, besuchte ich den Turnplatz auf der Hasenhaide jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag regelmäßig, an andern Tagen den Schwingsaal, wo man sich unter Eiselens Leitung übte. Abends besuchte ich, so oft es möglich war, die militärische Schwimmschule, die von dem Major Pfuhl, nachmaligem General, gestiftet war. Das war der Leibesübung beinahe zu viel; doch wollte ich lernen, was in der kurzen Zeit von vier bis fünf Wochen nur immer zu lernen war, um das Turnen in Frankfurt einzuführen. Den besten Eindruck machte die Hasenhaide. In Jena hatte ich nur die Anfänge eines Turnplatzes gesehen, hier sah ich ihn in seiner Vollendung. Die Zahl der Turner war bedeutend; da waren Studenten, Gymnasiasten, Stadtschüler, junge Kaufleute, Handwerker im friedlichsten Verein bei einander. Die Übungen fanden in der besten Ordnung statt, so daß nicht leicht eine Störung eintrat. Über dem Ganzen waltete Jahn, der, wie ein Feldherr, mit freundlichem Zuruf durch die Reihen ging. Wenn die Zeit der Übungen vorüber war, versammelte man sich im Mittelpunkt des Platzes an einer kleinen Erhöhung. Da teilte Jahn in der freiesten Form mit, was er zu sagen hatte; dann bildeten sich einzelne Gruppen zu freien Turn-

spielen, wozu der Turnplatz selbst, aber auch der anstoßende Wald die beste Gelegenheit darbot. Es war ein reges Leben in jugendlicher Fröhlichkeit, während dem Ganzen ein tiefer Ernst zu Grunde lag. Abends wanderte man, nicht in militärischer Ordnung, sondern ganz frei, wie sich die näheren Freunde zusammen fanden, in lebhaftem Gespräch wieder nach Hause. Ich war meist in der Nähe Jahns, der meine größte Hochachtung gewann. Er liebte die Jugend und widmete ihr sein Leben. Er war einer von jenen glücklichen Männern, die alles, was sie in sich tragen und womit sie sich beschäftigen, zusammenfassen und nach einem edlen Ziele, in dem sie das Ziel ihres Lebens erkennen, in stiller Begeisterung hinrichten, ohne sich zerstreuen oder stören zu lassen. Damals genoß er die Anerkennung der obersten Staatsbehörden und vieler der edelsten Männer im preußischen Staate. Ich bin Zeuge gewesen, wie ein Minister, der über den Platz vor den Linden an uns vorüber fuhr, anhalten ließ, als er ihn bemerkte, und sich dann lange mit ihm unterredete. Man dachte daran, das Turnwesen im ganzen Lande auszubreiten und zunächst mit jedem Gymnasium einen Turnplatz zu verbinden. So ließ sich alles auf das beste an.

Es war eine Freude, in Jahns Familie einzutreten; seine Frau war eben so fein und sanft, als er im Gefühle seiner Kraft derb und mutig auftrat. In ihrer Nähe zeigte er eine Zartheit, die man nicht von ihm erwartet hätte, und es war seine Freude, seinen drei- oder vierjährigen Sohn auf den Knieen zu halten. Er nannte ihn Siegfried. Seine Mutter, die er zu sich genommen hatte, war ihm ähnlich; von ihr hatte er wohl sein kraftvolles, offenes Wesen geerbt und wahres Christentum achten gelernt.

Unter seinen näheren Freunden waren mehrere sehr ernste Christen; so der Gardehauptmann Rudolf v. Plehwe, den ich, wie schon bemerkt, auf seiner Rückreise von der

Wartburg kennen gelernt hatte. Da ich ihn aufsuchte, fand ich sein Zimmer voll Soldaten, denen er nach seiner Gewohnheit eine Bibelstelle vorlas und erklärte. Ein Unteroffizier seines Bataillons, der mein Schwimmlehrer war, sagte mir mit einer gewissen Genugthuung, man nenne sie mit ihrem Hauptmann die Altdeutschen oder die Frommen.

Die Zeit in Berlin verging mir wie im Fluge. Da ich abreisen wollte, traf mich noch eine kleine Demütigung, die ich schwer empfand. Ich hatte alles, was ich bei mir hatte, so weit ausgegeben, daß ich mich nur noch gerade auf der Post, mit der ich nach Frankfurt zurückkehren wollte, einschreiben lassen konnte. Ich hatte es gethan und kam, wie ich meinte, zur bestimmten Zeit im Postgebäude an, wo ich meinen Schein vorwies, aber der Postwagen war schon abgegangen. Ich hoffte, man würde mir auf dem nur einige Stunden später abgehenden Wagen einen Platz ohne weitere Zahlung gewähren; aber davon war keine Rede, ich sollte aufs neue zahlen, wenn ich mitfahren wollte. Beschämt stand ich im Hofe des Postgebäudes, ohne zu wissen, was ich mit dem Gepäck, das ich in einem langen Kober bei mir trug, anfangen sollte. Da fiel mir ein, daß in der Nähe ein junger Mann wohnte, den ich auf jener Reise mit Jahn kennen gelernt, aber nicht lieb gewonnen hatte. Es schien mir, als hätte er sich in den Kreis, in dem ich ihn fand, nur verirrt. Aber jetzt wußte ich keinen andern Rat, als zu ihm zu gehen und ihn um einen Vorschuß zu meiner Rückreise zu ersuchen; es war ein schwerer Gang, doch er führte zum Ziel.

Nach meiner Rückkehr betrieb ich mit meinem Bruder und andern Freunden die Errichtung eines Turnplatzes; daneben lebte ich fleißig meinen Studien, denen ich auch in Berlin die besten Morgenstunden gewidmet hatte. Ich hatte im Sinn, mich für die wissenschaftliche Prüfung in Berlin vorzubereiten und die Rechte eines Schulamts-

Kandidaten zu erwerben. Ehe ich es so weit gebracht hatte, erging vom Vorstand eines Privatinstituts die Frage an mich, ob ich die erledigte Stelle eines Lehrers an seiner Anstalt annehmen würde. Es wurde mir nicht leicht, aber nach dem Rat meiner Freunde entschloß ich mich dazu.

Die Anstalt war als Schule der Vorbereitung so geachtet, daß, um nur eines anzuführen, der erste Mann der Stadt, der Präsident des Oberlandesgerichts, Baron Manteuffel, seine Söhne, liebenswürdige Knaben, an ihr teil nehmen ließ. Außer den Schülern aus der Stadt, die nur den Unterricht besuchten, hatten wir in nicht geringer Zahl eigentliche Zöglinge, die in der Anstalt wohnten. Da wurde ich denn in das Geschäft des Lehrens und des Erziehens nach jener Vorübung in Halle in großartigerem Maßstabe eingeführt, wobei ich vielfache Gelegenheit fand, mich in der Demut zu üben und meine Zeit zusammen zu nehmen, um neben dem, was mir aufgetragen war, die begonnenen Studien fortzusetzen. Ein Freund bemerkte mir, ich hätte in jener Zeit sehr übel ausgesehen und er habe Mitleid mit mir gehabt.

In diese stille Thätigkeit fiel Ende März 1819 jene Nachricht von Mannheim, die alle Freunde der deutschen Jugend mit den bangsten Ahnungen, ja mit Entsetzen erfüllte. Es war ein Student, der sein Leben daran setzte, einem Manne das Leben zu rauben, von dem das deutsche Volk nicht viel mehr wußte, als daß er der Verfasser von Lustspielen sei, die zu ihrer Zeit den Beifall der Menge gefunden hatten. Niemand begriff, was ihn zu seiner grausamen That getrieben haben könne; man wünschte, sich darüber aufgeklärt zu sehen. Dagegen brachten die Zeitungen die an sich schon dunkle und schwer erklärliche Sache noch mehr ins Dunkle, indem sie andeuteten, was man hie und da geäußert haben mochte, es bestehe in der deutschen Jugend eine Verschwörung, die auf nichts Geringeres als

auf eine allgemeine Umwälzung sinne, ein heimliches Vehmgericht, das die verhaßten Männer bezeichne und Mitglieder aussende, um mit Aufopferung des eigenen Lebens das Todesurteil an ihnen zu vollziehen. Jena sei der Sitz der Verschworenen, die aber in ganz Deutschland ihre unheimlichen Verbindungen angeknüpft haben sollten. Man brachte die Burschenschaft und das Turnwesen, auch das Fest auf der Wartburg, mit diesen schrecklichen Dingen in Zusammenhang. Wie hätte ich hievon nicht auf das Tiefste bewegt sein sollen! Ich stritt für die Burschenschaft, deren reines Aufblühen ich mit eigenen Augen gesehen, deren Mitglied gewesen zu sein ich mir zur Ehre gerechnet hatte. Ich erklärte es für undenkbar, daß die Burschenschaft einen Anteil habe an der verhängnisvollen That, die dem Streben jener Verbindung von Jünglingen, die sich zum Dienste des Vaterlandes vorbereiten wollen, von Grund aus widerspreche; ebenso verteidigte ich die Förderer des Turnwesens, deren Sinn ich erst im Jahre zuvor in Berlin in einem vertrauten Umgange mit Jahn gründlich kennen gelernt hatte. Es war eine unbeschreibliche Aufregung, die lange Zeit kein anderes Gespräch als über die geheimnisvolle That und ihre möglichen Beweggründe aufkommen ließ. Es konnte nicht fehlen, daß unter jungen Leuten, die sich täglich mit den Schriftstellern des Altertums beschäftigten, die Sache auch in das Allgemeine gezogen und bis zu der Frage fortgeführt wurde, ob eine That wie die des Brutus oder der Charlotte Corday an sich unbedingt zu verdammen sei. Ich erinnere mich eines solchen Gespräches, bei dem mein Bruder, in dessen Zügen der tiefste Ernst zu lesen war, sich erhob und, ohne etwas Weiteres beizufügen, das Wort sprach: „Du sollst nicht töten! Das ist Gottes Gebot." Dawider ließ sich nichts einwenden und die Sache war so weit abgethan; aber das Mitleid mit dem verirrten Jüngling, der „die Morgenröte des Vaterlandes" heraufzuführen,

gleichsam „zu wecken“ meinte, indem er den Dolch ergriff, war damit noch nicht vertilgt, und wenigstens das schien der Anerkennung wert, daß er dem, was er in seiner Verirrung für gut hielt, das Glück des Lebens und sogar das Leben selbst in der Blüte der Jahre geopfert hatte. In dieser Beziehung schien er an der Seite der Tapfern zu stehen, die sich in den Kampf stürzen, ohne den Tod zu fürchten. Aber eine ganz andere Frage war, wozu die That, die uns so sehr bewegte, führen, welche Frucht sie bringen würde, und hierüber wurden von erfahrenen Männern große Besorgnisse geäußert.

Ungefähr um diese Zeit wird es gewesen sein, daß Eduard Dürre aus Berlin, zu dem ich schon in Jena in ein näheres Verhältnis gekommen war, auf meinen Antrag als Lehrer in unsere Anstalt trat. Hatte ich die Mängel derselben nie verkannt, so erschrak ich doch, als der neu eintretende Mitarbeiter mit seinem scharfen Blick nur Mängel zu sehen glaubte und die Hoffnung nicht aufkommen lassen wollte, daß es je zu einer gründlichen Besserung kommen könne. Er wollte sich dem Volksschulwesen widmen, für welches er sich, wie er mir bald mitteilte, in Breslau unter der Leitung des damaligen Seminardirektors Harnisch ausbilden zu können hoffte. In Breslau hatte das Turnwesen einen Aufschwung genommen, der dem in Berlin ähnlich war, und hiezu hatte der treffliche Harnisch mit einigen Professoren der Universität, unter denen Karl von Raumer hervorragte, kräftig mitgewirkt. Mein Freund Dürre war mit diesen Männern persönlich bekannt. So geschah es, daß Karl von Raumer eines Tags, es war anfangs Juni 1819, bei uns eintrat. Er befand sich auf einer Reise nach Berlin und hatte in Frankfurt einige Stunden auf den Abgang der Post zu warten. Den Adjutanten Gneisenau's hätte man in ihm wohl nicht gesucht. Er war nicht groß und dabei ziemlich hager; man mußte

ihn erst näher kennen lernen, um zu wissen, wie bedeutend seine leibliche Kraft und Ausdauer war. Aber sein freies, offenes Wesen und die Lebendigkeit seines Gesprächs nahm sogleich für ihn ein, und da er die Feldzüge in Blüchers Hauptquartier mitgemacht hatte, so war die Bekanntschaft mit ihm um so erfreulicher. Wir wußten ihm keine größere Ehre zu erweisen, als daß wir ihm mit unsern Schülern etwa eine Stunde weit auf der Straße nach Berlin das Geleite gaben. Unsere Knaben, die gehört hatten, daß unser Gast ein Naturforscher sei, behelligten ihn mit Fragen aller Art; sie brachten ihm Steine, die er ihnen bestimmen sollte, was er schnell und heiter that. Wurden Fragen, die sich nicht auf die Mineralogie bezogen, an ihn gebracht, so wußte er sich durch einen Scherz aus der Sache zu ziehen. So gab er einem Knaben, der gerne wissen wollte, was die Eidechsen fräßen, die artige Antwort: „Ich bin noch nie bei ihnen zu Gast gewesen.“ Doch kaum war diese Antwort gegeben, so kam der Postwagen nach, der ihn allen weiteren Fragen entzog. Zwischen ihm und mir hatte sich, ohne daß ich es bemerkte, ein Band geknüpft, das später für mich von bedeutendem Einfluß werden sollte.

Wie man sieht, war es Dürre, dem ich diese Bekanntschaft verdankte; aber ich darf nicht verschweigen, daß er, ohne es zu beabsichtigen, noch viel entscheidender auf den Gang meines Lebens eingewirkt hat. Dies geschah durch einen Brief, den er mir auf eine Ferienreise mitgab, deren Ziel Rügen, die liebliche Insel der Ostsee, war. Ich hatte noch nie das Meer, noch nie eine Insel gesehen; ich zog daher mit allen den hohen Erwartungen aus, wie sie sich in der Seele eines zwanzigjährigen Jünglings bilden, der sich eines reinen, aber noch dunkeln Strebens bewußt ist. Ich machte die Reise ohne Begleiter, da die Ferien meines Bruders um einige Monate später eintraten als die meinigen.

Es war am 7. Juli, als ich nachmittags fünf Uhr einen

Oderkahn bestieg, der Getreide geladen hatte und an der Festung Küstrin vorüber in die Warthe fahren sollte. Bei Küstrin sollte er um acht Uhr eintreffen und dort wollte ich ihn verlassen, um in Küstrin zu übernachten und von da meine Reise zu Fuß fortzusetzen. Aber die Fahrt ging langsamer von statten, als ich erwartet hatte; es war schon Nacht geworden, als ich an das Land kam. Die Stelle, wo der Schiffer mich aussetzte, kam mir bedenklich vor, denn ich sah eine hohe Festungsmauer vor mir, die mir keinen Eingang darbot, und hinter mir hatte ich die Oder. Der Schiffer versicherte, es sei keine Gefahr; ich würde rechts einen Fußweg finden, der mich um die Ecke der Mauer herum zu einem Wirtshaus führen würde, wo ich übernachten könnte. Ich traute der Versicherung, zahlte mein Fährgeld und suchte den Weg; kaum war ich einige Schritte gegangen, als ich mich von einer Schildwache, die ich im Dunkeln gar nicht bemerkt hatte, mit rauhen Worten aufgehalten sah. Ich stellte vor, woher ich komme, daß der Schiffer mich um drei Stunden später, als er versprochen, hieher gebracht habe, daß ich nur das Wirtshaus suche, das sich in der Nähe befinden sollte; aber der Mann war gegen meine Vorstellungen taub; hier dürfe, so behauptete er, nach neun Uhr kein Mensch vorüber gehen. Da ich noch einige Worte entgegnete, war seine Geduld zu Ende; er rief mir drohend zu: „Zurück!“ Ich sah wohl, daß hier nicht durchzukommen war und rief dem Schiffer, der sogleich abgefahren war, zu, er möge kommen und mich wieder aufnehmen. Doch auch hier fand ich taube Ohren, es blieb mir nichts übrig, als mir am Ufer der Oder ein Plätzchen zu suchen, wo ich mich niederlegen könnte. Ich kann nicht sagen, daß mir dieses Abenteuer unangenehm gewesen wäre. Ich legte meine Reisetasche unter den Kopf und suchte den Schlaf, den ich mit einiger Mühe fand; ich hatte nur kurze Zeit geschlummert, als mich ein Donner-

schlag weckte. Der Himmel war ganz umwölkt; ich stand auf und ging an der Oder auf und ab. Gern hätte ich vor dem drohenden Gewitter meine Zuflucht in dem Kahne gefunden, der in der Nähe mitten im Flusse vor Anker lag; aber auf meine Bitte, mich aufzunehmen, bekam ich ein Gelächter zur Antwort; ich möge nur zu ihnen hinüber waten. So war es denn nicht anders; ich mußte das nächtliche Gewitter, das immer stärker und drohender wurde, im Freien aushalten. Es war mir, sobald mich der erste Donnerschlag weckte, als hätte Gott mir etwas zu sagen. Kein Stern war am Himmel, aber ein Blitz zuckte nach dem andern herab und starke Donnerschläge folgten ihnen fast im Augenblick nach. Das Gewitter war ganz nahe, es schwebte über der Gegend, in der ich mich in solcher Einsamkeit, so verlassen von allen Menschen, befand. Plötzlich folgte ein so blendender Blitz und ein so starker Schlag, daß ich sogleich ein Unglück befürchtete. Nach wenigen Minuten sah ich ein benachbartes Dorf (Neu-Hardenberg) in Flammen stehen. Ich sagte mir, daß der Blitz auch mich treffen könne; ich sah mich dem Gericht Gottes gegenüber gestellt. Doch es sollte für mich nur ein Ruf zum Erwachen sein, und als das Gewitter sich verzog, stimmte ich das Lied an: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehre!“ Indem ich es sang, fühlte ich mich beruhigt und erhoben.

Am Morgen nach dieser unruhigen Nacht wurde das Festungsthor ungewöhnlich früh geöffnet. Es traten Männer heraus, die sich nach dem Brande in dem benachbarten Dorfe umsehen wollten. Sie erstaunten, als sie mich sahen, gaben mir aber freundlich Auskunft über den Weg, den ich einzuschlagen hatte, um durch die Stadt und dann weiter zu kommen. Ich wanderte durch die erst unter Friedrich dem Zweiten urbar gemachte, sehr fruchtbare Gegend, die unter dem Namen des Oderbruchs bekannt ist, nach

Wriezen, wo ich nach einem heißen Gange ein wenig rastete. Der weitere Weg führte mich über Freienwalde und Neustadt-Eberswalde den Finowkanal entlang, wo ich zu sehen bekam, wie man Bajonette schleift, wie man Eisen spaltet und Messing gießt. Als ich in das Messingwerk in Hegermühl hineintrat, wurden die Schmelztiegel mit langen Eisenzangen aus den glühenden Öfen herausgeholt; ich sah, wie das glühende, flüssige Metall zwischen große Steinplatten gegossen wurde und nach wenigen Minuten die Messingplatten fertig waren. Von da ging meine Wanderung durch die fruchtbare Ukermark, wo eben die Kornernte war. Schnitter und Schnitterinnen waren im Sonntagsschmuck, die kräftigen Burschen mit Sträußen und Goldbändern am Hut, die Mädchen zugleich zierlich und rüstig. Freundlich grüßend ging ich an ihnen vorüber und empfing freundlichen Gegengruß. Ich fühlte mich heiter und angeregt und bemerkte kaum, daß ich mich auf einer nicht wenig anstrengenden Wanderung befand. Über Prenzlau, wo ich bei Pastor Rütenik, dem ich empfohlen war, gastliche Aufnahme fand, ging ich nach Friedland in Mecklenburg. Hier lebte Pastor Heinrichs, an den ich einen Brief von meinem Freunde Dürre abzugeben hatte. Er mochte nur etwa sieben Jahre älter als ich sein; aber wie viel hatte er schon erlebt! Als ich das Knabenalter kaum überschritten hatte und mit Staunen ein wenig von dem großen Kampfe der Deutschen wahrnahm, war mein neuer Freund als Lützower mitten im Kampfe gewesen und hatte sein Leben für die Befreiung des Vaterlandes freudig dargeboten. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu bewundern; aber er nahm mich so freundlich auf, als ob ich ein alter Freund von ihm wäre, und bald war meine Liebe zu ihm noch größer, als meine Bewunderung. Ich wurde sein Gast und empfing von ihm und seiner Frau, die mit ihm ganz eines Sinnes war, alle die Pflege, der ich bedurfte.

Er machte mich mit seinen Freunden, die als Lehrer am Gymnasium angestellt waren, bekannt. Unvergeßlich ist mir, wie er mich auf den Schwingsaal des Gymnasiums führte. An seinem Arme trat ich ein und es dauerte nicht lange, so war es mir, als befände ich mich unter lauter Freunden. Es war jene schöne Zeit, in der das Turnwesen sich unangefochten ausbreitete und an den treuesten Lehrern der Jugend seine Pfleger fand. Vielleicht hatten jene Lehrer, die ich dort fand, auch schon im Kampfe für das Vaterland ihr Leben gewagt; gewiß aber standen sie den Schülern nicht bloß als Vorgesetzte, sondern wie Pastor Heinrichs, als Vorbilder und Freunde gegenüber, zu denen die jungen Leute mit liebevoller Verehrung aufblickten. Ich war glücklich, als ich dies sah; ein solcher Lehrer zu werden, war das hohe Ziel, das ich zu erreichen strebte. Am folgenden Morgen dachte ich, das gastliche Pfarrhaus von Friedland wieder zu verlassen; doch der Regen verhinderte es und nötigte mich, noch einen Tag zu bleiben. Dieser zweite Tag war noch schöner als der erste. Pastor Heinrich widmete mir alle seine freie Zeit und wir konnten alles, was uns am Herzen lag, besprechen. Rügen kannte er noch nicht, aber er wußte von Pastor Baier in Altenkirchen; das sei ein ganz vorzüglicher Mann. Ich müsse ihn kennen lernen, er kenne Baiers Neffen, Ernst Frank, und an diesen wolle er mir einen Brief mitgeben. Ohne zu ahnen, wie bedeutend es für mich werden sollte, nahm ich das Anerbieten dankbar an. So ausgestattet, setzte ich meine Reise über Anclam und Greifswald fort.

Ich fühlte mich tief angeregt, als ich von Stahlbrode nach Rügen hinüber fuhr. Als ich die Insel betrat, erwachte in mir das Sehnen nach vollkommener Reinheit des Herzens stärker als je zuvor. Ich sprach es nicht im Gebete aus, denn ich wußte noch nicht, daß diese Reinheit eine Gabe von oben ist, und da ich bis dahin der Meinung

gewesen war, sie mir selbst erringen zu können, hatte ich schon längst aufgehört mit Gott, den ich nicht kannte, wie ein Kind mit dem Vater zu reden. Ich ging über Garz nach Puttbus, wo man Insel und Ostsee in ihrer Lieblichkeit sieht, dann nach Mönkgut, an dessen äußerster Spitze ich das erste Seebad nahm; von da durch die Granitz hinüber nach der Halbinsel Jasmund, die sich höher als ein anderer Teil der Insel erhebt und, aus einiger Entfernung angesehen, wie ein schönes Gebirg erscheint. Ich sah den Buchenwald, die Stubbniz genannt, wo der Herthasee, im Waldesdunkel verborgen, mich eigen ansprach. Kaum wird man einen stärkeren Gegensatz finden, als diesen stillen, dunkeln See, und nur etwa zehn Minuten davon entfernt, die Stubbenkammer, wo man auf einem hohen, steil abfallenden Kreidefelsen in die See hinausblickt, in der der Himmel sich spiegelte. Ich war still und tief ergriffen, als ich diese Herrlichkeit sah. Jetzt erst sah ich das Meer; vorher war es nur das Binnenwasser, gleichsam der Saum des Meeres gewesen, was ich gesehen hatte. Ich fühlte mich innerlich gehoben und sehr glücklich, ich möchte sagen, dankbar für diesen herrlichen Anblick, obwohl das nicht der ganz entsprechende Ausdruck ist. Schwer konnte ich mich losreißen, doch ich mußte weiter gehen, zunächst nach Bobbin, wo ich Ernst Frank zu finden hoffte. Auf dem schönen Jasmund sind nur zwei Pfarrdörfer; das eine ist Bobbin. Doch wie ganz anders fand ich es als die Dörfer der goldenen Aue! Auf der Höhe ein Kirchlein mit dem Kirchhofe, herrlich gelegen, mit weiter Aussicht nach Rügen und nach der Halbinsel Wittow, die in ihrer Einsamkeit kühn in das Meer vorzudringen scheint. Am Fuße der Höhe auf der einen Seite die Wohnung des Pastors, auf der andern die Wohnung für die Familie seines Vorgängers, weiter unten noch einige geringe Häuser: das ist Bobbin! Tief unten in der Nähe des Meeres ein

schönes Schloß, der Spieker genannt und als eine besondere Zierde der Gegend gerühmt.

Es war Sonntag Nachmittag, als ich hier eintraf. Die Kirche stand offen; ich ging hinein und fand die Jugend der ziemlich ausgedehnten Pfarrei zur Christenlehre versammelt. Der Geistliche saß in der Nähe des Altars, den Kindern gegenüber, indem er seinen Vortrag hielt. Er kam mir als ein Patriarch vor, als er mit den Kindern von dem großen Schöpfer der Welt sprach, der die Ostsee und die Insel und den blauen Himmel, der sich über Land und Meer ausspannt, und die Sonne, die alles erleuchtet und den Mond und die Sterne durch das Wort seines Mundes gemacht hat. Er bezog sich auf den Spieker, den die Kinder bewunderten, und fragte sie, ob das schöne Schloß sich wohl selbst habe erbauen können, was sie schnell und freudig verneinten. Von dem Baumeister des Spiekers führte er sie zu dem großen Baumeister des Himmels und der Erde. Was ich hörte, sprach mich an; es stimmte ganz zu dem tiefen Eindruck, den ich kurz zuvor empfangen hatte. Da der Geistliche aus der Kirche ging, trat ich ihm zutraulich entgegen. Er stand schon in höherem Alter und bewegte sich als ein starker Mann mit etwas hinkendem Fuß nicht ohne Mühe. Es war Pastor Frank, der Vater Ernst Franks, an den ich einen Brief von Friedland abzugeben hatte. Er teilte mir mit, daß sein Sohn jetzt nicht bei ihm, sondern bei Pastor Baier in Altenkirchen sei. Das hinderte ihn aber nicht, mich mit sich zu nehmen und mir die schöne Sammlung von Rügen'schen Altertümern und Merkwürdigkeiten zu zeigen, die er mit vielem Fleiß zusammen gebracht und mit Sorgfalt geordnet hatte. Als ich Abschied nehmen wollte, führte er mich auf einen Augenblick zu seiner Familie, wo man mir eine Erfrischung reichte. Seine Frau war die älteste Schwester des Pastors Baier, dessen ehrwürdige Mutter ich bei dieser Gelegenheit

zum erstenmal sah, doch ohne es zu wissen und mit ihr zu sprechen. Nach kurzem Verweilen eilte ich hinaus, denn ich hatte für diesen Tag noch einen weiten Weg vor mir. In geringer Entfernung vom Pfarrhaus sah ich ein Gebäude, das zwar keineswegs hoch und stattlich gebaut war, an dem sich aber doch eine gewisse Schönheit und Zierlichkeit wahrnehmen ließ. Die Fenster waren mit Blumen geschmückt; zwei Pappeln standen an der Thür des kleinen Blumengartens, durch den der Weg in das Haus führte. Ich wäre wohl in das Haus hinein gegangen, um mich nach dem Wege nach Wittow zu erkundigen. Doch eben am Eingang stand eine junge Frauengestalt in weißem Kleid; dieser sagte ich, daß ich auf dem Wege nach Wittow sei, wo ich Arkona und Altenkirchen besuchen wolle. Da ich Altenkirchen nannte, erheiterte sich ihr Blick; es schien ihr Freude zu machen, daß ich dahin gehen wolle, und nun führte sie mich wenige Schritte vom Haus auf eine Stelle, wo ich Wittow in seiner ganzen Ausdehnung vor mir sah. Der Weg war nicht zu verfehlen; er führte auf einer schmalen Landenge am Ufer des Meeres hin; den äußersten Punkt gegen Norden bildet das Vorgebirg Arkona. Dort wollte ich am Morgen des folgenden Tages sein und die Sonne aufgehen sehen. Die Entfernung von da war so groß, daß es nicht leicht möglich schien, vor Einbruch der Nacht zum Ziele zu kommen; doch es gelang mir ohne Mühe. Zum erstenmal ging ich am Strande des Meeres hin. Es vergnügte mich, das Spiel der Wellen zu sehen, die sich in der Ferne bildeten und weiß schäumend an das Land kamen, um dann wieder zurück zu weichen und, indem sie verschwanden, andern Wellen Platz zu machen. Zuweilen drang eine Welle fast bis zu meinen Füßen; es machte mir Freude, so nahe als möglich am Wasser hinzugehen. Ich fand den Meerbusen zwischen Jasmund und Wittow ungemein schön. Es war ein heißer Tag, aber hier war

nichts davon zu spüren; der Lufthauch, der über das Meer her mich anwehte, erfrischte mich und hielt jede Ermüdung ab. So kam ich noch vor Einbruch der Nacht bis in die Nähe von Arkona, in das letzte Dorf gegen Norden, Namens Puttgarten. Hier übernachtete ich; ich war schon im Einschlafen, als die Thüre sich aufthat. Ich mußte erfahren, daß das Zimmer, in dem man mir ein Bett angewiesen hatte, doch keineswegs ein Gastzimmer war. Aber ehe ich über die seltsame Lage nachdenken konnte, in der ich mich befand, schlief ich ein. Am andern Morgen früh ging ich eiligen Schrittes nach Arkona. Das Ufer des Meeres erhebt sich dort bedeutend über den Strand; noch höher sind die Wälle von Arkona, das einst eine Burg der Heiden war, die hier ihren Swantewit verehrten. Die Burg ist längst gefallen und mit ihr der Dienst des falschen Gottes. Aber der Wanderer findet hier eine unvergleichliche Höhe, von der er weit hinausblickt in die Pracht des immer bewegten Meeres. Von Osten her strahlte mir die Sonne entgegen, deren Auftauchen aus dem Meere ich nicht gesehen, die sich aber erst wenig über die Fluten erhoben hatte, über die sich von ihr aus ein wahrer Lichtstrom ergoß; den Fuß des Vorgebirgs umbrauste die Brandung. Wie schön erhob sich jenseits des Meerbusens, an dessen Spitze ich mich befand, die Halbinsel Jasmund mit ihren bewaldeten Anhöhen! Die Landenge, auf der ich gestern daher gekommen war, erschien wie ein schmaler Streif, der einen Meeresarm vom andern trennte. Jenseits traten die Höhen von Rügen anmutig hervor. Zu meinen Füßen breitete sich die Halbinsel Wittow mit ihren Weilern und Höfen vor mir aus; sie war es, die ich an diesem Tage durchwandern wollte. Ohne einen Weg zu haben oder zu suchen, stieg ich von Arkona herab und ging auf dem hohen Ufer hin, bis es sich zu dem Fischerdorf Vitte hinab senkt. In der Nähe dieses kleinen Dorfes bemerkte ich eine höher

gelegene Kapelle, die mich anzog. Ich trat ein, öffnete die Flügelthüren und freute mich der Aussicht über das Meer und auf das gegenüber sich wie aus dem Meer erhebende Jasmund. Der Sitz für den Prediger, der zuweilen hier Gottesdienst hielt, war so angebracht, daß er jene schöne Aussicht genoß. Hier setzte ich mich nieder; neben mir hatte ich einen Tisch, auf dem einige abgerissene Blätter lagen. Es waren Blätter eines alten Gesangbuchs. Da ich sie in die Hand nahm, fiel mein Blick auf Worte, die ich nie gelesen hatte. Ich will gehn in Angst und Not, ich will gehn bis in den Tod; ich will gehn ins Grab hinein, und doch allezeit fröhlich sein. Diese Worte ergriffen mich; ich schrieb sie mir ab, um sie mit mir zu nehmen. Von dieser Kapelle aus kam ich leicht wieder auf das hohe Ufer, an dem ich weiter ging. Ich bemerkte die Stelle nicht, wo ich das Ufer hätte verlassen sollen, um schneller nach Altenkirchen zu kommen. Jene Worte des alten Liedes klangen in mir nach; sie waren auf dieser einsamen Wanderung am Meeresufer wie ein Licht, das mein Inneres durchdrang und beleuchtete. Ich mußte den Mann glücklich preisen, der seine Zuversicht in jenen Worten hatte aussprechen können. Aber in mir fand ich diese Zuversicht nicht; nur etwa in den Tagen der Kindheit hatte ich sie gehabt, jetzt war sie schon längst aus meinem Herzen verschwunden. Der Tod erschien mir doch als etwas Schreckliches. Ich erinnerte mich dessen, was ich auf dem Wege der Philosophie gewonnen zu haben glaubte. Die Ideen des Wahren, des Schönen, des Guten, mit denen ich mich sonst beruhigt, an denen ich mich aufgerichtet hatte, genügten mir nicht mehr. Ich bemerkte mit Schrecken, daß mir über meinen Ideen der lebendige Gott und das Leben, das den Tod überdauert, abhanden gekommen war, und daß es mir an einem wahren Halt im Leben und Sterben fehlte. Der Eindruck, den diese Entdeckung auf

mich machte, ging sehr tief. Viel länger, als nötig gewesen wäre, ging ich in solchen Gedanken hin, bis ich bei Juliusruhe ankam und bemerkte, daß es Zeit sei, mich vom Ufer wegzuwenden und nach Altenkirchen zu gehen.

Sobald ich angekommen war, fragte ich nach der Wohnung des Pastors; der Weg dahin führte an der etwas höher gelegenen Kirche über den Kirchhof, an den der Garten des Geistlichen grenzte. Das Pfarrhaus war auf der Vorderseite einstöckig, mit Stroh gedeckt; der Hof, in dessen Mitte sich ein Weiher befand, der von hohen Bäumen beschattet war, von Wirtschaftsgebäuden umgeben, machte den Eindruck eines Edelhofs. Die Vorderseite des Hauses war mit Bäumen geschmückt, zwischen denen Bänke angebracht waren. Auf drei oder vier steinernen Stufen trat ich in die offen stehende Hausthür ein und befand mich nun auf einem geräumigen Vorplatz. Ich fragte ein aus der Küche herauskommendes Mädchen nach Pastor Baier, der dann nach wenigen Minuten mit schnellem Schritt aus einem oberen Zimmer zu mir herabkam. Seine Erscheinung überraschte mich; er war schon ein Vierziger, aber er erschien jünger als er war. Er war mittelgroß und trug einen feinen Flausrock von heller Farbe, wie ich ihn wohl in Jena gesehen hatte. Die Farbe des Gesichts war blaß, das Haupthaar und die Wimpern schwarz, die Augen braun, mit belebtem, durchdringendem Blick.

Mein erstes Wort an ihn war die Frage, ob nicht Ernst Frank bei ihm sei, worauf er in demselben Augenblicke die Treppe hinauf rief: „Ernst, der Fremde sucht dich!" Zugleich führte er mich in ein Zimmer und ließ mir Brot und Wein bringen. Kaum hatten wir einige Worte gewechselt, die sich auf meine Reise bezogen, so erschien ein junger Mann, der größer und kraftvoller, auch um einige Jahre älter war als ich, aber noch ganz die Rüstigkeit und das freie Benehmen eines Studierenden hatte;

das war Ernst Frank. Ich übergab ihm meinen Brief. Da er ihn gelesen hatte, sah er mich mit einem Blick der Liebe und des Vertrauens an, der mir in das Herz drang und den ich sogleich erwiderte. Baier, der Zeuge hievon war, sagte mir später, dieser Augenblick habe ihn für mich gewonnen. Doch mit Ernst Frank sollte es diesmal nur eine flüchtige Begegnung sein. Der Wagen, der ihn nach Wiek bringen sollte, fuhr vor und er überließ mich meinem neuen Gastfreund. Dieser führte mich auf meine Bitte an den Teil der Kirche, wo ein in Stein gehauenes Bild des Swantewit in die Mauer eingefügt ist. Es ist eine kleine, unschöne Gestalt mit einem Füllhorn im Arm. Zum Zeichen, daß er von dem Gott der Christen besiegt sei, ist sein Bild in liegender Stellung angebracht. Ich sah dann das Grab des Dichters Kosegarten, der Baiers Vorgänger im Amt und überdies sein Schwiegervater war, auch einige kleine Gräber mit Inschriften, in denen Kosegarten den Todestag seiner früh verstorbenen Kinder als den Tag ihrer Geburt für das höhere Dasein bezeichnet hatte. Das war der erste Gang, den ich mit ihm machte. Ich bemerkte an ihm einen ruhigen, liebreichen Ernst, der mir wohl that und mich anzog; doch ich durfte ihm nicht lästig werden und schickte mich zur Abreise an. Da sagte er, daß er für den Mittag seinen Amtsnachbar, den Pastor Schwarz in Wiek mit seiner Familie und seinen Gästen aus Greifswald und Rostock erwarte. Es werde mir Freude machen, die Gesellschaft kennen zu lernen; Schwarz sei ein begabter, geistvoller Mann, ich möge doch heute unter seinem Dache bleiben. Wie hätte ich eine solche Einladung ablehnen dürfen! Ich blieb also, und kaum hatte er mich für kurze Zeit verlassen, um Geschäfte zu besorgen, die er nicht aufschieben dürfe, so trat seine Frau, eine Tochter Kosegartens, die Schwester des großen Orientalisten, mit ihrem ältesten Sohne, einem liebenswürdigen, offenen

Knaben, Namens Allwill, zu mir herein. Frau Allwina war eine feine, zarte Gestalt, deren Züge Geist und höhere Bildung ankündigten. Sie unterhielt sich freundlich mit mir, ohne noch zu wissen, daß ich für den Mittag ihr Gast sei. Es währte nicht lange, so stürmten drei Knaben herein, Söhne des Pastors Schwarz, mit der Nachricht, ihre Eltern seien mit ihren Gästen zunächst nach Juliusruhe gefahren. Da Baier beschäftigt war, entschloß ich mich, ihnen mit den Kindern entgegen zu gehen. Wir trafen sie noch an einer besonders schönen Stelle des Gartens, der in der Nähe des Strandes mit vielen Kosten angelegt ist und nach dem Vornamen des Gründers, eines Herrn von Lanken, den Namen Juliusruhe trägt. Der Garten war damals schon etwas im Verfall, aber die Gesellschaft, die ich in ihm fand, machte einen angenehmen Eindruck. Schwarz trat mir freundlich teilnehmend entgegen und erleichterte mir den Eintritt in einen Kreis, der mir so fremd war. Schwarz war ein vielseitig gebildeter Mann, mit dem ich mich gern unterhielt, bis es Zeit war, sich nach Altenkirchen zu begeben. Hier entstand nun bei unserer Ankunft ein reges Leben. Ich lernte nun erst Baiers jüngere Kinder, Therese und Gotthardt, und seine Schwester, die Tante Malchen, kennen, eine hohe Gestalt, die sogleich den Eindruck der größten Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit machte, obwohl sie zurück trat und nur still die ganze Bewirtung der zahlreichen Gesellschaft zu überwachen schien.

Der Tisch, an dem wir uns zu Mittag niederließen, füllte die ganze Länge des Wohnzimmers. Malchen, die etwas später erschien, nahm ihren Platz am unteren Ende des Tisches. Baier führte den Vorsitz und saß am oberen Ende, seiner Schwester gerade gegenüber. Neben ihm auf der linken Seite des Tisches saß Professorin Weber aus Rostock, neben der dann weiter Pastor Schwarz Platz

genommen. Ich saß ihnen schief gegenüber, nahe genug, um an den Gesprächen, die von ihnen mit Baier geführt wurden, teil zu nehmen. An meiner Seite saßen die Knaben, die mich als ihren Führer und Freund zu betrachten schienen, obwohl mit der Familie Schwarz auch ein Hauslehrer, Namens Johnson aus Rostock, eingetroffen war. Baier und Schwarz hatten die Gabe, das Gespräch so zu leiten, daß es für alle Anwesende anregend und erfreulich war. Indem ich ihnen mit großer Freude zuhörte, sah ich mich von ihnen auf einmal selbst in das Gespräch gezogen. Mit freudiger Offenheit teilte ich alles mit, was sie von mir zu wissen wünschten. Da war denn von meiner schönen Heimat in der goldenen Aue, vom Kiffhäuser und von Memleben, dann aber auch von Jena die Rede, wo beide Geistliche gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts, zu den Zeiten Fichtes und Schellings, studiert hatten. In ein besonders nahes Verhältnis waren sie zu dem Kirchenrat Grießbach, dem berühmten Exegeten des Neuen Testamentes, getreten. Da gab es denn eine sehr lebendige Unterhaltung zwischen uns, der die andern Gäste ihre Teilnahme schenkten. Mein Lob der Jenaer Gegend wollten die Herren nicht recht anerkennen. Da ich die schönen Berge bei Jena nannte, sagte Pastor Schwarz, er habe sie wohl auch bestiegen, aber immer bedauert, daß man von dort so wenig in die Ferne sehen könne; er habe immer mit einem gewissen Heimweh den Anblick des Meeres vermißt. Ich begriff es wohl; der Anblick des Meeres, das die Insel umgiebt und, indem es an vielen Punkten tief in sie eindringt, die anmutigsten Buchten bildet, hatte auch auf mich einen großen Eindruck gemacht. Mir schien Jasmund der schönere Teil der Insel zu sein; hier begegnete ich der Ansicht, Wittow, auf dem wir uns befanden, sei nur für den ersten Anblick weniger schön, im Grunde sei es doch viel schöner, und mit Arkona sei nichts zu ver-

gleichen. Man kam auf die Schweiz zu sprechen, die mit ihren erhabenen Gebirgen und ihren glänzenden Seen zwar herrlich sei, aber doch den Anblick des Meeres vermissen lasse. Baier sprach hier als ein Erfahrener, denn er hatte zwei Jahre lang als Hauslehrer am Genfer See gelebt und täglich den Montblanc vor Augen gehabt. Es seien Reisende aus der Schweiz auf Rügen gewesen, die sich von der Schönheit der Insel und von der erhabenen Pracht des Meeres ganz ergriffen zeigten und anerkannten, daß die Schweiz nichts Schöneres in sich schließe. Ich mußte die Inselbewohner glücklich preisen, die in ihrer großen Abgeschiedenheit sich ihrer Heimat so sehr freuen konnten, daß sie ihnen beinahe als der lieblichste Teil der Erde erschien, und ich vernahm mit Freuden, daß gegen Abend eine gemeinsame Fahrt nach Arkona beschlossen war, wodurch sich mir die Gelegenheit bot, an demselben Tage noch einmal, und nun umgeben von so vielen edlen und freundlichen Menschen, in das weite, unendliche Meer hinauszublicken.

Die Gesellschaft wurde so verteilt, daß ich in dem Wagen, in welchem Baier mit der Professorin Weber saß, neben den Kutscher zu sitzen kam. Die Fahrt war für mich unbeschreiblich schön. Vom Meere her wehte eine Luft, die mich wahrhaft innerlich erfrischte und erquickte. Ich sah Jasmund und den Meerbusen, der es von Wittow trennt, nicht etwa mit geringerer, sondern mit viel größerer Freude als vorher, und ich freute mich der herrlichen Aussicht, die sich mir auf so unerwartete Weise zum zweitenmale darbot, so sehr, daß ich zu Anfang nicht auf die Gespräche achtete, die im Wagen geführt wurden. Doch bald wurde ich aufmerksam, und nun vernahm ich, daß Baier nicht lange vorher so schwer erkrankt war, daß er nicht mehr an Genesung denken konnte. Sein Leben, sagte er, habe nur noch an einem zarten Faden gehangen; er

sei auch ganz bereit gewesen, aus der Welt zu scheiden. Zu seiner eigenen Verwunderung sei er aber wieder aufgerichtet worden, und da dies geschehen sei, habe er sich von der ganz bestimmten Hoffnung durchdrungen gefühlt, daß Gott noch etwas durch ihn ausrichten wolle, ehe er ihn zu sich nehme. Ich hatte noch keinen Menschen so und mit solcher Zuversicht sprechen gehört. Es stimmte aber ganz zu dem ruhigen, liebreichen Wesen des Mannes, das mich sogleich bei der ersten Begegnung so eigen angesprochen hatte, und so drang es tief in mein Herz. Ich mußte mir sagen, hier sei das, was mir fehle und was ich so lange vergeblich gesucht habe. Bei der Bitte verließen wir die Wagen und von hier aus wollten wir zu Wasser nach Arkona fahren. Die Gesellschaft, die bis dahin getrennt gewesen war, sah sich wieder vereinigt. Die Fahrt ging auf das Schönste von Statten; doch fanden viele es nicht leicht, an dem hohen Ufer ohne Weg und Steg emporzuklimmen, was endlich nach manchen kleinen Abenteuern, die das Vergnügen nur noch erhöhten, allen gelang. Endlich war auch der höchste Teil des Walles erstiegen, und hier bot sich uns der prachtvollste Anblick gegen Westen dar. Es war ein vollkommen heiterer Tag und die Sonne neigte sich zum Untergang. Es wurde bemerkt, wie sie die weißen Felsen der Insel Mön beleuchtete. Dann lagerten wir uns; niemand sprach. Der Saum der Sonne tauchte in die Meeresflut, die von einem rosigen Schein übergossen war. Da erhob Baier seine Stimme zu einem Preisgesang Gottes, bis die Sonne verschwunden war. Ich lag neben ihm und, indem er sang, regte sich in der Tiefe meines Herzens etwas, wofür ich keinen Ausdruck habe. Es war das Gefühl der Liebe zu ihm, einer Liebe, die nicht wieder verschwinden kann, aber zugleich die Ahnung von etwas viel Höherem, die ich damals noch nicht verstand. Man trat die Rückreise nach

Altenkirchen an. Die Gesellschaft verabschiedete sich, wobei ich viel gute Wünsche zu hören bekam.

Es war spät geworden, der Himmel war wie mit Sternen besät. Ich setzte mich vor dem Hause auf einer Bank zwischen den Bäumen nieder, durch deren Zweige ich in tiefer Erregung die Pracht des Himmels betrachtete. Da trat Baier mit den Worten zu mir: „Ich denke, Sie bleiben morgen noch bei uns.“ Wie gern hätte ich auch diese Einladung angenommen! Aber ich fand es unmöglich, obgleich ich es als einen Verlust empfand, daß ich nicht länger bei ihm bleiben konnte. Ich sprach das aus und setzte hinzu: „Ich hätte so gern noch über vieles mit Ihnen gesprochen.“ Da setzte er sich zu mir und bat, ihm zu sagen, was ich meine; er sei gern bereit, mir auf alles zu antworten. Mein Vertrauen besaß er vollkommen, und so gereichte es mir zur Freude, ihm mein Inneres aufzuschließen, wie ich es noch gegen keinen Menschen gethan hatte. Ich sagte ihm, wie ich den Glauben der Kindheit völlig verloren, wie ich Gott auf anderem Wege gesucht habe, ohne ihn zu finden, wie ich auch in vielen Jahren nicht mehr gebetet habe. Ich wisse nichts mehr von dem Gott, zu dem man beten könne. Er fragte, ob ich nicht mehr zum heiligen Abendmahl gehe, und da ich erwiderte, dies habe ja unmöglich geschehen können, da mir der Glaube gänzlich fehle, tadelte er dies sehr, indem er sagte, ich hätte ja hoffen können, daß ich bei der Feier, die Christus für seine Gemeinde eingesetzt, wieder empfangen werde, was ich verloren hatte. Ich empfand das Gewicht dieser Worte, aber sie dienten mir nur dazu, mir selbst die Größe meiner Entfernung vom Wege der Christen, die Größe meiner Entfremdung von Gott zum Bewußtsein zu bringen. Ich äußerte mich in diesem Sinne; da fragte er, ob ich nichts von dem Schmerz wisse, den die Seele empfinde, wenn das Wesen, das wir lieben, sich kalt und lieblos von

uns abwendet. Ich verstand den Sinn dieser Frage, und schon die Möglichkeit, daß es sich zwischen Gott und mir so verhalten könne, war etwas ganz Wunderbares für mich. Ich konnte mich selbst nicht lieben, ich wußte, wie oft ich den besten Regungen meines Innern untreu geworden war, und nun sollte es möglich sein, daß Gott mich liebe? Ich habe keinen besseren Ausdruck dafür, als daß ich es vor Freuden nicht glauben konnte. Baier bemerkte, was in mir vorging, und redete mir ruhig zu, so sei es, ich solle es nur glauben, ich werde es noch erfahren, wie er selbst es erfahren habe. Indem ich diese Zusprache hörte, zeigte sich, daß der Glaube an Gottes Liebe, dessen ich mir in so vielen Jahren nicht mehr bewußt gewesen, aus meinem Herzen doch nicht ganz gewichen war. Er hatte sich nur in die innerste Tiefe zurückgezogen und jetzt tauchte er aus dieser unermeßlichen Tiefe auf, wie der erste Strahl der Sonne aus der Tiefe des Meeres aufsteigt, oder wie das Morgenrot sich an der Stelle des Meeres zeigt, wo in kurzem die Sonne in ihrem Glanze sich erheben wird. Ich fühlte mich glücklich in der Hoffnung, daß es anders mit mir werden könne, daß ich der Liebe Gottes vollkommen gewiß werden, und daß diese Liebe mir das neue Leben schenken werde, das ich nicht hatte finden können, obwohl ich es so ernstlich gesucht hatte. O, selige Augenblicke, die ich da verlebte! Es mochte gegen zwölf Uhr sein, als wir den Sitz unter den Bäumen und unter den Sternen verließen. Baier führte mich in sein Studierzimmer, aus dem er am Morgen des Tages so schnell zu mir herabgekommen war. Ehe wir uns trennten, zeigte ich ihm die Worte, die ich in dem Bitter Kirchlein in meine Schreibtafel eingetragen hatte. Da fiel ihm ein abgerissenes Blättchen auf, das daneben lag; es war aus einem früheren Briefe meiner Mutter und enthielt die Worte: „Wir freuen uns sehr auf dich, aber predigen wirst du wohl müssen.“ Dieses

Blättchen ergriff er und, indem er es empor hielt, sagte er mit freudiger Zuversicht, die ihm aus den Augen leuchtete: „So ist es, mein Lieber; predigen wirst du wohl müssen. Ja, du wirst dem Herrn als Verkündiger des Evangeliums dienen müssen.“ Ich wußte kaum, wie mir geschah. Ich fühlte mich über mein ganzes Leben, ja über die ganze Welt erhoben, als ich diesen Ruf an mich ergehen hörte.

So ging ich zur Ruhe; aber lange noch blieb ich wach, staunend über die Liebe, die mich, den Fremden, so hatte aufnehmen können. Ich fühlte mich von Gott berührt, nach langem Irren gefunden, wieder aufgenommen. Ich betete noch nicht, ich dankte nicht, wenn nicht die Freude und Wonne, die mich durchdrang, vor Gott wie ein Gebet des Dankes lautete.

Am andern Morgen fand ich Baier sehr beschäftigt, und ich freute mich, ihm hiebei einen kleinen Dienst leisten zu können, indem ich eine Schrift für ihn, wie einst für meinen Vater, in das Reine schrieb. Zeit verlor ich hiebei nicht, denn er versprach mir, am Nachmittag mit mir nach Bergen und am folgenden Tage nach Puttbus zu fahren. So geschah es denn, und diese Fahrt, bei der ich mit ihm ganz allein war, brachte mich ihm noch näher. Ich ließ ihn tiefer in mein Leben hinein blicken, was er dann von seiner Seite mit Mitteilungen erwiderte, die mich ergriffen. Auf mich hatte, wie schon bemerkt, Fichte durch seine ethischen Werke einen bedeutenden Eindruck gemacht; er aber hatte während seiner Studienzeit in Jena diesen außerordentlichen Mann gehört und war in ein näheres Verhältnis zu ihm getreten. Nach der Schlacht bei Leipzig, als Baier ausgegangen war, um seine Landsleute in den Spitälern von Leipzig aufzusuchen und ihnen Trost und Hilfe zu bringen, hatte er auch Fichte in Berlin besucht und von ihm ein offenes Bekenntnis zu der Wahrheit in Christus gehört. Baier hatte ihm geklagt, daß er

vieles in seinen Schriften nicht verstehen, sich nicht aneignen könne. Da legte Fichte seine Hand auf das aufgeschlagen vor ihm liegende Evangelium Johannis und sagte: „Lesen Sie das Evangelium Johannis; darin finden Sie alles, was ich denke, daran halten Sie sich!" Dieses Bekenntnis erschien uns um so bedeutender, da Fichte es kurz vor seinem Tode abgelegt hatte!

Die Nacht brachten wir in Bergen, der einzigen kleinen Stadt der ganzen Insel, zu. Am frühen Morgen waren wir mit einander auf dem Rugars; diese reizende Anhöhe bietet einen Blick über die Insel und ihre schönen Meeresbuchten und Waldungen dar, wie man ihn sonst nicht findet. Hier sahen wir die Sonne in ihrer vollen Pracht aufgehen und blieben dann noch einige Stunden in traulichem Gespräch. Wir saßen auf einer Bank, die gegen Osten gerichtet war, so daß wir uns von dem schönen Morgenlicht wie umwogt und durchdrungen fühlten: ein wahres Lichtbad, das uns erquickte und erhob. Überall ist es ja der Himmel, der die Erde schön macht; aber in ähnlicher Herrlichkeit habe ich es vorher und auch nachher nie gesehen. War es deshalb, weil ich zum erstenmal in dem geschaffenen Lichte ein Werk und Abbild dessen erkannte, der das ungeschaffene, das ewige Licht und Leben ist? Er kam mir innerlich nahe, als das Morgenlicht mir so herrlich leuchtete, und in mir war es ja seit dem Tage von Altenkirchen wie Morgenlicht, wie Anfang der wahren, ewigen Sonne. Mein Freund, in dessen Nähe ich mich noch befand, der mich so liebreich hieher geführt hatte, war mir in Wahrheit zu einem Boten des Lichtes geworden, eines Lichtes, in dem ich ein neuer Mensch zu werden hoffte, in dem ich von nun an immer zu wandeln mich sehnte.

Von Bergen fuhren wir nach Puttbus, wo Baier den Fürsten zu sehen wünschte; mich aber geleitete er zu Fuß

noch eine Strecke weiter. Ich gestand ihm, daß ich mir nichts Höheres wünsche, als einmal seinem Unterricht der Konfirmanden beiwohnen zu können, denn ich wußte, daß ich ein schwaches Kind war in der Erkenntnis der Wahrheit, die aus Gott ist, und daß der zarte Anfang des neuen Lebens, das ich in mir spürte, einer sorgsamen Pflege bedurfte, die nicht von mir selbst, sondern nur von einem erfahrenen Christen ausgehen und geübt werden konnte. Als ich ihm diesen Wunsch mitteilte, erwiderte er, daß es von Anfang an sein Wunsch gewesen sei, daß ich einmal zu ihm kommen und ihm in der Erziehung der Kinder beistehen möge. Mein Erstaunen darüber war groß, aber noch größer war meine Freude, meine Hoffnung. Auf einer kleinen Brücke, die sich zwischen Puttbus und Rambin, doch näher bei Puttbus befand, blieb mein Freund stehen und hier schieden wir von einander.

Doch auf meiner Seite war es eigentlich kein Scheiden. Meine Freude war unbeschreiblich; ich hatte einen Freund gefunden, dessen Liebe mir für immer gewiß war, und bei ihm und durch ihn hatte ich den lebendigen Gott gefunden, oder vielmehr Gott, der ewig lebende, der ewig liebende Gott hatte mich gefunden. Gottes Liebe war über mir aufgegangen; sie war das Morgenlicht, das mich umgab und beglückte.

Auf der Rückreise berührte ich zuerst Stralsund, wo ich am 22. Juli eintraf. Hier sah ich zum erstenmal einen Seehafen mit vielen Schiffen. Ich konnte mich nicht enthalten, eines der Schiffe, die da vor Anker lagen, zu besteigen; auch versäumte ich nicht zum Mastkorbe hinaufzuklettern, was ohne Mühe von Statten ging, mir aber die Freude, auf die ich gehofft hatte, von solcher Höhe einen weiteren Blick über die Insel Rügen zu gewinnen, nicht gewährte. Dann ließ ich mir die Straße der Stadt zeigen, in welcher Schill im Jahre 1809 im Kampfe mit

den Feinden gefallen ist, und auf dem Kirchhofe den Grabhügel, unter dem er ruhete. Das Grab war mit einer jungen Eiche bezeichnet, die man erst im vergangenen Jahre gepflanzt hatte. Ich ließ mich durch die ungünstigen Bemerkungen der Stralsunder über Schill, denen er ja freilich durch seine Kühnheit Schaden gebracht hat, in der Bewunderung, die ich für ihn wie für alle die deutschen Helden vor dem eigentlichen Entscheidungskampfe hegte, nicht im mindesten stören, und hielt mich lange an seinem Grabe auf. Der Totengräber sagte mir, erst seit kurzer Zeit werde es besucht und geehrt, früher habe sich kein Mensch darum bekümmert.

Von Stralsund ging ich auf einer Straße, die mir als eine sehr unschöne und unerfreuliche in der Erinnerung geblieben ist, nach Rostock, wohin mich Frau Professorin Weber eingeladen hatte. Auf sie schien der Tag in Altenkirchen ähnlich gewirkt zu haben wie auf mich, was ein näheres Verhältnis zwischen uns herstellte. Sie wollte meine mütterliche Freundin sein und bat, daß ich ihr zuweilen schreiben möge, was dann auch von Frankfurt aus geschah und von ihr immer gut und liebreich erwidert wurde. Ich konnte dieses erfreuliche Verhältnis nur zu dem Segen rechnen, der von Altenkirchen über mich kam.

Von Rostock bestieg ich die Post, da mir das Wandern in dem Sande von Mecklenburg verleidet war, und fuhr nach Güstrow, wo ich meinen lieben Freund Friedrich Frank antraf. Er führte mich nach Boitin, einem Dorfe in der Nähe von Güstrow, zu seinen Eltern und Geschwistern, bei denen es mir so wohl gefiel, daß ich der Einladung, mehrere Tage bei ihnen zu bleiben, mit Freuden folgte. Es war eine liebe Predigerfamilie, wo biedere, herzliche, offene Eltern mit eben solchen Söhnen und Töchtern in lieblicher Eintracht mit einander lebten.

Meine weitere Reise ging über Wittstock nach Neuruppin,

wo ich bei dem Gymnasiallehrer Faulstich, der aus meiner kleinen Vaterstadt stammte, sehr freundlich aufgenommen war. Wir hatten einander auf dem Postwagen zwischen Wittstock und Neuruppin erst kennen gelernt und Freundschaft mit einander geschlossen.

Von da ging meine Fahrt über Fehrbellin, wohin mich Faulstich mit einigen seiner Freunde geleitete, nach Berlin, wo ich am 31. Juli mit der Hamburger Post gegen Mittag ankam. Ich bedurfte zunächst der Ruhe, darauf aß ich und ging dann in die Dreifaltigkeitskirche, um Schleiermacher zu hören, der auch dann, wenn er nachmittags predigte, eine zahlreiche Gemeinde um sich versammelte. Nicht viele seiner Zuhörer mochten mit solchem Verlangen gekommen sein wie ich. Ohne Zweifel war er auch als Prediger eine außerordentliche Erscheinung. Man konnte diese erhabene Stirne und den hellen, ruhigen Blick nicht sehen, ohne wahrzunehmen, daß man einen ungewöhnlich begabten Mann vor sich habe. Dazu war seine Stimme, ohne allen Schein der Anstrengung so hell, so durchdringend, daß dem Hörer kein Wort verloren ging. Merkwürdig war die ganz unerschütterliche Ruhe, mit der er auf der Kanzel stand; er machte nicht die leiseste Bewegung. Wie vorzüglich aber sein Vortrag gewiß auch damals war, so ließ er mich doch so kalt, daß es mich fast ängstigte. Zu meiner Beruhigung wurde mir von Freunden, die mit mir in der Kirche waren, gesagt, ihnen sei es eben so gegangen und es sei bekannt, daß Schleiermacher nachmittags auffallend kälter und darum auch weniger anregend predige als im Morgengottesdienst.

Bei de Wette, bei dem ich mich mit einigen empfehlenden Zeilen meines Freundes aus Boitin einführte, wunderte ich mich zu Anfang über sein trockenes, beinahe trübes Aussehen. Doch wurde er bald freundlicher und mitteilender und lud mich sogar ein, an einem Spaziergang teil zu

nehmen, den er mit seiner Familie in den Tiergarten machen wollte. Wir nahmen in einem Garten mit Fruchtbäumen Platz, wo wir ganz oder fast ganz allein waren und uns ungestört besprechen konnten. Doch er schien nicht geneigt, auf ein tieferes Gespräch einzugehen, so daß ich von ihm wenig Anregung empfing. Beredter wurde er als er mir erzählte, zu welchen Gewaltthaten die Polizei geschritten war. Als das Schlimmste erschien mir, daß man Jahn, den Gründer der Turnanstalten im preußischen Staate, einen der verdientesten Männer in Berlin, überfallen, seine Papiere weggenommen, ihn selbst aber gefänglich eingezogen und nach Spandau abgeführt hatte. Ich war darüber betrübt und entrüstet, und es gewährte mir geringen Trost, daß das Kammergericht sich bei dem Justizminister über das unrechtliche Vorgehen der Polizei beschwert haben sollte. Auf dem Rückwege kam ich mit ihm auf das Abendmahl zu sprechen, wobei er sich, jedoch ohne tiefer darauf einzugehen, dahin erklärte, wie Christus im Fleisch wirklich erschienen sei, so erscheine er auch wirklich in Brot und Wein. Ich faßte den Sinn seiner Worte nicht. Über Fichte, auf den wir weiter zu sprechen kamen, urteilte er hart. Da ich ihm sagte, wie Fichte durch einige seiner Schriften auf mich gewirkt habe, erwiderte er, das sei ihm vollkommen unbegreiflich, obwohl er es auch von anderer Seite gehört habe. Zuletzt war er warm und herzlich. Er hinterließ bei mir den Eindruck, daß er Wahrheit und Recht aufrichtig liebe.

Am folgenden Tage ging ich mit einem Briefe, den ich in Altenkirchen von Baiers Schwester, „der Tante Malchen“, empfangen hatte, zu Reimers. Ich wurde von Frau Reimer, die eben mit einem Briefe nach Altenkirchen beschäftigt war, freundlich empfangen; aber auch hier hörte ich Schlimmes. Der Buchhändler Reimer war als einer der edelsten und aufopferndsten Freunde des Vaterlands

bekannt, zu dessen Erhebung aus tiefster Erniedrigung er treulich mitgewirkt hatte. Jetzt hatte er erleben müssen, daß die Polizei, während er auf einer Schweizerreise begriffen war, in seine Wohnung eindrang und seine Papiere versiegelte. Wenn dergleichen Dinge während der Franzosenzeit geschehen wären, als die Hauptstadt des preußischen Staats von den Feinden besetzt war, hätte man sich nicht darüber wundern können, daß sie aber jetzt nach der Befreiung und Wiedererhebung aus dem tiefsten Elend geschahen, erschien geradezu schauderhaft und trostlos.

An demselben Tage machte ich einen Besuch in dem verwaisten Hause meines gefangenen Freundes Jahn. Seine Mutter, eine heldenmütige Frau war ungebeugt und äußerte nur in den stärksten Ausdrücken ihren Abscheu gegen die Behandlung, die ihr Sohn hatte erdulden müssen, dagegen fand ich Frau Jahn sehr gebeugt. Als man ihr den Mann bei Nacht und Nebel entführte, war sie gerade mit der Pflege einer todkranken, kleinen Tochter beschäftigt, die dann auch bald nach seiner Gefangennehmung starb. Das wäre für die heldenmütigste Frau nicht leicht zu tragen gewesen; für sie aber, die zwar hochgewachsene, aber doch zart angelegte Frau, war es zu schwer; es drückte sie fast zu Boden. Jahn hatte aber auch nicht gesäumt, erst von Spandau, dann von Küstrin aus Briefe an sie zu schreiben, die nur Liebe, Mut und Gottvertrauen atmeten. Sie wurden mir mitgeteilt. In dem neuesten Briefe stand: „Sage meiner alten Mutter, es solle sie weder diesseits, noch jenseits gereuen, mich geboren zu haben.“ Da ich diese Worte vorlas, brach seine Frau in ein lautes Weinen aus. Ich war vollkommen davon überzeugt, daß Jahn schuldlos war; ich wußte, daß seine Seele rein war von Mord und Verschwörung, doch damit ist nicht genug gesagt. Ich wußte, daß er sein ganzes Leben dem Dienste des Vaterlandes gewidmet hatte, und daß die Erziehung der

Jugend in der rechten Liebe zu König und Vaterland das alleinige Ziel seines Strebens war. Und diesen Mann hatte man wie einen Verbrecher behandelt, ihn ohne Gericht, ja selbst ohne den Schein des Rechts, bei nächtlicher Weile überfallen und aus dem Schoße der Familie herausgerissen! Ich war über die gewaltthätigen Menschen, die das gewagt hatten, empört; aber ich konnte nicht glauben, daß es dabei sein Bewenden haben werde. Tröstlich war es, zu vernehmen, welche Beweise von Liebe Jahns Familie nach seiner Verhaftung erfahren hatte. Männer, von denen man es nicht hatte erwarten dürfen, traten offen als seine Freunde und Verehrer auf. So war die Schwester meines Freundes Dürre, die nach Jahns Wunsche seiner Frau in dieser Zeit der Trübsal zur Seite stand, gebeten worden, 100 Thaler anzunehmen und für die Wirtschaft zu verwenden. Ein junger Kaufmann bat Frau Jahn, alles, was sie bedürfe, in seinem Laden holen zu lassen. Ein kleiner Turner brachte einen Thaler; es sei für ein Buch, das er einmal von Jahn bekommen habe. Jahn hatte zu seiner Frau gesagt: „Wenn ich nicht mehr bei dir bin, wird Gott Engel zu dir schicken.“ Das schien sich in diesen und ähnlichen Erfahrungen zu erfüllen.

Das Bedenkliche bei der Sache war, daß es den Anschein hatte, als solle das Verfahren gegen Jahn nur das Signal zu weiterem gewaltthätigem Einschreiten der Polizei sein. Von einem Einschreiten der Gerichtsbehörden war nichts zu befürchten, man hatte alle Ursache eine gerichtliche Untersuchung zu wünschen, denn auf diesem Wege wäre die Unschuld der Verfolgten an das Licht gekommen; von dem Vorgehen der Polizeigewalt glaubte man alles befürchten zu müssen, da man ihr gegenüber, die ihr Werk im Dunkeln trieb, sich ganz wehrlos sah. Daß hiedurch das Vertrauen zur Staatsregierung nicht vermehrt werden könne, hätte diese sich selbst sagen sollen. Durch die

Gewaltthat gegen Jahn waren vor allem die verletzt, die ihn als einen treuen, deutschen Mann liebten und verehrten; aber mit ihnen waren alle verletzt, die Recht und Gerechtigkeit liebten und für das wahre Fundament des Staates hielten. Darum wuchs damals bei allen, denen das Wohl des Vaterlandes am Herzen lag, das Verlangen nach einer Verfassung, durch die so grobe Verletzungen des Rechtes für immer beseitigt würden. Doch wir sollten bald noch mehr erfahren.

Was ich auf dem letzten Teile meiner Reise gesehen hatte, konnte mich nur mit Schmerz und Besorgnis erfüllen. Aber wie weit trat dies hinter den erhebenden Eindruck zurück, den ich auf Rügen empfangen hatte!

Der erste, dem ich meine Reise beschrieb, war Leopold. Wir waren in Begleitung von unsern Freunden nach einem einsam gelegenen Bauernhause gegangen, wo wir an schulfreien Nachmittagen eine Tasse Kaffee zu trinken pflegten. Das Gespräch, das dort geführt wurde, mochte mir nicht recht zusagen; ich ging hinaus und setzte mich auf einen Hügel in der Nähe des Hauses, wo ich eine angenehme Aussicht hatte und mich den Erinnerungen an Rügen ungestört hingeben konnte. Da kam mein Bruder mir nach und ich erzählte ihm die Reise von Anfang bis zu Ende. Er hörte still zu, und da ich geendigt hatte, sagte er: „Was du von Rügen erzählt hast, ist das Beste.“ Wie freute ich mich dieser Zustimmung! Und so oft ich mit ihm hierüber sprach, zeigte er sich erfreut und ergriffen. Bald kam es bei ihm zu dem Entschluß, seine Ferienzeit im Oktober zu einer Reise nach Altenkirchen zu benützen, den er dann auch ausführte. Der Eindruck, den er von Baier empfing, war, wenn auch dem nicht gleich, den ich von ihm empfangen hatte, doch ein sehr bedeutender. Auch Dürre nahm herzlichen Anteil und sah der weiteren Entwickelung mit großem Verlangen entgegen. Ich muß es

als eine besonders heilsame Fügung betrachten, daß ich mit dem, was sich in mir regte, was mein ganzes Inneres erfüllte, in meiner gewohnten Umgebung nicht ganz einsam da stand.

Nach einer andern Seite hin fand ich mich damit allerdings nicht einsam; denn wie ich mich getrieben fühlte, meinem neuen Freunde fleißig zu schreiben, so war er unermüdlich, mir zu antworten. Seine Briefe, die allmählich zu einer kleinen Sammlung anwuchsen, lagen immer auf meinem Schreibtische; sie wurden für mich zu einer Quelle der Belehrung und der Stärkung, aus der ich täglich schöpfte.

In derselben Zeit griff ich wieder zur heiligen Schrift. Vor allem zog mich das Evangelium Johannis an; doch mußte ich bald gewahr werden, daß es für mich wie ein verschlossener Garten war, in den ich nur wenige Blicke thun durfte, die mir nicht genügen konnten. Was Christus sei und was sein Werk sei, blieb mir ein Geheimnis. Ich spürte, daß an der Offenbarung dieses Geheimnisses alles liege. Indem ich mich nach ihr sehnte und sie mir erflehte, fand ich in Luthers Werken, die mein Bruder besaß, die Auslegung der letzten Reden des Herrn bei Johannes. Ich kann nicht aussprechen, was diese Reden mit Luthers Auslegung mir geworden sind. Luther wies mich in keiner Weise auf sich selbst hin; er führte mich zu dem Herrn Christus, aus dessen eigenem Munde ich nun lernte, was er selbst und was sein Werk sei. Mit einer Freude, mit der sich nichts vergleichen läßt, lernte ich fassen, daß in dem Sohne der Vater sichtbar geworden, daß der Sohn gekommen sei, um uns den Vater zu offenbaren und uns zu ihm zu führen. In dem Lichte, das mir nun aufging, wurde ich meiner großen Armut, ja meiner Unwürdigkeit erst recht inne, aber ich fand auch immer neuen Trost, immer neue Versicherung, daß es Gottes Wille sei, mir einen vollen, ewigen Anteil an seiner Gnade zu verleihen.

In jener Zeit tiefster innerer Bewegung fand ich in der Buchhandlung, die ich besuchte, zwei nicht lange vorher erschienene Werke, die mich anzogen. Das eine war „Christus im Alten Testament“ von Kanne, das zweite eine Sammlung geistlicher Lieder, herausgegeben von Kanne. Von dem ersten dieser Bücher, die ich sogleich mit mir nahm, erwartete ich, daß es mich in die Offenbarung vor Christus, die mir so gut wie ganz unbekannt war, einführen werde. Aber bald erkannte ich, daß dieses Werk, das mich ganz unvermutet in sprachwissenschaftliche Untersuchungen der fremdesten Art verwickelte, mich in der Erkenntnis, nach der mich verlangte, nicht fördern werde; ich legte es daher auf die Seite. Dagegen wurde jene Sammlung geistlicher Lieder mir sehr nützlich; in ihr lernte ich Luthers Lieder nach ihrem ganzen Umfang und in ganz unveränderter Gestalt kennen; diese wunderbaren Lieder, in denen der Geist des Reformators zu einem allgemein faßlichen und ergreifenden Ausdruck gekommen ist. Ich leugne nicht, daß manches in ihnen mir zu Anfang fremd war; es konnte nicht anders sein, da ich mich erst gleichsam in den Vorhöfen christlicher Erkenntnis und christlichen Lebens befand. Da war es für mich von großer Bedeutung, daß die Sammlung in ihrem ersten Teile nicht wenig Lieder älterer und neuerer Zeit enthielt, die mich unmittelbar berührten und förderten, weil sie eben das, was ich damals in mir erfuhr, den inneren Kampf, in dem ich mich befand, die Betrübnis über mich selbst, ja über mein ganzes vergangenes Leben, das sehnliche Verlangen nach neuem Licht und Leben auf eine Weise aussprachen, die für mein Bedürfnis ganz eigen bestimmt zu sein schien. Es diente mir zur Aufrichtung und in gewissem Sinne zur Beruhigung, daß andere vor mir sich in demselben inneren Kampfe befunden hatten, von dem ich noch nicht wußte, daß er mit dem Erwachen zum neuen Leben innigst ver-

bunden sei, und noch viel weniger, daß er, wenn gleich in anderer Gestalt, bis zum Ende des zeitlichen Lebens fortdauere. So empfing ich aus dieser Sammlung zum ersten Mal etwas von dem Segen, den unsere älteren geistlichen Lieder in so reicher Fülle in sich tragen. Es war mir, als träte ich durch sie in eine neue, höhere Gemeinschaft ein, wo jedes Mitglied dasselbe, wonach ich mich sehnte, für sich erflehete oder in gewissem Sinne schon besaß. Ich versäumte nicht, meinem geistlichen Freunde auf Rügen mitzuteilen, welchen Schatz ich bei Luther und in diesen Liedern gefunden hatte und täglich mehr fand, worüber er dann in seinen Antworten die größte Freude aussprach. Wenn ich nun noch über meinen Mangel an rechtem Verständnis und über meine innere Unruhe klagte, wies er mich freundlich darauf hin, daß ich mich in der besten Schule befinde, die mich von Stufe zu Stufe weiter fördern werde, wenn ich nur geduldig darin ausharre.

Von einer andern Seite wurde ich dadurch in meinem Streben gefördert, daß der Vorstand der Anstalt sich bewogen fand, mir zuerst bei den jüngeren, dann später auch bei den älteren Schülern den Religionsunterricht zu übertragen. So kam der Katechismus Luthers wieder in meine Hände, und ich war glücklich, mich mit den Kindern zu den Füßen des großen Lehrers der Kirche zu setzen, um von ihm in bündiger Kürze zu hören, welches die Hauptstücke der christlichen Lehre seien. Ich wurde mit Freuden wieder Kind mit den Kindern. Ich lernte mit ihnen und ich betete in aller Einfalt mit ihnen. Es ist mir unvergeßlich, wie mir zu Mute war, als ich die Kleinen und mich selbst nach dem Anfang des Vaterunsers und nach dem ersten Artikel des Glaubens dazu anleitete, in dem großen Schöpfer und Herrn Himmels und der Erde den Vater zu sehen und ihn im Gebete Vater zu nennen, mit der Bitte, daß er seinen Namen an uns offenbaren und uns in Wahrheit

zu seinen Kindern machen wolle. Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich die Kinder höher hielt als mich selbst, und daß es mir immer zur Freude, ja zur Stärkung gereichte, wenn ich mit ihnen lernen, mich mit ihnen zum Vater wenden durfte. Diese Kinder waren in gewissem Sinne meine erste kleine Gemeinde, und so mangelhaft meine Erkenntnis noch war, so spürte ich doch schon damals etwas von dem Segen, der auf dem Worte Gottes für Lehrer und Lernende ruht. Was mir noch dunkel war, darüber sprach ich auch nicht. Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich schwer an die Behandlung der Gebote ging, die mir für das kindliche Alter nicht zu passen schienen. Mein Freund belehrte mich, daß es doch Gottes Gebote seien, und daß sie dem Kinde nicht so dunkel seien, wie ich meinte. Es sei von hohem Wert für das ganze Leben, wenn man schon in früher Jugend die zehn Gebote als Gottes Gebote gehört und zu Herzen genommen habe, obwohl erst im späteren Verlaufe des Lebens der tiefe Sinn derselben recht verstanden werde. Meine Bedenken kamen daher, daß ich weder über den Gang der göttlichen Offenbarung in der Zeit des Alten Testaments, noch über den Gang der inneren Entwicklung des Kindes im klaren war. Hieraus ergab sich auch ein Mangel in Bezug auf die Behandlung des zweiten Glaubensartikels. Wohl lebte ich in dem Glauben, daß der Sohn Gottes gekommen sei, um uns himmlisches Licht und Leben zu bringen; aber das Werk der Erlösung war mir ein Geheimnis, das ich nicht fassen konnte. Ich wußte wohl, daß mir etwas Bedeutendes fehlte, so lange ich vor diesem Geheimnis stand, ohne es mir aneignen zu können; aber ich vermochte es nicht. Dagegen lag es mir sehr nahe, mit den Kindern nach dem dritten Artikel um den heiligen Geist und um die völlige Erneuerung und Heiligung des Herzens durch Gottes Geist zu flehen. Mein Verlangen nach „einem reinen Herzen“

und nach „einem neuen gewissen Geist“ war so dringend, ja so stürmisch, daß mein Freund mich einmal sehr nachdrücklich darüber zurechtwies und zur Geduld ermahnte.

Er mochte bemerkt haben, daß in Briefen, wie wir sie mit einander wechselten, sich doch nicht alles durchsprechen ließ, wie es mir nötig war. Ich fühlte das auch selbst; es war mir daher eine große Freude, als er mich für die Weihnachtsferien zu sich einlud.

Er wußte nicht, wie kurz meine Ferien waren, die mit dem heiligen Abend vor Weihnachten begannen und mit Neujahr wieder zu Ende gingen. Da er dies erfuhr, hielt er nicht für möglich, daß ich sie zu einer Reise nach Altenkirchen benutzen könnte. Es trat damals eine Kälte ein, wie ich noch keine erlebt hatte, aber mein Wunsch, den Freund wieder zu sehen, wenn es auch nur auf einen Tag sein könnte, war so groß, daß ich mich durch nichts zurückhalten ließ.

So trat ich am Tage vor Weihnachten meine Winterreise an. Leopold, von dem ich einen Brief an Baier mitnahm und Freund Heydler begleiteten mich zur Post. Da ich schon im Wagen saß, verschwanden sie unerwartet, kehrten aber nach einigen Minuten zurück und reichten mir Lebensmittel, die sie aus benachbarten Läden geholt hatten. Mein Bruder hatte auch darauf gedrungen, daß ich mir die wärmste Kleidung und außerdem einen Fußsack anschaffte, der so weit herauf ging, daß ich bis an die Brust bedeckt war. So fuhr ich denn wohlversorgt und wohlgemut dahin. Die Fahrt hatte viel Beschwerliches, denn mit den Poststraßen, auf denen man von Frankfurt an der Oder nach Stralsund gelangte, war es damals übel bestellt; am schlimmsten in waldigen Gegenden, wo statt einer wohlgebauten Straße nur „Knüppeldämme“ zu finden waren, auf denen man zuweilen sehr unsanft von einer Seite des Wagens zur andern geworfen wurde, obwohl die Fahrt,

namentlich bei der Nacht, eine ziemlich langsame war. Hatten wir nun eine der Hauptstationen erreicht, so hätten wir uns gern einen Aufenthalt von einer halben oder auch einer ganzen Stunde gefallen lassen; aber wenn der Aufenthalt, wie in Angermünde auf dem Wege nach Stettin, drei oder vier Stunden dauerte, so war das doch sehr beschwerlich. Doch wurde mir an dem genannten Orte eine Freude zu teil, die ich da am wenigsten erwartet hatte. Ich wohnte einer Christmetten bei, die mich an meine Heimat erinnerte. Die Kirche, deren hellerleuchtete Fenster mich angelockt hatten, war überfüllt und jeder Anwesende hatte ein brennendes Wachslicht bei sich. Das war ja ganz wie in Wiehe; aber der Weihnachtsgesang, den ich erwartet hatte, blieb aus und der Prediger, der während eines unangenehmen Getöses der Versammlung auf der Kanzel erschien, und erst längere Zeit auf das Ende des Getöses zu warten schien, erhob endlich seine Stimme, um davon zu reden, wie schlimm es zur Zeit der Erscheinung Christi im jüdischen Lande ausgesehen habe, da Pharisäer und Sadducäer mit einander um die Herrschaft stritten. Vielleicht war das nur der Eingang der Predigt; aber er stieß mich so ab, daß ich das Weitere nicht abwarten mochte. Ich bedauerte das arme Volk, das sich am frühen Morgen des Christtags so zahlreich eingefunden hatte und nichts Besseres zu hören bekam.

In Stettin, wo wir am Vormittag eintrafen, trat abermals eine bedeutende Pause ein. Ich benutzte sie, um in eine Kirche einzutreten, wo die Predigt ihren Anfang schon genommen hatte. Der Prediger sprach mit großem Pathos, er suchte durch Einschaltung von Chorgesängen das Gefühl anzuregen; aber das Einzige, was ich erbaulich fand, war die große Gemeinde, die sich zur Feier des Festes versammelt hatte. Von der Kirche aus ging ich zu dem Gymnasiallehrer Ludwig Giesebrecht, den mein Bruder mir

genannt hatte. Ein Student, mit dem ich gefahren war, hatte mir Seltsames von ihm berichtet; er gehe zum Beispiel nicht anders als mit gefalteten Händen über die Straße. Ich hatte sogleich erkannt, was diese Nachrede zu bedeuten habe und versäumte um so weniger, ihn aufzusuchen. Da ich ihn fand, sah ich in ihm eine wahrhaft edle, wohlthuende Erscheinung. Er war damals, obwohl er schon den Befreiungskampf in einem mecklenburgischen Husarenregiment mitgemacht hatte, noch in der Blüte des Jünglingsalters, hochgewachsen und kraftvoll; in seinen Zügen lag der Ausdruck des Ernstes und zugleich der Sanftmut und Milde. Wie ich ihm vertrauend entgegen kam, so schenkte er mir schon bei dieser ersten Begegnung sein Vertrauen und seine Zuneigung. Der Beweggrund meiner weiten Reise zu so ungewöhnlicher Zeit gewann ihm freudige Teilnahme ab; er sprach mit großer Achtung von Baier, obwohl er ihn nicht persönlich kannte, und lud mich ein, bei meiner Rückkehr wieder zu ihm zu kommen. So hatte der sonst störende Aufenthalt in Stettin mir einen unerwarteten Gewinn gebracht. Neu gestärkt setzte ich an demselben Tage meine Reise nach Stralsund fort. In der Nacht vom ersten zum zweiten Feiertag fuhr ich auf einem zwar unbedeckten, aber mit vier Rappen bespannten Schlitten durch einen großen Wald; ich hatte keinen Reisegefährten. Bei dieser einsamen Fahrt feierte ich ganz in der Stille mein Weihnachtsfest. Die hohen Bäume des Waldes, deren Äste sich unter der Last des Schnees beugten, erschienen mir beinahe wie meine Christbäume; die Erinnerungen der Kindheit wachten in mir auf und die Hoffnung, daß mir das volle Licht über das, was ich als Kind geahnt hatte, nun aufgehen werde, erhob und beglückte mich. Von der weiteren Fahrt bewahrt mein Gedächtnis nichts anderes auf, als daß sie, auf mehreren Stationen unterbrochen, übermäßig lang war. Erst am Morgen des dritten Feier-

tags kam ich in Stralsund an. Nach kurzem Verweilen machte ich mich nach Rügen auf. Mein Wirt, bei dem ich mich nach dem Wege nach Altenkirchen erkundigt hatte, sagte beim Abschied freundlich zu mir: „Sie haben dort eine Braut!“ und schien mir nicht recht zu glauben, da ich ihm erwiderte: „Ich habe dort einen Freund.“ Es war ein starker Tagmarsch, den ich von Altenfähr, dem ersten Orte der Insel aus bis Altenkirchen zu machen hatte; aber ich war ja meinem Ziele so nahe, nichts hielt mich auf und gegen sechs Uhr abends langte ich auf Wittow an. Es war schon dunkel, die Halbinsel war mir auf dieser Seite unbekannt, und ich war betroffen, da ich mich plötzlich in einer sumpfigen Gegend befand, durch die nur ein schmaler, etwas erhöhter Weg führte. Diesen würde ich im Dunkeln wohl nicht gewählt haben, wenn ich ihn zuvor gekannt hätte; ein einziger Fehltritt hätte leicht die schlimmsten Folgen haben können. Aber ich kam wohlbehalten auf gutes Land und auf einen sicheren Weg, der mich an das Ziel meiner Winterfahrt führte. Vom Fenster des Studierzimmers glänzte mir ein Licht entgegen, das mein Freund für mich dahin gestellt hatte, der mich um diese Zeit erwartete. Welche Freude, da ich dieses Licht sah! Es war der erste Gruß, den ich empfing, und ich eilte womöglich noch schneller als zuvor dem lieben Hause zu. Im geräumigen Vorplatze war es dunkel; aber ich fand die Treppe und stieg so leise als möglich hinauf, um zuerst den Freund zu sehen. Aber auch oben fand ich es dunkel, ich suchte nach dem Eingang in die Studierstube, und während meines vergeblichen Versuchs war man im unteren Teil des Hauses darauf aufmerksam geworden, daß ein Fremder eingedrungen und nach oben gegangen sei. Frau Alwine Baier kam entschlossen, wie sie war, mit einem Lichte herauf, um von ihrem Mann das gefürchtete Unheil abzuwenden. Da ich meinen Namen nannte, war sie überrascht, denn sie hatte

nichts davon gewußt, daß ich kommen wolle. Die Überraschung, die Baier ihr zugedacht hatte, war ihr somit vielleicht in höherem Grade zu teil geworden, als er beabsichtigt hatte, nur in ganz anderer Weise. Sie teilte mir mit, Baier wolle auf einige Zeit ungestört sein, und so ging ich mit ihr in das Wohnzimmer hinab, wo ich für die Kinder eine ganz merkwürdige, fast wunderbare Erscheinung war. Aber nicht lange, so ließen sich von oben Harfentöne vernehmen, die als das Zeichen angesehen wurden, daß der Zutritt in die Studierstube wieder gestattet sei, und ich eilte zu ihm. Ich fand ihn noch geistiger und ich möchte sagen verklärter aussehend als im Sommer. Ich hatte ihn wieder, wenn auch auf kurze Zeit, der mir in seiner großen Liebe und Treue ein Bote Gottes geworden war, an dessen Hand ich in das Gebiet des höheren Lichtes eingegangen war. Später habe ich selbst erfahren, welche Freude es ist, einen Verirrten auf den rechten Weg zu führen.

Er war überrascht als ich eintrat, denn er hatte mich so spät nicht mehr erwartet. Die Zeit des ungestörten Alleinseins, die er sich von den Seinen erbeten hatte, war ebenso für mich bestimmt gewesen wie das Licht an seinem Fenster. Er hatte mich zuerst ganz allein bei sich haben und mich dann zu den Seinen führen wollen, und es war wohl sein Ernst, als er mich lächelnd tadelte, daß ich seine Absicht nicht erraten habe. War nun mein Eintritt in das liebe Haus nicht ganz so geworden, wie wir gehofft hatten, so hatte doch einer der größten Wünsche, die mich damals bewegten, seine Erfüllung gefunden. Ich hatte noch einmal die Stätte betreten dürfen, die für mich eine geweihte war. Ich faßte die Hand, ich sah in den treuen Augen des Mannes, durch den — ich habe keinen andern Ausdruck dafür — Gott zu mir geredet hatte. Vorher war ich als Fremdling zu ihm gekommen; jetzt kam ich als der Vertraute seines Herzens, um ihm zu sagen, was er

mir geworden war, und mit dem sehnlichen Verlangen, an seiner Hand auf dem Wege, den ich betreten hatte, in dieser heiligen, weihnachtlichen Zeit weiter zu kommen. Er sprach sein Bedauern aus, daß es mir nicht möglich gewesen sei, zum Feste selbst zu kommen; aber die Feier der großen Thaten Gottes ist ja nicht so an bestimmte Tage gebunden, daß sie zu anderer Zeit nicht stattfinden könnte. Und wenn ich die Festpredigten nicht hatte hören können, die mich gewiß sehr angeregt haben würden, so hatte ich doch den Prediger, der die von ihm verkündigte Wahrheit in sich trug und mir nichts vorenthielt, wonach ich fragte. Vielleicht hatte ich an der stillen Unterredung mit ihm mehr als er durch seine Predigten mir hätte geben können. Was ich bei Johannes gelesen hatte von der vorweltlichen, ewigen Herrlichkeit des Sohnes Gottes, von seiner gnadenvollen Erscheinung im Fleisch, die der Eintritt eines neuen Lebens in die Menschheit war, von der Liebe des Vaters, die den eingeborenen Sohn dahingab zum Heile der Welt, das wurde mir nun durch den Mund des Freundes, der mein volles Vertrauen gewonnen hatte, aus eigener seliger Erfahrung bezeugt, es trat mir in ihm persönlich entgegen und zog mich wunderbar an, so daß ich kein höheres Verlangen hatte, als in dieses hohe Geheimnis der Gnade einzudringen und es mir mit gleicher Wahrheit und Lebendigkeit anzueignen. Ich ahnete, daß ich an der Pforte des neuen Lebens stand, und ich trat dem Freunde, der mir ein so treuer Führer war, innerlich immer näher. Aber auch seine Familie lernte ich erst bei diesem Besuche näher kennen. Im Sommer hatte ich das Haus voll Gäste gesehen und an jener herrlichen Fahrt nach Arkona teil genommen, wo ich mich immer zu Baier gehalten und auf die übrige Gesellschaft wenig geachtet hatte. Jetzt war die stille Winterzeit, wo die Insel für Fremde nichts Anziehendes hat. Daher hatte ich die Freude, mit der Familie ganz

allein zu sein. Frau Alwina war ihres Vaters, des Dichters, und ihres Bruders, des Professors Kosegarten, der damals in Jena lebte, durchaus würdig, fein gebildet und, wenn sie wollte, offen und liebenswürdig. Sie war von drei lieben Kindern umgeben: Allwill, der im neunten Jahre stand, Therese, die etwa das fünfte Jahr erreicht hatte, und Gotthard, der drei Jahre alt sein mochte. Während Allwill und Therese sich mehr der Mutter anschlossen, befand sich der kleine Gotthard fast immer in der Nähe seiner Tante, die seine ganz besondere Pflegerin zu sein schien. Das war die Schwester Baier's, die ich als Tante Malchen kennen lernte, eine der treuesten Seelen, die mir je vorgekommen sind. In der Familie trat sie wohl absichtlich zurück, so daß man nicht sogleich auf sie aufmerksam wurde, zumal da sie sich in Geschäften der Haushaltung häufig entfernte. Ich fühlte mich in diesem Kreise so wohl, daß ich ganz unbefangen sein konnte und mit freudiger Offenheit alles sagte, was sie von mir wissen wollten. Für Baier war es eine große Freude, als er bemerkte, wie wohl ich mich unter den Seinen befand und besonders, wie ich das Zutrauen und die Zuneigung seiner Kinder gewann; denn der Wunsch, mich auf längere Zeit bei sich und seinen Kindern zu haben, den er im stillen gehegt hatte, ohne mit den Seinen darüber zu sprechen, schien sich der Erfüllung zu nähern. Da er mir seine Gedanken hierüber mitteilte, erklärte ich mich freudig bereit, seinem Rufe zu folgen, wenn ich die Einwilligung meines Vaters erlangen könnte. Ob dies möglich sein werde, wußte ich nicht mit Bestimmtheit; aber ich hoffte es, da ich den Eltern nicht verborgen hatte, welche Anregung mir durch den Freund in Altenkirchen zu teil geworden war und wie viel Gutes ich vom Umgang mit ihm erwarten konnte. Ich teilte dem Freunde mit, wie viele Sorgen ich meinen Eltern früher gemacht hatte, und daß ich fest entschlossen

sei, für die Zukunft nichts Bedeutendes vorzunehmen, ohne ihre Zustimmung und ihren Segen dazu erlangt zu haben. Er fand das ganz in der Ordnung, obwohl er sah, daß die Erfüllung seines und meines Wunsches hiedurch etwas zweifelhaft wurde. Wir versprachen einander, auch dies wie unser ganzes Leben ruhig in Gottes Hand zu legen. So schieden wir von einander.

Der Tag meiner Abreise, 30. Dezember, war ein ziemlich stürmischer Wintertag, an dem eine Fußreise über die Insel, die ich sonst gern gemacht hätte, nicht gewagt werden konnte. Baier ließ mich daher bis Altenfähr fahren, von wo man nach Stralsund übersetzt. Da ich dem Kutscher, des Vornamens Heinrich, einem treuen, dienstfertigen Menschen, das Trinkgeld geben wollte, ließ er mich warten, indem er etwas aus der Tasche hervorholte. Es war ein Brief, den Baier ihm für mich mitgegeben hatte, um mich noch einmal bei meinem Abschied von Rügen freundlich anzusprechen. Mit diesem Schatz trat ich meine weitere Reise an, auf der ein kurzer Aufenthalt in Greifswald, dann in Stettin die Lichtpunkte bildeten. Baier hatte mir ein kleines, offenes Blatt für Professor Muhrbeck mitgegeben, auf dem nur wenige Worte standen; wenn ich mich recht erinnere, war es nur der Name Muhrbeck und Baier's Unterschrift. Ich benutzte die Stunde, die mir in Greifswald vergönnt war, um den Freund meines Freundes aufzusuchen. Ich übergab ihm mein offenes Blättchen; er las es und indem er mich ansah, lächelte er darüber, daß Baier ihm ein fast leeres Blatt hatte schicken mögen. Nun war es an mir, ihm etwas über mein Verhältnis zu Baier und über den Besuch, den ich ihm gemacht hatte, zu sagen. Meine Mitteilung schien ihm zu gefallen; hiedurch ermutigt, wagte ich, ihn nach der Richtung seiner Philosophie, die er an der Universität vorzutragen hatte, zu fragen. Es lag mir viel daran, aus dem Munde eines Professors der

Philosophie, der mit Baier befreundet war, zu hören, ob und wie er über Kant und Fichte hinausgekommen sei. So zudringlich meine Frage mir jetzt selbst erscheint, so erinnere ich mich doch, daß ich sie nach der Art, wie wir uns sogleich in den ersten Momenten unseres Zusammenseins zu einander gestellt hatten, wagen durfte, ohne unbescheiden zu sein. Auch ging er freundlich darauf ein und legte das Bekenntnis ab, daß er nicht in der Philosophie, sondern im Christentum seine Befriedigung, seine Ruhe finde. Sein Streben als Professor gehe dahin, seinen Zuhörern die philosophischen Disziplinen so vorzutragen, daß in ihnen das Verlangen nach einer höheren Offenbarung und der Sinn für dieselbe geweckt werde. Nun fragte er aber auch mich nach meinem Christentum, und da ich ihm offen bekannt hatte, daß ich erst an den Anfängen stände, aber der weiteren Entwicklung mit froher Hoffnung entgegengehe, erhob er das Glas und stieß mit mir auf einen glücklichen Fortgang an. Wir waren noch im lebendigsten Gespräch, als das Posthorn sich hören ließ und mich zurückrief.

In Stettin, wo ich am Neujahrstage 1820 eintraf, suchte ich, wie ich versprochen hatte, Giesebrecht wieder auf, der mich so liebevoll empfing, daß ich ihm noch viel näher kam als bei dem ersten Besuche. In seinem Studierzimmer hatte er eine kleine Weihnachtsbescherung für mich aufgestellt, von der mir die schönen großen Äpfel noch heute in Erinnerung geblieben sind; doch viel mehr die freudige Bewegung, mit der ich seine Liebe erkannte. Der liebe Freund hatte auf der Post Veranstaltung getroffen, daß ich sogleich zu ihm geführt würde, wenn ich auch mitten in der Nacht ankommen sollte. Meine Reise in kalter Winterzeit hatte ihn wohl gerührt und mir seine Zuneigung gewonnen. Ich erkannte darin einen neuen Beweis, welches Leben aus dem Glauben hervorgeht, und fühlte mich neu erwärmt und erhoben, als ich nach kurzem Aufenthalt von

ihm schied. Er hatte mir in unserem vertraulichen Gespräch gesagt, es möge mir wohl ähnlich gehen wie jenen Jüngern, denen der Herr schon so nahe war, als sie auf dem Wege nach Emmaus um ihn trauerten. Dieses Wort des Trostes, das aus der heiligen Geschichte selbst genommen war, hatte mich im Innersten getroffen und ich nahm es als eine köstliche Gabe mit mir.

Ich sah mich genötigt, von Stettin aus Extrapost zu nehmen, um am folgenden Tage in Frankfurt einzutreffen; nun schien es aber, als sollte ich die Beschwerden einer langen Winterreise erst ganz kennen lernen. Ich hatte keinen eigenen Wagen und mußte mich namentlich bei Nacht mit den schlechtesten, vollkommen unbedeckten Fuhrwerken begnügen, da ich um jeden Preis zu rechter Zeit wieder eintreffen wollte, um keine Unterrichtsstunde zu versäumen. Das gelang mir auch, und es war mir eine große Freude, als ich Leopold mit einigen Freunden mir vor den Thoren von Frankfurt entgegenkommen sah. Wie glücklich war ich, als die Mühseligkeiten der Reise hinter mir lagen! Auch die Freunde waren froh, mich gesund wieder zu haben, denn bei der großen Kälte waren sie nicht ohne Sorge um mich gewesen.

Am folgenden Tage, es war der 3. Januar 1820, nahm ich meine Lehrstunden mit neuer Lust und Liebe wieder auf. Die Religionsstunden, die ich zwei verschiedenen Abteilungen von acht bis zehn Uhr erteilte, sind mir unvergeßlich geblieben; so angeregt fühlte ich mich und so freudig schlossen sich mir die Herzen meiner Schüler auf. Was ich im vergangenen Sommer auf Rügen gefunden hatte, das war in mir neu bestätigt und die Freude, die ich über die Wahrheit des Evangeliums empfand, schien sich den Kindern mitzuteilen. Ich fühlte mich glücklicher als je in meinem Berufe und zugleich in der Hoffnung, daß Gott es mir verleihen werde, in das selige Geheimnis

des Evangeliums tiefer einzudringen, sowohl um es selbst zu besitzen, als auch um es andern mitteilen zu können.

In dieser gehobenen Stimmung schrieb ich an Baier, um ihm noch einmal zu danken und ihm zu berichten, wie glücklich ich auf meiner Rückreise gewesen war. Des folgenden Tags, ehe ich meinen Brief geschlossen hatte, wurde ich zwischen zehn und elf Uhr aus einer griechischen Unterrichtsstunde abgerufen; es sei jemand da, der mich sogleich sprechen müsse. Ich fand an der Thüre meines Zimmers einen Polizeibeamten, der mir als Vater eines unserer Schüler bekannt war. Da ich ihn bat, einzutreten, teilte er mir mit, daß von Berlin der Auftrag an ihn gekommen sei, meine Papiere zu untersuchen. Das war damals nicht eben etwas Seltenes; es befremdete mich daher nicht sehr, daß es auch mich traf. Doch war es mir eigen zu Mute, als ich sehen mußte, wie Briefe von Freunden, und besonders die von Baier, die mein teuerstes Besitztum waren und immer auf meinem Schreibtische lagen, von fremder Hand durchsucht und sogar mitgenommen wurden, als wären es Dokumente, die irgend einen, mir ganz fremden Verdacht bestätigen könnten. Der Polizeibeamte, dem ich übrigens bezeugen muß, daß er mich in keiner Weise verletzte und nur that, was ihm befohlen war, nahm mir aber nicht allein meine lieben Briefe, er bat mich auch, ihn auf die Polizei zu begleiten.

Ich muß hier einschalten, daß wenige Monate vorher ein Mann, den ganz Deutschland verehrte und noch verehrt, und dessen Lieder aus den Jahren des Freiheitskampfes noch heute gesungen werden, der edle Ernst Moriz Arndt, damals Professor der Geschichte in Bonn, gleichfalls in die Hände der Polizei gefallen war und Schlimmes schon erduldet, noch Schlimmeres aber zu erwarten hatte. Professor de Wette war wegen eines Briefes, den er an Karl Sand's Mutter geschrieben hatte, um der Armen doch

einigen Trost zu bringen, der dann in die Hände der Späher gekommen war, nicht etwa in Untersuchung genommen, oder vor das Gericht gestellt, sondern ohne weiteres abgesetzt worden. Jahn war auf der Festung. Ich muß gestehen, daß ich diese Männer, dem Staate gegenüber, nicht allein für völlig schuldlos, sondern ihre Wirksamkeit für das Wohl des Vaterlandes, besonders für die sittliche Erhebung der Jugend für höchst verdienstvoll hielt, und daß ich mich selbst für viel zu gering achtete, um mit ihnen zu leiden.

Das Verhör, das ich zu bestehen hatte, erschien mir so wenig bedeutend, daß ich darüber staunen mußte. Man legte mir eine Anzahl Briefe vor, die ich im vergangenen Jahre an Freunde geschrieben hatte, und fragte mich, ob ich sie als von mir geschriebene anerkenne. Kaum hatte ich sie überblickt, so erkannte ich sie an; ich begriff nur nicht, wie so unschuldige Briefe in die Hände der Polizei hatten fallen können. Mit noch größerer Verwunderung hörte ich aber, welche Stellen der Briefe als Indizien einer strafbaren Gesinnung bezeichnet waren. Es waren etwa Äußerungen über die Aufhebung der Turnplätze, die mir als eine sehr verderbliche Maßregel erschien, und über die Gefangennehmung Jahns, die mich mit Schmerz und Trauer erfüllte. Aber wie hätte man diesem Schmerz, den ich mit den Besten teilte, durch eine solche Untersuchung beikommen können? Auf diese Weise konnte er nur noch schärfer werden. Ich hatte mich eines jungen Menschen in Berlin, den ich auf dem Turnplatze kennen lernte, annehmen wollen; er hatte mir anvertraut, daß er sich im väterlichen Hause in der unglücklichsten Lage befinde, aus der er sich hinaussehne. Das war es, worüber ich einige Briefe mit ihm gewechselt hatte. Seinen Klagen setzte ich freundliche Zusprachen entgegen, in denen ich ihn zur Geduld und zum Gehorsam ermahnte. Da er nicht aufhörte zu klagen und

die Veränderung seiner Lage zu wünschen, schrieb ich ihm, es werde nicht unmöglich sein, ihn mit Hilfe einiger Freunde eine Zeitlang bei uns in Frankfurt zu erhalten, wo er in den trefflichsten Anstalten seine weitere Bildung erhalten könne. Das bildete einen zweiten Gegenstand der Untersuchung; man hatte nicht für möglich gehalten, daß unter diesem Anerbieten nicht irgend eine staatsgefährliche Absicht verborgen sei. Da ich mit größter Ruhe erzählte, wie sich die Sache verhielt, glaubte ich wahrzunehmen, daß mein Inquirent eine gewisse Betroffenheit empfand, die ihm Wohlwollen für mich abgewann. Doch wir waren noch nicht am Ende. Das entscheidende Indizium einer staatsgefährlichen Verbindung hatte man in einem Briefe zu finden geglaubt, der nur die Aufforderung enthielt, doch ganz gewiß zu der festgesetzten Zeit hier einzutreffen, weil wir sonst in große Not geraten würden. Nicht ohne Lächeln konnte ich diesen Knoten auflösen. Ein Lehrer an unserer Anstalt hatte gekündigt; ich hatte dann einen befreundeten, jungen Theologen, der sich damals in der Nähe von Magdeburg befand, für die erledigte Stelle gewonnen und ihm die Zeit seines Eintritts bei uns bestimmt. In der Besorgnis, daß er es etwa nicht so genau mit der Zeit seines Eintreffens nehmen könne, hatte ich ihm in wenigen Zeilen jene dringende Aufforderung zugehen lassen. Der Polizeibeamte, der mit den Verhältnissen unserer Anstalt wohl bekannt war, begriff meine Antwort vollkommen und zeigte sich freudig überrascht. Zuletzt waren nur noch die Briefe übrig, die man von meinem Schreibtisch weggenommen hatte; ihr Inhalt wurde als unverfänglich anerkannt. Die Briefe von Pastor Baier kamen zuletzt an die Reihe. Die gelehrte Handschrift wies den unberufenen Leser zurück. Da wurde ich gebeten, einen der Briefe in die Hand zu nehmen und ihn vorzulesen. Ich fühlte es als ein schweres Unrecht, daß so vertrauliche Briefe auf

den Tisch eines Polizeibeamten hatten kommen können. Aber ich fügte mich der Notwendigkeit und las, was verlangt wurde. Ich war mit dieser seltsamen Vorlesung noch nicht weit gediehen, als der Polizeibeamte sich erhob und mit sichtbarer Rührung zu mir sagte, daß alles, was er jetzt gehört habe, mir zum größten Lobe gereiche; aber er müsse meine Briefe nach Berlin senden, wo sie in die Hände des Staatskanzlers kommen würden.

Ich ging mit frohem Mut hinweg; aber mein Bruder, dem ich den Vorgang mitteilte, war bedenklich, und mein Freund in Altenkirchen, dem ich noch an demselben Tage darüber schrieb, war betrübt, ja bekümmert. Beide waren von der Lage der Dinge viel besser unterrichtet als ich.

Ich hatte folgendes vorzulesen:

„Beseritz bei Friedland, den 20. August 1819.

Ich bin dir, mein lieber, teurer Heinrich, um einige Meilen näher. Das fühlte ich besonders auch, als ich vor einigen Tagen in Friedland einfuhr, deinen Freund zu besuchen. Wäre es bei dieser meiner Reise, die ich zur Stärkung meiner Gesundheit unternahm, nach meinem Vorsatz und Willen gegangen, so wäre ich jetzt in Frankfurt bei dir und deinem lieben Bruder und Dürre, und wem du mich sonst noch zugeführt hättest. Wenn es auch nur auf einen Tag hätte sein können, so schien es mir doch unendlich viel nach dem, was mir die Stunde unter den Bäumen, der Abend und Morgen auf dem Rugard und die Augenblicke von Puttbus bis an die Brücke geworden waren. Aber das sollte, und ich glaube nun nach Gottes Willen, nicht sein. Ich bescheide mich dessen gerne, so herzlich mich auch verlangte, dich zu sehen, und obwohl ich meinte, daß es in mancher Hinsicht notwendig sei, dich und auch deinen Bruder, nach dem ich lange vergebens ausgesehen hatte, zu sprechen. Du machtest mir einige Hoffnung, es sei möglich, daß auch dein Bruder noch käme.

Da stellte ich allenthalben Boten aus, daß er mir doch ja nicht möchte vorübergehen, und immer, wenn ich einen Fremden kommen sah, klopfte mir das Herz; aber immer war er es nicht. Vielleicht aber bewegst du ihn, daß er doch einmal noch komme.

Lieber, lieber Heinrich, daß du in mein Haus gekommen bist, achte ich, es sei Gottes ganz eigen Werk und seine liebreiche Vatergüte und Gnade, die sich des Notleidenden und Schwachen erbarmt und hilft zur rechten Zeit und Stunde. Du kannst es nicht wissen und begreifen, was mir dein Kommen gewesen und geworden ist. Du bist ja auch nur der Bote, der mir Brief und Arznei gebracht hat, daß ich noch einmal zu diesem Leben genesen sollte. Mein Glaube und Vertrauen auf den ewigen Arzt war fest. Wie er und wann er helfen werde, wußte ich nicht; aber daß es die Wasser und Bäder alle und die Reisen, die sie mir verschrieben und fast aufzwingen wollten, nicht waren, das wußte ich. Nun wundern sie sich alle, daß ich so gesund geworden bin, und freuen sich und begreifen es nicht. Aber ich sage ihnen auch jetzt noch nicht, wer mir die Arznei gebracht hat; sie möchten es schwerlich schon verstehen. Und alle diese Tage von dem Tage her, da du in mein Haus kamst und da du wieder von mir gingst, und ich fühlte, daß wir nun ewig bei einander sein würden, wenn ich dich hier auch niemals wieder sähe, und alle die Freuden und alle die Liebe und Lust, die ich seitdem, mit Göthe zu reden, umfangend und umfangen gehabt habe, auch mit vielen trefflichen Menschen, die ich sonst noch nicht kannte, und so unzählig vieles, das ich nicht beschreiben kann, das alles gehört zu dem, was du treuer Bote mitgebracht hast. Ja, Heinrich, wenn der Herr Boten aussendet, so giebt er mehr mit, als der Bote selbst weiß und versteht, und du wirst einmal ein rechter Diener des Herrn werden, wenn du es nur gerne sein

willst, und er wird dir schon das Rechte aufgeben und durch dich ausrichten, wenn du ihm nur treu bist und bewahrest dich, so viel du kannst, vor der Welt, daß du nur nicht mit Wissen und Willen zu oft und viel von seinem Wege, den du in seinem Namen und in seinem Dienste gehen sollst, da und dorthin abirrest, und ohne Ungeduld und Sorge um dich wachest und betest, daß du nicht in Anfechtung fallest. Achte dich niemals zu geringe, ein Diener des Herrn zu sein. Nimm dich dessen an, was Paulus sagt 2 Timoth. 1, 9 und 2, 19 ꝛc. — Lieber Heinrich, daß wir Diener des Herrn seien, meine ich, müssen wir festiglich und ohne allen Zweifel glauben, ja wissen. Es beruht gar viel auf unserem redlichen Willen, den wir aber freilich von uns selbst nicht haben und halten. Wie aber und insonderheit wo du ein rechter Diener des Herrn bist, und was er durch dich schickt und ausrichtet, das weißt du selbst vielleicht am wenigsten; aber zuletzt oder dann, wenn Er sagen wird: „Ei, du frommer und getreuer Knecht“ ꝛc., und was wird das für ein Augenblick sein und was für ein Lohn! — Da wirst du es wissen und erfahren, auch was das sei: „Nicht wir haben ihn erwählet, sondern er hat uns erwählet.“

Lieber Heinrich, bitte Gott mit mir und laß uns fleißig dazu sein in guten Werken, daß wir es halten und ferner bewahren, was er uns gegeben hat. Mein Denken an dich ist fast nur ein inniges, unaussprechliches Dankgefühl gegen Gott zu nennen, ein so herrliches und freudiges Gefühl der Genesung, und gewiß auch ein kräftiges, daß ich das Leben und Bleiben hier als eine Gabe von Gott auch für die Meinen und für meine Gemeine annehme. Bitte auch Gott fleißig mit mir, daß auch unsere Liebe zu einander, die ja auch damit gekommen ist, werde zu einer rechten, brüderlichen Liebe in dem Herrn, und daß wir auch dieses recht gebrauchen zu seines Namens Ehre und

zu unserem ewigen Heil. Laß uns nun weiter einander ermuntern, stärken, helfen durch öfteren, freundlich ernsten Zuspruch, auch Mitteilung aus unserem Leben, und laß uns von dem Glück — oder wie soll ich es nennen? — das mir gegeben ist in dir, auch andern recht liebreich mitteilen. Gewiß, ich will es, aber stärke mich dazu."

So viel mochte ich aus dem ersten Briefe des Freundes gelesen haben, als der Polizeibeamte sein vorläufiges Urteil über mich festgestellt hatte.

Sechstes Kapitel.

Rügen,

Erinnerung und Bekenntnis.

(1820.)

Nach diesem seltsamen Ereignis, dessen Bedeutung für mein Leben ich nicht ahnen konnte, erfuhr ich von Baier und von Leopold die größten Beweise der Liebe, die ich damals nicht recht verstand, weil ich nicht wußte, wie besorgt sie um mich waren. Wurde mir doch etwas von dieser Besorgnis offenbar, so konnte ich es kaum fassen. Es schien mir genug, daß ich in Gottes Führung stand, der ich mich täglich aufs neue übergab. Hiezu leistete mir der Katechismus Luthers die größten Dienste. Indem ich die Kinder darin unterwies, fühlte ich mich selbst unterwiesen und gestärkt, zumal da ich zu meiner Vorbereitung auf den Unterricht jene unvergleichlichen kleinen Schriften über die zehn Gebote, über das Vaterunser und über andere

Hauptstücke der christlichen Lehre, die Luther in verschiedenen Zeiten verfaßt hat, mit großer Lernbegierde las und wieder las. Es war erhebend für mich, als ich an Luthers Hand den Eingang zu den Geboten und zu den sieben Bitten verstehen und beide in ihrer Einheit fassen lernte. Das erste war mir das Wort am Anfang der Gebote: Ich bin dein Gott, das mir als das eigentliche Geheimnis aller Gebote und Offenbarungen erschien; das zweite, die menschliche Antwort auf jenes hohe Gnadenwort, war mir das Wort „Vater“, mit dem das Gebet des Herrn beginnt. Das erste: „Ich bin dein Gott;“ das zweite: „Du bist mein Gott, du bist mein Vater.“ Damit stimmte dann auch der Anfang des apostolischen Bekenntnisses: „Ich glaube an Gott den Vater,“ schön zusammen, und wenn mir in diesem hohen Bekenntnis manches noch dunkel war, so konnte ich doch nicht zweifeln, daß von jenen lichten Punkten aus alles Dunkle sich mir noch aufhellen und alles Fremde und Ferne mir zu seiner Zeit auch noch etwas Nahes und Wohlbekanntes sein werde. Darin bestärkte mich auch Baier in seinen Briefen, die ich nun in noch größerer Zahl als früher empfing. In diesem Verkehr der Briefe wurde der Wunsch, daß ich auf eine längere Zeit ganz in der Nähe des Freundes möge verleben können, immer neu belebt, und ich kam endlich zu dem Entschluß, im März desselben Jahres die schöne Insel der Ostsee und den Freund, der mir viel teurer war als Insel und Meer, noch einmal zu besuchen und, wo möglich, zu einem längeren Aufenthalt. Mein Haus hatte ich so weit bestellt, daß ich für einen Nachfolger in der Erziehungsanstalt gesorgt hatte. Es fehlte nur noch an einem; das war die völlige, freudige Zustimmung meiner Eltern, ohne die ich nicht nach Rügen gehen wollte.

Da traf es sich, daß wir einen Brief der Mutter bekamen, die uns ohne Vorwissen des Vaters mitteilte, daß

der siebenzehnte Februar der Tag ihrer silbernen Hochzeit sei. Leopold entschloß sich schnell, diesen Tag in Wiehe zu feiern. Mir schien es nicht möglich, ihn dahin zu begleiten, so gern ich es gethan hätte. Ich konnte mir von dem Vorsteher der Anstalt, die ich schon im nächsten Monat zu verlassen gedachte, einen Urlaub dazu nicht erbitten, ohne vor mir selbst zu erröten. Eben deshalb fühlte ich nicht die mindeste Versuchung dazu. Mein Bruder sollte zugleich mein Stellvertreter bei dem schönen Feste sein, wobei er den Eltern auch in einem passenden Augenblick meinen Wunsch an das Herz legen konnte. Er versprach es mir freundlich und mit froher Hoffnung sah ich ihm nach, da er seine Reise mit der Post eines Morgens antrat. Ruhig hielt ich meine Stunden, mit denen der Vormittag besetzt war. Da wir zu Mittag aßen, konnte ich mich nicht enthalten, dem Vorstand von meines Bruders Abreise und von der silbernen Hochzeit meiner Eltern zu erzählen. Da rief er mir augenblicklich zu: „Was? Und Sie wollen hier bleiben, während Ihr Bruder zu den Eltern reist? Das wäre ja schrecklich! Nein, Sie müssen auch dabei sein." So wurde mir die Erlaubnis, um die ich nicht hatte bitten mögen, ganz ohne meine Bitte gegeben, ja, sie wurde mir von dem freundlich teilnehmenden Mann aufgedrungen. Ich segne ihn noch dafür.

An demselben Tage trat ich meine Reise in die liebe Heimat an. Eine große Strecke lag zwischen ihr und Frankfurt, und ich wollte sie zu Fuß durchwandern. Man hätte gegen eine so weite Fußreise in dieser Jahreszeit ernste Bedenken erheben können; aber ich trat sie ohne die mindeste Besorgnis an und ich fand nirgends ein Hindernis. Vor 6 Uhr des Morgens, wenn die Sterne noch schienen, war ich schon auf dem Wege. Mehreremale sah ich die Sonne in ihrer vollen Pracht aufgehen. Wie schön ist es, wenn man zuerst eine Zeitlang unter den Sternen seines

Weges geht und dann die Sonne aufgehen sieht. Man erkennt sie dann als einen Teil der Sternenwelt, als das große Gestirn, vor dem die übrigen auf eine Zeitlang erbleichen und für uns unsichtbar werden, bis ihre Zeit für diesmal auch vorüber ist und die Welt der Sterne wieder hervortritt und über dem Wanderer mit ihrem milden Lichte schwebt. Man wird dann recht gewahr, wie die Erde von einer höheren, glänzenden Welt umgeben ist, ohne welche sie und alle, die auf ihr wohnen und wandern, sich im tiefsten Dunkel befinden würden. Diesen Eindruck wird man nicht leicht anders als bei einer Fußreise im Winter empfangen können, bei der man seinen Weg unter dem Schein der Sterne des Morgens antritt und am Abend vollendet. Ich empfing damals diesen Eindruck, der mir als das Bild eines viel höheren Lichtes, das den Pilgern der Erde leuchtet, zwiefach teuer und tröstlich war. Auf der ganzen Reise, bei der ich über Lübben, Luckau, Torgau und Leipzig kam, fühlte ich mich von einer höheren Hand beschützt und geleitet. So kam ich am 17. abends 7 Uhr froh und wohlbehalten im Hause meiner Eltern an. Niemand wußte, daß ich kommen würde, auch Leopold nicht. Die schöne, stille Feier war vorüber, bei der Leopold nach meinem Wunsche den ersten Abschnitt aus Schuberts Altem und Neuem vorgelesen hatte. Die Lichter, die auf dem festlich geschmückten Tisch des oberen Zimmers geglänzt und unsere kleinen Gaben beleuchtet hatten, waren ausgelöscht; die Familie war wieder in die Wohnstube hinab gegangen. Leopold hatte dem Vater gerade von mir und meinem Freunde auf Rügen erzählt und seine Einwilligung für mich, wie schon zuvor von der Mutter, ohne alle Mühe erhalten, und der Vater hatte gesagt: „Ach, daß nur Heinrich bei uns wäre!“ Das war der Augenblick, als ich in das Wohnzimmer trat. Um nicht sogleich erkannt zu werden, trat ich in meiner vollen

Reiseausrüstung ein. Ein langer, grauer Mantel hüllte mich ganz ein; der Kragen bedeckte den unteren Teil des Gesichts, dessen oberen Teil die Mütze, die ich tief herein gezogen hatte, nicht sehen ließ. So blieb ich einen Moment still an der Thür stehen. Doch, ehe ich es vermutete, rief Hannchen mit lauter Stimme meinen Namen aus, der dann von allen halb fragend, halb freudig ausgesprochen wurde. Der Vater fuhr auf und schloß mich in seine Arme. „Nach dir, mein Sohn, hat mich noch verlangt," sagte er. Wir umarmten uns lange, ohne zu sprechen; die Schwestern mit der lieben Mutter weinten vor Freude, auch Ferdinand, den Leopold aus Pforta herbei geholt hatte. Leopold strich mir schweigend die Haare aus dem Gesicht. Der Vater sagte dann: „Daran erkenne ich dich!" Es waren glückselige Augenblicke. Es folgte ein Abend, an dem das ganze Glück, das mir in meinen Eltern und Geschwistern geschenkt war, zur lieblichsten Erscheinung kam und mich mit Freude und Hoffnung erfüllte. Zwischen mir und dem Vater war noch nicht von Rügen die Rede gewesen; ich hatte meinen Arm um Ferdinand geschlungen und war im Gespräch mit ihm begriffen. Da klopfte Leopold mir auf die Schulter. Ich wendete mich um und hörte von ihm die Worte: „Der Vater sagt Ja," und was er mir gesagt hatte, das wiederholte mir der Vater selbst. Wie glücklich fühlte ich mich! In der Zustimmung des Vaters glaubte ich ein göttliches Jawort zu vernehmen und meine Hoffnung auf neue Erfahrungen des Segens im Umgang mit Baier wurde mächtig gestärkt.

Nach der Abreise Leopolds, die schon am folgenden Tage stattfand, blieb ich noch ein wenig bei den Eltern, um mich zur Rückreise zu stärken und — zu predigen. Das hatten die Eltern gewünscht und ich war glücklich, vor ihnen und der Gemeinde mein erstes Zeugnis von der Gnade Gottes in Christo ablegen zu dürfen. Es war das

Evangelium vom kananäischen Weib, worüber ich zu predigen hatte. Es wurde mir in den Tagen der Vorbereitung, so fremd es mir sonst gewesen sein mochte, immer näher und immer tröstlicher; denn ich sah in dem armen, bedrängten Weibe ein Bild der Seele, die sich nach dem Heil in Christo sehnet und, wenn auch zuerst angefochten und zurückgewiesen, im Festhalten am Glauben und im Wiederholen des dringenden Flehens endlich doch zum Ziele kommt und eine Offenbarung der Herrlichkeit Gottes sehen darf. Davon predigte ich denn mit dem Feuer eines Jünglings, der von dem, was er verkündigt, selbst schon etwas erfahren hat und noch mehr zu erfahren hofft.

Durch Briefe von Altenkirchen, die kurz vorher eintrafen, hatte ich zu meiner Predigt noch eine besondere Stärkung empfangen. Da sie gehalten war, hätte ich meinem Gefühl nach abreisen können; aber ich wurde noch nicht sogleich entlassen und ich trat meine Rückreise erst um einige Tage später an. Nie war mein Verhältnis zu den Eltern ein so inniges, so ganz ungetrübtes gewesen wie diesesmal. Meine Liebe zu Baier hatte sich ihnen mitgeteilt; sie ließen mich getrost zu ihm ziehen in der bestimmten Erwartung, daß ich mich unter seiner Leitung zum Dienste im Reiche Gottes ausbilden würde. Ihre Segenswünsche, ihre Gebete begleiteten mich.

Am zweiten Tag meiner Reise traf ich abends in Leipzig an, wo ich bei Anton Richter wohnte. Er hörte meine Mitteilungen mit großer Teilnahme und versprach mir, mich einmal auf Rügen zu besuchen. Aber es war das letztemal, daß ich diesen lieben Freund der Jugend sah. Er hatte, wie ich selbst, durch Fichtes ethische Schriften eine bedeutende Anregung empfangen. Sein Studium aber war das klassische Altertum, besonders das griechische, und hierin war er so weit vorgeschritten, daß er an einem Gymnasium Treffliches hätte leisten können. Aber es gefiel

ihm, ganz unabhängig zu bleiben und der Wissenschaft zu leben. Er ist wohl den Anstrengungen und Entsagungen, die er sich zumutete, erlegen.

In Frankfurt fand ich eine große Veränderung. Mein Vorstand hatte sich entschlossen, die Anstalt aufzugeben; was ihn dazu bewog, war nach außen ein Geheimnis; mir teilte er es unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit. Es gereichte seinem Herzen zur Ehre und infolge dieser Mitteilung traten wir einander in dem Augenblick, als unsere Verbindung sich für immer löste, viel näher als zuvor. Auch aus dem Zeugnis, das ich mir von ihm ausstellen ließ, sah ich mit Freuden, daß das, was mich innerlich bewegte und trieb, ihm nicht fremd geblieben war; der Segenswunsch, den er über mein ferneres Wirken aussprach, war mir um so tröstlicher und teurer, je weniger ich ihn glaubte erwarten zu dürfen.

Bis zu meiner Abreise nach Rügen, die gegen Mitte März erfolgte, war ich der Gast meines Leopold. Wie viel hatte ich ihm zu verdanken! Die Trennung wurde uns beiden nicht leicht; aber wir waren überzeugt, daß mein Weg ein von höherer Hand gewiesener sei. So zog ich denn fröhlich meine Straße. Ich hatte gerechnet, daß ich schon Freitag, den 17. März, in Altenkirchen werde eintreffen können. Es verzog sich aber länger; ich kam erst am 19. an.

Es war wohl bezeichnend, daß ich an einem Sonntag morgens auf Wittow ankam, und daß ich in Altenkirchen eintraf, als eben der Gottesdienst seinen Anfang nahm. So geschah es, daß mein erster Gang in Altenkirchen der Gang zur Kirche war, und daß ich den Freund zuerst in seiner kirchlichen Thätigkeit sah. Er stand am Altar und las die Epistel jenes Tages; es war der fünfte Sonntag in der Fastenzeit, der vorletzte vor Ostern. So waren die ersten Worte, die ich aus seinem Munde hörte: „Christus

aber ist gekommen, daß er sei ein Hoherpriester der zukünftigen Güter," wo es dann weiter heißt: „Er ist durch sein eigenes Blut einmal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden." Die Kirche war ganz gefüllt; der Altar stand im Osten des Gebäudes, ich befand mich am westlichen Ende. Aber ich hörte aus so teurem Munde jedes Wort und jedes drang mir in das Herz, nicht als hätte ich es schon verstanden, aber ich nahm es als Gottes Wort an und hoffte, das Verständnis, das mir noch fehlte, nun bald zu gewinnen. Das Hauptlied, das wir sangen, war wie eine Antwort auf jene Epistel. Es beginnt mit dem Verse: „Wort des höchsten Mundes, Engel meines Bundes, Jesu, unser Ruhm! Bald, da wir gefallen, ließest Du erschallen Evangelium, eine Kraft, die Glauben schafft, eine Botschaft, die zum Leben uns von Dir gegeben." — Mit demselben Vers eröffnete Baier seine Predigt, und wie er die Worte aussprach, drangen sie mir erst ganz in das Herz. Dann wiederholte er, wie betend, die Worte: „Bald, da wir gefallen, ließest Du erschallen Evangelium!" Hierauf wendete er sich zur Gemeinde und rief uns zu: „Evangelium, Evangelium, welch ein Wort! Evangelium, ein Wort voll ewigen Trostes für uns und für die ganze Welt, ein Wort des Lebens, ein Wort des ewigen Friedens und der ewigen Freude." Es ist seltsam, aber ich muß es bekennen, daß die weitere Predigt meinem Gedächtnis ganz entschwunden ist. Es ist nur eine Vermutung, wenn ich annehme, daß die Predigt auf die Worte des Sonntagsevangeliums (Evangelium Johannis 8, 51) gerichtet war: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich." Vielleicht ist mir auch im Verlaufe der Predigt manches edle Samenkorn in das Herz gelegt worden; aber jener Anfang ist mir unvergeßlich geblieben. Er bildete gleichsam die Predigt in der Predigt,

die ganz für mich war und mir für den Augenblick gab, was ich bedurfte. So ist mir auch der Eindruck geblieben, den ich am Schluß des Gottesdienstes empfing, als ich von meinem Freunde zum erstenmal die Worte des Segens hörte. Es war mir, als segnete er mich als ein neues, bedürftiges Glied seiner Gemeinde besonders ein, und ich nahm den Segen von ganzem Herzen an.

Das war mein Eintritt in Altenkirchen, und einen schöneren hätten wir wohl nicht erdenken können. Aus der Kirche trat ich in Baiers Wohnung, wo man mich gerade damals nicht erwartet hatte. Doch sagte Baier, er habe bei der Erteilung des Segens plötzlich einen Fremden am westlichen Ende der Kirche erblickt und ohne mich zu erkennen, doch an mich gedacht. Die Segensworte, die ich als für mich bestimmte ansah, hatten also nach dem Sinne dessen, der sie als Diener Gottes über die ganze Gemeinde aussprach, in Wahrheit auch mir gegolten.

So war ich nun an dem Orte, nach dem mich so sehr verlangt hatte. Es war für mich ein heiliger Ort; denn hier war mir die Morgenröte eines neuen Lebens aufgegangen. Daß ich noch einmal dahin kam, nahm ich als ein neues, großes Geschenk aus der Hand Gottes dankbar an. Meine Hoffnungen waren groß, vielleicht zu groß, und hieraus erkläre ich mir, daß mich zuweilen eine gewisse Bangigkeit ergriff, deren Grund ich damals nicht erkannte. Altenkirchen war mir bisher immer wie sonntäglich erschienen; jetzt mußte es bei mir zu der Arbeit des Werktags kommen. Es mußte sich erst zeigen, ob ich im stande sein würde, über alles das Unklare und auch über alles das Unheilige, das ich in mir fand und beklagte, Herr zu werden. So erschien mir doch der Aufenthalt bei meinem Freunde, nach dem mich aus der Ferne so sehr verlangt hatte, in der Nähe betrachtet, als eine Zeit der Prüfung, deren Gewicht ich sehr bald fühlen lernte. Kein Tag sollte

mir vergehen, ohne daß ich weiter kam; aber dieses Weiterkommen-bestand zunächst darin, daß es mir schien, als käme ich zurück und als wäre es nicht möglich, das Ziel zu erreichen, das mir vor Augen schwebte.

Da war es denn gut, daß bald nach meiner Ankunft die Feier des Karfreitags und des Osterfestes eintrat. Ich hörte aus dem Munde des Freundes die Botschaft von unserer Erlösung durch den Tod des Sohnes Gottes und von der Kraft seiner Auferstehung, wie ich sie noch aus keines Menschen Munde vernommen hatte. Es ist wahr, daß kein anderer Prediger, den ich gehört, sich ein solches Recht auf meine volle Hingebung erworben hatte wie dieser, und daß ich mich noch niemals so gesehnt hatte, zum Verständnis der Thaten Gottes zu unserer Erlösung hindurch zu dringen wie in dieser hohen Festzeit. Aber Baier hatte doch auch eine besondere Begabung; seine Verkündigung des Evangeliums hatte etwas Ursprüngliches, Unmittelbares, ich möchte sagen Apostolisches. Er war seiner Sache vollkommen gewiß, er lebte darin, er hatte im Evangelium von Christo, ja in Christo selbst das Heil gefunden, und nun lebte er ganz allein dafür, die Gemeinde, die ihm anvertraut war, durch das Evangelium zu demselben Heil zu führen. Daß er in seinem Amt ein Diener des Herrn Christus sei, und daß Christus in ihm und durch ihn wirke, das stand ihm über allem Zweifel fest. Nicht als hätte er sich dieser hohen Gnade würdig geachtet; aber er hatte sie mit dem Amt empfangen und er war sich dessen mit freudiger Zuversicht bewußt. Das leuchtete ihm aus den Augen, die, wenn er sein Amt verwaltete, einen ganz eigenen Glanz hatten; das sprach aus dem Ton der Stimme und aus jedem Wort seiner Predigt. Er sprach als ein gottbegeisterter Mensch, als ein Mann Gottes. Man sah sich durch ihn Gott gegenüber gestellt. Das war das Geheimnis des tiefen Eindrucks, den seine Predigten hervor-

brachten; dazu stimmte denn auch die ganze Form des Gottesdienstes, die in der Zeit der Reformation angeordnet und unter der schwedischen Herrschaft unberührt bewahrt worden war.

Den Anfang machte an jedem Sonn- und Festtage der Gesang des altkirchlichen Gebetes um das gnadenvolle Wirken des heiligen Geistes: „Komm, heiliger Geist, erfülle die Herzen Deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer Deiner göttlichen Liebe, der du durch Mannigfaltigkeit der Zungen die Völker der Welt versammelt hast zur Einigkeit des Glaubens, Halleluja.“ Mir waren diese Worte ganz neu; aber nur um so tiefer war die Wirkung, die sie auf mich machten. Sie wurden nicht von der ganzen Gemeinde, sondern von dem kleinen Sängerchor gesungen, der bei der Orgel stand; aber da ich mich nach dem Wunsche meines Freundes immer zu den Singknaben stellte, so brachte es meine Stellung in der Gemeinde mit sich, daß ich die Worte jenes Gebetes immer mitsang und sie so auf unvergeßliche Weise in mich aufnahm. Hierauf folgte ein kurzer Gemeindegesang, nach welchem der Geistliche, am Altare stehend, das altkirchliche Gloria: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ intonierte, worauf die Gemeinde das für diese Stelle des Gottesdienstes schon im Zeitalter der Reformation entstandene Lob- und Trostlied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“, vollständig sang, und zwar in seiner ursprünglichen Gestalt, in der es dem großen Gloria, diesem ältesten Stück der christlichen Liturgie, genau entspricht. Hierauf folgte der Gruß und Gegengruß zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde, indem jener sang: „Der Herr sei mit euch!“ und diese antwortete: „Und mit deinem Geist!“ Dies war die Vorbereitung zu dem Gemeindegebet, das vom Geistlichen, zum Altar gewendet, singend vorgetragen wurde. Es war gewöhnlich das Gebet: „O allmächtiger Gott, wir bitten dich, gieb deiner

Gemeinde deinen Geist und göttliche Weisheit," und wie die Worte weiter lauten. Nach diesem Gebet folgte die Verlesung der Epistel als erste Verkündigung des göttlichen Wortes, und hierauf sang die Gemeinde stehend das Lied: „Wir glauben all' an einen Gott," in welchem Luther das apostolische Glaubensbekenntnis der Gemeinde nahe gebracht und für diese Stelle des Gottesdienstes in den Mund gelegt hat. Hatte die Gemeinde bis dahin an dem Gottesdienst innerlich und wahrhaft teil genommen, und von mir darf ich sagen, daß ich wenigstens ernstlich danach strebte, so waren wir für die Auslegung des Evangeliums in der Predigt, wie wir sie bei meinem Freunde zu hören bekamen, innerlich vorbereitet. Die Predigt diente nur dazu, was wir bis dahin in uns aufgenommen hatten, zu bekräftigen und es dem Verständnis näher zu bringen. Hätte ich auf Rügen nichts weiter gesucht als die Teilnahme an diesen Gottesdiensten, so wäre es der Mühe wert gewesen, dahin zu gehen und auf längere Zeit dort zu verweilen. Nie zuvor hatte ich die demutsvolle Hoheit des evangelischen Predigtamts und den evangelischen Gottesdienst in dieser aus der reformatorischen Zeit stammenden, ganz ungetrübten Reinheit und Würde gesehen; denn auch die Lieder, die gesungen wurden, waren noch ganz die alten, die unverfälschten. Ich hatte noch nie eine Gemeinde gesehen, die sich so fleißig bei den Gottesdiensten einfand und ihnen auf so würdige Weise von Anfang bis zu Ende beiwohnte. Bei der Feier des heiligen Abendmahls, die auf die Predigt zu folgen pflegte, blieb sie versammelt; stehend sang sie die Abendmahlslieder und nahm so an der Feier lebendigen Anteil. Auch ich lernte dies mit der Zeit, und so kam es, daß ich die Kirche meines Wissens nie verließ, ohne eine neue Anregung empfangen zu haben. Da Baier die Kirche zuletzt zu verlassen pflegte, so konnte ich ihn an der Ausgangsthür erwarten, um ihn nach Haus zu begleiten. Auf

seinen Zügen lag dann etwas unbeschreiblich Freundliches, ich darf vielleicht sagen, etwas Seliges. Man sah es ihm an, wie es ihn innerlich erhoben hatte, die Gemeinde versammelt zu sehen zur Anbetung Gottes und ihr das Wort des Lebens zu verkündigen. Doch war es ihm auch anzusehen, daß er in diesem seligen Dienst seine Kraft verzehrte. Darf ich es aussprechen, daß dieser Anblick mich zuweilen noch tiefer bewegte als seine Predigt? Ich ging mit Ehrfurcht schweigend neben ihm. Es schien mir nicht, als dürfte ich ihn in diesen Augenblicken stören. In der Studierstube ließ er sich dann das Amtskleid gern von mir ausziehen und nahm auch die Erquickung, die ihm von den Seinen gereicht wurde, dankbar an.

Der Nachmittagsgottesdienst war den Kindern gewidmet, aber es fanden sich auch Erwachsene ein und ich fehlte nie. Wie schön waren diese Kinderlehren, zu denen sich die Kinder zum Teil aus bedeutender Ferne einfanden! Sie stellten sich in dem mittleren Gange im Schiff der Kirche so auf, daß der Geistliche mitten durch sie hindurch gehen und jedem einzelnen nahe treten konnte. Baier trug eine aufgeschlagene Bibel in der Hand und ließ zuerst jedes Kind einen Vers daraus lesen. Dann begann die Unterredung, die er so einrichtete, daß jedes Kind zum Sprechen kam. Traf er Schwächere, die ihn nicht sogleich faßten, so redete er plattdeutsch, da dies die Muttersprache der Kinder war, und so gelang es ihm zuweilen, den Kindern, die sich dann auch der plattdeutschen Sprache zu bedienen wagten, Antworten zu entlocken, die ihn selbst überraschten und so erfreuten, daß er sie ergriff, um allen Kindern das Gesagte an das Herz zu legen. Man sah, wie er sie alle im Herzen trug. Das würde aber zur Sommerzeit auch noch auf andere Weise sichtbar. Baier hatte den einen seiner Gärten, der zunächst an der Kirche und dem Kirchhofe lag, und durch den man in den Pfarrhof gelangen

konnte, zum großen Teil zu einer Blumenpflanzung benutzt, die im Juni und Juli in herrlichster Blüte stand; da waren Hyacinthen und Narcissen und andere Blumen der edelsten Art in reicher Fülle vorhanden. Wenn nun die Kinderlehre zu Ende war, ließ Baier die Kinder in den Garten herein treten und teilte von diesen Blumen unter sie aus. Mir war es immer rührend, wenn es zu dieser Blumenverteilung kam, und ich kann nicht glauben, daß es den Kindern nicht Segen gewesen sein sollte, wenn sie sahen, wie der ernste Mann, der ihnen das Wort Gottes gesagt hatte, so freundlich mit ihnen umging.

Schon in den ersten Wochen meines Aufenthalts in Altenkirchen wurde mir klar, daß mein Freund nur mein Wohl im Auge gehabt hatte, als er mich einlud, auf unbestimmte Zeit zu ihm zu kommen und in seiner Nähe zu sein. Was ich an seinen Kindern zu leisten hatte, war im ganzen nur gering. Allwills eigentlicher Lehrer war Ernst Frank, der im Laufe jenes Jahres auch die Stelle eines Diakonus in Altenkirchen übernahm. Ich hatte fast den ganzen Tag für meine eigenen Studien frei. Sie begannen damit, daß ich in früher Morgenstunde, gewöhnlich um sechs Uhr, zu Baier ging, um mit ihm einen Teil des Neuen Testaments zu lesen. Wir begannen mit dem Evangelium Matthäi, wobei der griechische Text gelesen und mit der Übersetzung Luthers verglichen wurde. Es fand kein Vortrag statt, auch nicht ein katechetischer Unterricht. Es war ganz das Verhältnis von Freunden, die mit einander in fortgehendem Gespräch in die heilige Urkunde einzudringen suchten. Vieles war mir damals noch dunkel und unverständlich; anderes, das ich zu verstehen meinte, konnte ich mir doch nicht aneignen. Da ich dem Freunde meine Bedenken offen darlegte, fand er viele Gelegenheiten zu meiner Belehrung, und so wurden diese Morgenstunden, wenn auch für ihn nicht jedesmal erfreulich,

doch für mich immer wertvoller und anregender, und ich habe ihnen für das ganze Leben Großes zu verdanken.

Am Karfreitag predigte Baier über die sieben Worte des Herrn am Kreuz. Er that es wie einer, der sie schon oft in seinem Herzen bewegt und vielen Trost aus ihnen geschöpft hat. Sie gehörten ihm als ein teures Eigentum an, das zeigte seine Predigt, die mich deshalb so tief bewegte. Besonders drangen mir die Worte: „Siehe, das ist dein Sohn; siehe, das ist deine Mutter!“ in ihrer nächsten Bedeutung und in ihrer Anwendung auf uns in das Herz. Baier sprach davon, wie der Herr von seinem Kreuze herab die innigsten und heiligsten Verbindungen stifte, und welcher Segen auf ihnen ruhe. Ich weiß nicht, ob er hiebei auch daran dachte, wie ich ihm und er mir von dem Herrn gegeben sei; aber ich dachte daran und es durchdrang, ja es durchbebte mich, unser Verhältnis zu einander im Lichte des Kreuzes, als ein vom Kreuze herab gestiftetes, zu erkennen. Doch ich konnte nicht bei mir stehen bleiben; denn in demselben wunderbaren Lichte zeigte er es uns, wenn ein Christ sich eines Kindes oder irgend eines Verlassenen, eines Armen, eines Gefangenen annimmt. Nicht allein in dem Sinne, daß vom Kreuze Christi, von dieser unvergleichlich erhabenen Offenbarung der ewigen Liebe, der Strom der Liebe sich in die Herzen ergießt, sondern so, daß Christus es ist, der die Augen seiner Jünger auf Bedürftige hinwendet und sie ihrer Pflege anvertraut, und der auch das Herz der Bedürftigen für die Wohlthat seiner Jünger aufthut und beide durch das Band der Liebe, der wohlthuenden und der empfangenden, verbindet. Wie tröstlich sprach er über die Verheißung: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Doch diese Verheißung ist für sich selbst so tröstlich, daß ihre Wirkung nirgends ausbleiben kann, wo nur Menschen, mühselig und beladen, mit gedemütigtem Geiste und zerschlagenem Herzen

es aus dem Munde des am Kreuze Leidenden und Sterbenden vernehmen. Nun folgte jenes: „Mein Gott, mein Gott!“ jenes Warum?, das mir bis dahin wohl entsetzlich, aber zugleich ganz unfaßbar gewesen war. Baier zeigte sich auch erschüttert, als er diese Worte nachsprach; es war, als empfände er ihr ganzes Gewicht, als trüge er selbst etwas von jener Verlassenheit, über die der Sterbende klagt. Aber um so zuversichtlicher sprach er davon, daß diese Verlassenheit des Heiligen und Gerechten uns Sündern zu gute geschehen sei, daß sie uns zu gute kommen solle in der höchsten Not, in der Todesnot, im finstern Todesthal, und hiebei rief er mit durchdringender Stimme die Worte: „Er hat uns Bahn gebrochen durch die finstere Straße.“ Da waren die folgenden Worte auf das Beste eingeleitet, und das große Wort: „Es ist vollbracht!“ bedurfte nicht mehr der Erläuterung, sondern nur noch der gläubigen Annahme, um dem geängsteten Herzen, wie das meine war, wo nicht den Frieden zu bringen, doch den Weg des Friedens zu zeigen. Lange Zeit ging mir diese Predigt nach und jenes Lied von den sieben Worten, das zu den ältesten unseres Liederschatzes gehört, wurde mir sehr teuer.

In der Osterpredigt sprach Baier davon, wie Christus, der Auferstandene, in seiner Gemeinde leibt und lebt. Er hielt sich nicht dabei auf, zu zeigen, wie fest die Auferstehung des Herrn beglaubigt sei, sondern er stellte ihn als den Auferstandenen mitten in die Gemeinde herein und zeigte im Leben der Gläubigen und im Glauben selbst sein wunderbares Wirken. Er zeigte dies nicht in außerordentlichen Thaten, sondern in Erfahrungen, wie diese: wenn sich Feinde auf dem Gang zu seinem Altar versöhnen, wenn in der Liebe zu ihm der fromme Schulmeister die Kinder treu auferzieht, oder die arme Frau ein noch ärmeres Kind annimmt, wenn Luther dem Bettler um den Hals fällt, der vor seiner Thür singt: „Es ist das Heil

uns kommen her;“ wenn Menschen aus weiter Ferne zu einander geführt werden und in frommer Bruderliebe sich mit einander verbinden, wenn wir den Versuchungen widerstehen und sie überwinden. Dieses und ähnliches stellte er uns als das Werk des auferstandenen und in seiner Gemeinde ohne Unterlaß lebenden und wirkenden Christus vor die Augen. Er schloß mit dem Zuruf: „Laßt uns das Leben Christi in der Gemeinde heilig halten! Wehe denen, die vorüber gehen, lästern und den Kopf schütteln: „Ist das der Tempel, den du in dreien Tagen bauest?“

Mit neuem Mut kehrte ich nach dem Feste zu meinen Studien zurück, die sich fast ausschließlich auf die beiden Grundsprachen der heiligen Schrift bezogen; sie waren es, denen die beste Hälfte des Tages gehörte. Den Nachmittag widmete ich zuerst Allwill, dem ich eine Stunde Unterricht gab, worauf ich mich auch noch im Garten oder auf kleinen Gängen ins Freie mit ihm unterhielt. In der Nähe von Altenkirchen ist mitten im Felde ein kleiner Hügel, der sich aus den Trümmern einer alten Kapelle gebildet hat, wovon er den Namen Kapellenbrücke trägt. Die Steine, mit Moos überzogen, laden zum Sitzen ein; drei oder vier alte Dornbäume gewähren einigen Schatten; dahin gingen wir gern, wohl auch einmal weiter. Zuweilen begleiteten uns die beiden Kleinen, die kaum fünfjährige Therese, die der Mutter ähnlich zu werden versprach, und der noch jüngere Gotthard, ein tüchtiger, unternehmender Knabe, der der besondere Pflegling der Tante Malchen war, aber sich auch viel zu dem Kutscher hielt und großes Gefallen an den Pferden fand. Die Kinder zeigten mir Vertrauen, und so wurden unsere kleinen Gänge für mich und für sie sehr angenehm. Da die kleine Therese auf diese Weise ihre anfängliche Schüchternheit gegen mich ablegte, erzählte ich ihr zuweilen etwas aus dem Märchenbuch der Gebrüder Grimm, das ich aus Frankfurt mitgebracht hatte,

und der Wunsch, daß sie auch selbst etwas aus dem schönen Buche möchte lesen können, gab mir den Anlaß, dem wißbegierigen Kinde, ohne ihr eigentlich Stunden zu geben, das Lesen beizubringen, was bei ihrer Begabung und ihrem Eifer schnell von Statten ging. So bin ich in gewissem Sinne ihr Lehrer geworden. Doch nicht ihr erster; das war, wie billig, der Vater, der seine Kleinen an jedem Morgen, wenn auch oft nur auf kurze Zeit, zu sich nahm und ihnen, indem er die Bibel auf seinem Schoß hielt, die Anfänge der heiligen Geschichten erzählte. Ich kam einmal dazu, wie er den kleinen, kaum vierjährigen Gotthard auf diese Weise unterrichtete. Er hatte das zweite Buch Mose vor sich und erzählte, wie Gott in der Wüste aus dem feurigen Busch zu Mose gesprochen. Baier war bei dieser Erzählung so lebendig, als hätte sich jene alte Geschichte eben jetzt begeben, und der Knabe, der sonst so ungern Stand hielt und sich lieber mit seiner Peitsche in Haus und Hof herumtrieb, hörte dem Vater mit größter Aufmerksamkeit zu, und fragte nur zuletzt: „Vater, ist das eine wahre Geschichte?“ Darauf antwortete ihm Baier: „Ja, mein Kind, das steht hier geschrieben in Gottes Wort.“ Dann ergriff der Kleine die Hand seiner Mutter, mit der er in das Zimmer des Vaters gekommen war, und stieg mit ihr die Treppe hinab.

Tante Malchen trat zu mir sehr bald in das Verhältnis einer mütterlichen Pflegerin, die meine kleinen Bedürfnisse schnell erkannte und befriedigte. Langsamer ging dies mit Frau Allwina, die ich zu Anfang fast nur bei Tisch zu sehen bekam. Sie hatte aber von Baier gehört, daß ich in früherer Zeit mich auch mit dem Italienischen beschäftigt habe, und es entstand bei ihr der Wunsch, während meiner Anwesenheit die früher erlangte Kenntnis dieser Sprache zu erneuern. Auf Baiers Wunsch war ich gerne bereit, ihr hierin zu dienen, so weit ich es konnte.

Es wurden einige Stunden in der Woche für unsere gemeinschaftliche Übung bestimmt, bei der nicht etwa Tasso oder Metastasio gelesen werden sollten, wie ich wohl hatte wünschen müssen, sondern die Divina Comedia von Dante. Als guter Schulmeister hielt ich darauf, daß die erste Hälfte der italienischen Stunde auf die Grammatik verwendet wurde. In der zweiten Hälfte nahmen wir den Dante vor, den wir aber ziemlich schwer fanden, so daß wir nur langsam fortschreiten konnten. Unserer Ausgabe waren nur wenige Erläuterungen italienischer Kommentatoren beigegeben. Deutsche Hilfsmittel, wie sie später in nicht geringer Anzahl an das Licht getreten sind, hatten wir nicht; wir waren daher bei den schwierigen Stellen ganz auf unser Nachdenken angewiesen, was nicht unangenehm war und den Eifer, in das Verständnis dieses bedeutenden Werkes einzudringen, eher vermehrte.

Einige Stunden in der Woche wurden unter der Leitung meines Freundes Ernst Frank auf das Studium der hebräischen Grammatik verwendet, deren Kenntnis, die bei mir nicht groß gewesen war, sich seit Jena, zu meiner eigenen Verwunderung, bei mir so weit verloren hatte, daß ich erst richtig und geläufig lesen lernen mußte. Doch bald war das Verlorene wieder gewonnen und ich schritt nun im Studium des Hebräischen ziemlich rasch vorwärts. So ging mir die Zeit unter vielfacher Beschäftigung schnell dahin, und ehe ich es vermutete, war das Fest der Himmelfahrt da. Es brachte mir neue Stärkung; denn ich konnte mich über die Erhöhung und Verherrlichung des Herrn Christus von Herzen freuen und etwas ahnen von der Seligkeit, die im lebendigen, für immer standhaltenden Glauben an den erhöheten Erlöser liegt.

Am Abend dieses Tages — es war der elfte Mai — war ich mit Baier und seiner ganzen Familie in Bobbin auf Jasmund. Mein Freund führte mich damals in das

Haus seiner Mutter ein, das ich vorher nur einmal als sein Bote, als Überbringer eines Geschenkes, betreten und bald wieder verlassen hatte. Mein eigentliches Verhältnis zu Baier sollte der Mutter, wie allen andern, nach seinem sehr bestimmt ausgesprochenen Wunsche ein Geheimnis bleiben. Fand ich mich hiedurch gerade in dem, was mir das Teuerste war, beschränkt und zu einer Zurückhaltung verwiesen, die mir nicht erwünscht sein konnte, so war es mir doch eine große Freude, in das Haus seiner Kindheit einzutreten und hier die Mutter und die Schwestern des Freundes zu sehen, die bei der Mutter geblieben waren. Die Mutter war schon hoch in den Siebzigen, etwas vorgebeugt, aber noch lebendigen Geistes, mit verständigem freundlichem Blick. Sie war die Witwe eines Pastors, noch ganz Pastorin, würdig gekleidet; ihr Auftreten hatte etwas Edles, Gehaltenes. Ihr gegenüber war Baier ganz ehrerbietiger Sohn, und es machte auf mich Eindruck, auf welche Art sie ihm sagte: „Mein Sohn!“ Seine beiden Schwestern waren die treuen Dienerinnen der Mutter. Gegen Sonnenuntergang führte mich Baier auf den Kirchberg, an dessen Fuß die Wohnung seiner Mutter lag. Im Hinaufgehen erzählte er mir aus den Jahren seiner Kindheit, wie oft er mit seinem Bruder an dem Abhang dieses kleinen Berges in glückseliger Eintracht gespielt habe, bis der Schlag der Turmuhr sie wieder zu ihren Lehrstunden rief. Ich hatte meinen Freund, an dessen Worten ich mich mit einer großen Gemeinde so sehr erbaute, mir noch nie als Kind gedacht, wohl zuweilen als kräftig aufstrebenden Jüngling; daher hatte es für mich etwas wahrhaft Liebliches, aus seinem eignen Munde etwas von der Zeit zu hören, da er noch als Kind an diesem Hügel sorglos spielte. Da wir oben angekommen waren, von wo man einen Teil von Jasmund und Rügen und einen noch größeren der Ostsee überblickte, neigte sich die Sonne dort in der Nähe

von Arkona, das ich mein Arkona nennen möchte, zum Untergang. Da sprühte mitten im Glanz der Sonne, von dem wir noch umgeben waren, ein sanfter Regen über uns und über Jasmund hin. Indem wir den Anblick genossen und uns nach Osten wendeten, stand ein Regenbogen in schönster Klarheit und Farbenpracht vor uns. Er wölbte sich über ganz Jasmund; Hügel und Bäume und Gesträuche glühten in seinem Schein. Auch die Ostsee glühte, wo die Strahlen der untergehenden Sonne sie beschienen. In solchem Glanz hatte ich mein liebes Eiland noch nie erblickt; neben mir stand der Freund, durch dessen treuen Dienst ich zur Ahnung eines höheren Lichtes gekommen war. Wir schwiegen beide; da legte er seinen Arm um mich. Es war, als wollte er sagen, daß er von derselben Empfindung durchdrungen war, die mich erfüllte und über die Welt erhob. Wir sahen die Sonne untergehen, und nun brachen wir unser Schweigen. Uns beiden war der schöne, glänzende Bogen am östlichen Himmel als ein Zeichen des Friedens erschienen, das wir als ein uns gehörendes betrachten konnten. Baier sprach es aus, knüpfte aber daran die ernste Bemerkung, daß der Friede, nach dem wir uns sehnen, uns zwar gezeigt, aber doch noch nicht anders als in Hoffnung gegeben sei. Erst nach schweren Kämpfen werde er ganz unser Eigentum werden; aber in allen diesen Kämpfen werde die Gnade des Herrn uns zur Seite stehen und uns zum Siege führen, wenn wir nur in Wahrheit siegen wollen und uns den Beistand der Gnade in fleißigem, ernstem Gebet erflehen. Es war ein Augenblick, der einen ewigen Segen in sich trug. Still und froh traten wir in die Wohnung der Mutter ein, wo uns der Abend in freundlichem Gespräch verging.

Am folgenden Tage fuhr die ganze Gesellschaft in die Stubniz. Bei einem einsam gelegenen Hause in diesem schönen Buchenwald wurde angehalten. Da wohnte eine

Taglöhnersfamilie, des Namens Ruge, die mit der Familie Baier in Bobbin sehr bekannt, ja vertraut zu sein schien. Doch hielt man sich hier nicht auf; wir gingen nun zu Fuß nach Stubbenkammer. Es hatte am frühen Morgen etwas geregnet und es war zweifelhaft gewesen, ob die Fahrt gelingen werde. Aber der Regen war bald wieder verschwunden, der Himmel war ganz rein, die Strahlen der Sonne beschienen das junge, zarte Laub der Bäume und machten es glänzend. Nirgends habe ich einen so reinen und so tiefgehenden Genuß und, ich möchte sagen, einen solchen Verstand von den Schönheiten der Natur gefunden, wie in der Gesellschaft, in der ich mich befand. Vielleicht trug das damals noch wenig gestörte Stillleben der Insel etwas hiezu bei; doch macht der Anblick des Landes und des Meeres, wie ich es an mir selbst erfuhr, auch auf Fremde einen großen Eindruck. Dies gilt vorzüglich von Jasmund und namentlich von dem Buchenwalde, in dem ich mich damals zum zweitenmale befand. Ich möchte ihn in seiner damaligen Beschaffenheit die Krone von Jasmund, wo nicht von ganz Rügen nennen. Sehr groß ist er nicht, aber er faßt den Herthasee mit seinen dunkeln Schatten in sich und wird gegen Osten von einem hohen Ufer begrenzt, von dem man in die weite See hinausblickt, wo das Auge keinen Ruhepunkt findet, wenn es nicht etwa ein Schiff in der Ferne erspäht und auf einige Augenblicke begleitet. Den erhabensten Anblick gewährt der schmal vorspringende Fels, den man den Königsstuhl nennt; aber andere Stellen dieses herrlichen Ufers, wo die Buchen wie über dem Meere zu schweben scheinen, sind nicht weniger schön und bieten Ruheplätze dar, wo Raum für viele ist. Hier lagerten wir uns und feierten den neuen Frühling, den Gottes Güte uns geschenkt hatte. Ich wurde auf Schönheiten der Lage aufmerksam gemacht, die ich im Jahre zuvor als vorübereilender Wanderer nicht

hatte entdecken können, und fühlte mich befriedigt und erhoben im Umgang so trefflicher Menschen, die mich ganz als ein Glied der Familie behandelten. Ich bedauerte nur, daß unser Aufenthalt in dem schönen Buchenwald nur auf wenige Stunden berechnet war. An demselben Tage kehrten wir von Jasmund nach Wittow, nach Altenkirchen zurück, wo Baier am Sonntag wieder zu predigen hatte.

Am Montag des Abends überraschte ich meinen Freund mit dem Wunsche, nach Jasmund zurückzukehren und in der Stubniz einige Tage ganz einsam zuzubringen. In dem Baumhause hoffte ich für die Nacht eine Unterkunft zu finden; den Tag über wollte ich in dem schönen Walde und an dem Ufer der Ostsee umherwandern. Er hatte nichts dawider, und so ging ich schon am folgenden Morgen nach Jasmund und in die Stubniz zurück.

Das Baumhaus wurde, wie ich gehofft, mein Standquartier. Die guten Leute waren sehr verwundert, daß ich bei ihnen essen und übernachten wollte; aber so gering das war, was mir geboten wurde, so genügte mir doch alles, und es hätte noch geringer sein können, um mich zu befriedigen, da ich etwas suchte, was davon nicht abhing. Ich wollte mit meinem Gott allein sein; ich wollte die Sprache, die er dort zu mir gesprochen, durch die er mich mit neuer Hoffnung erfüllt, erquickt und erhoben hatte, noch einmal, und nun ganz einsam, ganz ungestört vornehmen. Ich hatte gehofft, am folgenden Morgen von Stubbenkammer aus den Aufgang der Sonne zu sehen; aber es gelang mir nicht. Vom Regen wurde ich in dem kleinen Hause zurückgehalten, wo ich mich denn mit Schreiben beschäftigte. Nach Mittag war es wieder heiter geworden und ich eilte zur Stubbenkammer. Indem ich da an dem hohen Ufer auf- und abging, überzog sich der nordöstliche Teil des Himmels mit dunkeln Wolken, und der Teil des Meeres, über dem sie drohend schwebten, der vorher den blauen Himmel abgespiegelt

hatte, war plötzlich in das tiefste Dunkel gehüllt. Dann fing es an wie aus weiter Ferne zu donnern; nach und nach wurde das Donnern immer näher und gewaltiger, während glänzende Blitze, deren ganzen Verlauf ich sah, durch die dunkeln Wetterwolken zum Meere hinabfuhren. Der südöstliche Teil des Himmels blieb während dieses erhabenen Schauspiels ganz wolkenlos und das Meer spiegelte ihn in voller Schönheit und Ruhe ab. Da kam über die blaue Fläche ein Schiff mit vollen Segeln daher; ich hätte es gern zurückgerufen, aber es fuhr in das tiefe Dunkel hinein, ohne Schaden zu leiden. Die weißen Segel blieben noch eine Zeit lang sichtbar und bezeichneten mir die Bahn des kühnen Schiffes. Endlich verschwanden sie aus meinen Augen; auch die dunkeln Wetterwolken zogen in nordöstlicher Richtung weiter und der Donner verhallte. Da zog es mich von dem hohen Ufer, auf dem ich wie auf einer Warte gestanden hatte, hinab zum Strande. Der Weg war nicht unbequem und bald stand ich unten, wo die Wellen des Meeres bis zu dem Felsblock herankamen, auf den ich mich gestellt hatte. Hoch über mir und hinter mir hatte ich nun die Felsen von Stubbenkammer, vor mir das unbegrenzte Meer, das einen überwältigenden, beinahe unheimlichen Anblick darbieten würde, wenn nicht Welle nach Welle auf der weiten Fläche zum Ufer herankäme und den Blick von dem Unbegrenzten hinweg auf das Nahe richtete, das von Minute zu Minute sich änderte. Aber, ich leugne es nicht, ich fühlte mich sehr einsam, und es wäre dort wohl ein Gefühl von Heimweh über mich gekommen, wenn ich nicht beschlossen hätte, einen Rückweg nach Stubbenkammer auf einer andern Seite zu versuchen, wozu, wie ich schon von unten sah, eine bedeutende Anstrengung gehörte. Den untern Teil des Abhangs fand ich leicht zu ersteigen; kleine Bäume und Gesträuche boten, wo es nötig war, einen erwünschten Halt. Aber je höher ich emporkam, um so mehr fehlte

dieser Halt, und gerade da wäre er am nötigsten gewesen. Es schien zuweilen zweifelhaft, ob es möglich sein würde, weiter zu kommen; aber ich konnte und wollte nicht zurückgehen, ich mußte weiter hinauf und es gelang mir, wenn auch nicht ohne Gefahr und ohne die äußerste Anstrengung meiner Kraft. Wie glücklich war ich, als ich die Höhe erreicht hatte und von ihr hinaus in das Meer und hinab zum Strande blickte, von dem ich auf einem Wege heraufgekommen war, der mir von oben durchaus als unersteigbar erschien. Es war Abend geworden und nun suchte ich meine Hütte, mein kleines Baumhaus auf. Die guten Menschen hatten nicht ohne Sorge auf meine Rückkehr gewartet. Als ich aber erzählte, wo ich nach dem Gewitter gewesen und auf welcher Seite ich vom Strande zurückgekommen war, zeigten sie ein wahres Entsetzen. Eben dort sei im vorigen Jahre ein Maler aus Dresden in die größte Gefahr geraten, da er an der Stelle des Ufers, die auch mir die größte Mühe gemacht hatte, weder vor noch rückwärts hatte kommen können, wobei er in beständiger Furcht geschwebt habe, er möge, kraftlos wie er war, in die Tiefe hinabstürzen und da, wo er Freude gesucht hatte, ein schreckliches Ende finden. In dieser großen Not waren sie ihm zu Hilfe gekommen und hatten ihn an Seilen, die sie ihm zuwarfen, in die Höhe gezogen. Gefahr und Rettung hatten einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er von Dresden aus nach seiner Rückkehr an Ruges schrieb, um ihnen nochmals zu danken, und seine Briefe und Sendungen öfter wiederholte, besonders an dem Gedächtnistage seiner Rettung. Sie freuten sich, mir solche Briefe ihres fernen Freundes zu zeigen und, da ich meine Teilnahme daran zu erkennen gab, veranlaßten sie mich, einen Brief in ihrem Namen zu schreiben, indem ich ihren Dank für eine kurz zuvor eingetroffene Gabe auszusprechen hatte. Entstand hiedurch zwischen meinen Wirten und mir ein näheres,

freundschaftliches Verhältnis, so machte ich ihnen doch am folgenden Tage neue Sorge.

Sobald der Morgen dämmerte, verließ ich mein Lager, um von Stubbenkammer aus die Sonne aus dem Meere aufgehen zu sehen. Dieser Anblick wurde mir zu teil. Der Himmel war rein; im Osten kündigte sich die Sonne durch ein Morgenrot an, das man in so reiner und, ich möchte sagen, in so zarter, rosiger Färbung vielleicht nirgends sieht, als über dem Meere. Indem ich dies sah und bewunderte, tauchte die Sonne aus der Tiefe auf. Das Meer war vollkommen klar und ruhig, als wollte es die aufgehende Sonne nicht stören, und als wollte es sie nicht hindern, sich in ihrem vollen Glanze zu zeigen und Meer und Land mit ihrem wunderbaren Lichte zu verklären. Ich war ganz allein; ich konnte den Anblick dieses Schöpfungswunders ganz ungestört in mich aufnehmen, und es war mir, als hätte ich etwas von der Herrlichkeit des verborgenen Gottes, des Schöpfers der Welt, gesehen. An dem Fußsteige, der zum Strande hinabführt, fand ich eine Quelle, die mir das reinste Wasser zum Trinken darbot; aber ich konnte mich auch nicht enthalten, mir Stirn und Augen in ihr zu baden und zu erfrischen. Dann aber wäre es mir nicht möglich gewesen, erst wieder umzukehren, um mir Milch und Brot zum Frühstück geben zu lassen.

Am Strande hatte ich mich am vorigen Tage durch einen vorspringenden Teil des Ufers abhalten lassen, zur linken Hand weiter vorzudringen. Das wollte ich heute nachholen, so weit es mir gelänge. Es gelang mir, um diese Ecke, die mit dichtem Gebüsch bewachsen war, herumzukommen, und mit einiger Mühe kam ich bis zu einer Schlucht, aus der ein Bach sich in das Meer ergoß. Die Buchen, die diese Schlucht umgaben und zum Teil bedeckten, erschienen mir noch schöner, noch erhabener, als die vorher gesehenen. Diese einsame Schlucht gefiel mir sehr; ich arbeitete mich

durch das Gestrüppe, das hier seit Jahren gewuchert hatte, in die Höhe und war glücklich, als ich den Zugang zu einem Baume fand, der sich bis über die Mitte der Schlucht gelagert und von da an einen schön belaubten Gipfel gebildet hatte. An der Stelle, wo der Baum seine Äste nach oben wendete, setzte ich mich nieder. Unter mir rauschte der Bach, um mich und über mir bewegten sich die Wipfel der Bäume, eine Nachtigall ließ in dieser tiefen Einsamkeit ihre Stimme hören, an das Ufer schlugen die Wellen des Meeres heran. Hier blieb ich einige Stunden lang; es war mir, als fühlte ich in dieser Umgebung, in dieser tiefen Stille die Nähe dessen, den ich über alles liebte und suchte, und ich war glückselig, mich ihm nahen zu dürfen. Ich erinnere mich, daß ich dort einige Worte in meine Schreibtafel schrieb, die mir ein Zeugnis dessen sein sollten, was sich in jenen Stunden in mir geregt hatte. Sie sind längst verloren; aber der Eindruck, von dem sie zeugen sollten, ist es nicht. Er ist in so vielen Jahren frisch in mir geblieben und er ist es noch jetzt. Schwer trennte ich mich von diesem lieben Orte. Ich suchte weiter um die Spitze von Jasmund herum zu kommen; es gelang mir nicht ohne Anstrengung. Da lag Wittow, das von da aus gesehen kühn in das Meer hinaus dringt, vor meinen Augen. Doch ein breiter Busen des Meeres trennt es von Jasmund, und ich ging auf ungebahntem Wege in meinen Buchenwald und in das Baumhaus zurück, wo ich meine Gastfreunde abermals in großer Besorgnis um ihren seltsamen Gast fand, der Frühstück und Mittagessen versäumte, um das Geheimnis des Waldes und des Meeresstrandes zu ergründen. Es war Abend geworden, als ich zu ihnen zurück kam, aber nur um nach kurzem Verweilen weiter nach Bobbin zu wandern. Da kehrte ich in demselben Hause ein, in das mich Baier eine Woche zuvor eingeführt hatte, im Hause seiner Mutter. Ich wurde auch diesmal freundlich angenommen und ich lernte, da ich

der einzige Gast war, Baiers Mutter und seine Schwestern Mina und Hanna noch besser kennen, als bei dem vorigen Besuch, so wie auch sie mir näher traten. Hier wehte mich ein Hauch des Friedens an, der mein Innerstes noch viel tiefer berührte und erquickte, als alle die Wunder der göttlichen Schöpferkraft, die ich in den vergangenen Tagen gesehen hatte.

Am folgenden Morgen trat ich den Rückweg nach Wittow an. Als ich in den Pfarrhof in Altenkirchen eintrat, kam Baier mir entgegen und empfing mich, als kehrte ich nach einer langen Abwesenheit zurück. Es waren Gäste angekommen, denen ich als ein Freund des Hauses vorgestellt wurde. Es war eine Freundin von Malchen Baier und ein alter Herr von Mevius aus Barth, der mit der Familie seiner Tochter zu Schiff auf einige Tage herüber gekommen war. Dieser ehrwürdige Greis war für Vorpommern und Rügen ein Mittelpunkt für Bibelverbreitung und Missionssache, und hat sich in dieser Beziehung wohlverdient gemacht. Zwischen ihm und Baier bestand das schöne Verhältnis der Hochachtung und des Vertrauens, das auf dem gemeinsamen Glauben beruhte. Ich war gern bei ihnen und sah zu beiden Männern, in denen das, wonach ich mich sehnte, einen festen Bestand gewonnen und sich im Leben bewährt hatte, mit Verehrung auf.

Es geschah wohl auf Anregung der Gäste, daß sich die ganze Familie mit ihnen gegen Abend im Studierzimmer zusammen fand, um ein geistliches Lied zu singen, das Baier mit der Harfe begleitete. Er saß in der Mitte des Zimmers und wir bildeten einen Halbkreis um ihn. In solcher stillen Feier, die nicht selten wiederkehrte, sang er mit Vorliebe das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr und Dank für seine Gnade.“ Er sagte einmal zu mir, es sei wunderbar, wie man in einem solchen Liede längere Zeit hindurch alles finden könne, was man bedürfe, und alles ausdrücken, was

man im Herzen trage, und das war es wohl, worauf der tiefe Eindruck beruhte, den sein Gesang und sein Spiel auf uns machte, und vielleicht mehr noch der heilige Ernst und das Erhobensein über die Welt, das dabei aus seinen Zügen sprach. Mir hat sich der Anblick dieses geistlichen Harfenspielers gewiß eben deshalb so tief, so unauslöschlich eingeprägt. Einigemale habe ich bei solchen Gelegenheiten das Lied: „Alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu!“ von ihm gehört. Es klang in seinem Munde wie ein Triumphlied, in dem er den Sieg über die Schrecken des Todes und die durch Christus erworbene und uns mitgeteilte Hoffnung des seligen Lebens der Ewigkeit feierte.

Die Gottesdienste am Pfingstfest, bei denen ich die Gemeinde noch zahlreicher versammelt sah als bisher, hatten etwas besonders Feierliches und Erhebendes. Zu den unvergleichlichen Liedern dieses Festes kam noch das „Herr Gott, dich loben wir,“ das die Gemeinde stehend sang. Von den Predigten kann ich nur sagen, daß sie voll evangelischen Trostes waren und mich wohl zu neuer Hoffnung hätten erheben können.

Aber was ich mir ganz angeeignet zu haben meinte, das war doch in Wahrheit so wenig mein Eigentum, daß ich immer noch zwischen Hoffen und Verzagen, darum auch zwischen Ruhe und Unruhe, zwischen Freude und Traurigkeit schwankte. Baier, der von meinem inneren Kampfe etwas ahnen mochte, zeigte mir wohl seine Teilnahme, aber mir zu helfen war er nicht im stande. Der Grund jenes unseligen Schwankens lag bei mir sehr tief. Ich hatte das Evangelium nicht recht aufgefaßt; so mächtig es mich ergriffen hatte, so war es mir doch, ohne daß ich ein Bewußtsein davon hatte, recht eigentlich zum Gesetz geworden, und da das neue Leben, das sich zuerst in Christus offenbart hat, dann aber auch im Leben seiner Jünger sichtbar wurde, das Höchste ist, was der Mensch durch Gottes Gnade

erreichen kann, so stand ich unter dem allerstrengsten Gesetz. So lange aber das der Fall war, konnten wohl Augenblicke kommen, wo ich mich innerlich beruhigt und über die Unzufriedenheit mit mir selbst, an der ich sonst fortdauernd litt, erhoben fühlte; wie es besonders in den öffentlichen Gottesdiensten geschah, wo ich mich mehr und mehr als Glied der Gemeinde fühlen lernte und die Kraft des Evangeliums immer stärker auf mich wirkte. Aber im ganzen wich jene Unzufriedenheit mit mir selbst nicht von mir. Meine Studien, die ich mit dem größten Eifer betrieb, änderten hieran ebenso wenig als die Liebe und Freundlichkeit, die mir hier entgegen kam. Das hohe Ideal des Christentums, wie ich es gefaßt hatte, das ich mit immer neuem Anlauf erreichen wollte und doch nicht erreichte, brachte einen inneren Unfrieden in mir hervor, in welchem alle die schönen Hoffnungen, die ich auf mein Zusammenleben mit Baier gebaut hatte, unterzugehen schienen. Ich kann nicht aussprechen, welche Betrübnis da über mich kam. Einem Freunde, meinem lieben Anton Richter, der mir von Leipzig seinen Besuch angekündigt hatte, schrieb ich, er möge lieber nicht kommen, da ich mich innerlich im schmerzlichsten Unfrieden befinde. Das Andenken daran thut mir weh, so oft es in mir erwacht; aber jene Zurückweisung des geliebten Freundes ging fast notwendig aus dem inneren Kampfe hervor, in dem ich begriffen war. So tief betrübt wie damals war ich noch nie gewesen; aber es war, wie ich später eingesehen habe, eine göttliche Betrübnis, es war eine Demütigung, die mir nicht erspart werden konnte.

Der göttliche Ursprung des Evangeliums stand mir fest. Was ich bei täglich fortgesetztem Studium der neutestamentlichen Schriften als einen Bestandteil des Evangeliums erkannte, das galt mir als Wahrheit, in die ich, wenn sie mir noch fremd war, mit der Zeit immer tiefer einzudringen hoffte. Seit Karfreitag und Ostern hatte ich die Aus-

sprüche Christi über die Bedeutung seines Todes aufgesucht und mit den Aussprüchen der Apostel, die sich eben darauf bezogen, zusammen gestellt. Ich fand, daß Christus von seinem Blut gesagt hatte, er werde es vergießen zur Vergebung der Sünden, als das Blut des Neuen Testaments, und daß wir nach apostolischer Lehre an Christo die Erlösung haben durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden. Ich zweifelte seitdem nicht im mindesten, daß dies die neutestamentliche Lehre und als solche Wahrheit sei. Doch blieb sie mir fremd und wirkte nicht auf mich, obwohl die Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden, sobald ich sie im Glauben hatte fassen können, mich auf das Tiefste ergriffen, und meinem Leben und Streben eine ganz neue Richtung gegeben hatte. Er war mein Erlöser durch seine Erscheinung auf Erden, durch sein heiliges, gnadenreiches Leben und durch die mächtige Wirkung, die ich von ihm erfahren hatte, die mir so gewiß war wie mein eigenes Leben. Daß er gestorben war, das war für mich etwas Unbegreifliches, da ich ihn vorwiegend, wenn nicht ganz, als eine Erscheinung von oben, als den Sohn Gottes, nicht als Menschensohn betrachtete und verehrte. In seinen Tod und in die Bedeutung seines Todes für mich und für die Welt konnte ich mich nicht finden, ohne daß ich mich versucht gefühlt hätte, die biblische Lehre hierüber in Zweifel zu ziehen.

Da kam jene tiefe Betrübnis über mich, und nachdem ich mich lange mit ihr getragen hatte und nahe daran war, in gänzliches Verzagen zu fallen, da drangen jene Aussprüche des Herrn über die Bedeutung seines Todes mir mit der ganzen Fülle des auch für mich in ihnen liegenden Trostes in das Herz, und von diesem seligen Augenblick an konnte ich den Sohn Gottes, den ich schon bis dahin als meinen Erlöser, als meinen himmlischen Führer geliebt und angebetet hatte, als das Lamm Gottes fassen, das die Sünde der Welt und auch meine Sünden getragen und sein heiliges,

teures Blut auch zur Vergebung meiner Sünden vergossen hat. Ich hatte die Gerechtigkeit, die ich in der Nachfolge Christi, ja in der Ähnlichkeit mit Christo sah, aus allen Kräften gesucht, ohne etwas anderes zu finden als Unfrieden und Herzeleid. Wie ergriff es mich, als ich erkannte, daß Christus uns die Gerechtigkeit erworben hat, und daß wir dieses hohe Gut im Glauben von ihm empfangen! Nun lag der Weg des Friedens in voller Klarheit vor meinen Augen und eine neue Lebenshoffnung und Lebensfreude ging mir auf.

In derselben Zeit nahm ich die Bekenntnisschriften unserer Kirche vor, und mit welcher Freude fand ich in ihnen bestätigt, und mit größter Bestimmtheit und Klarheit ausgesprochen, was ich innerlich erlebt hatte! Namentlich muß ich bekennen, daß neben der Augustana die Apologie dieser Konfession den tiefsten Eindruck auf mich machte, die das, was jene kurz und bündig ausgesprochen hatte, durch die heilige Schrift nachweist und rechtfertigt. Da sie sich mit der Gerechtigkeit, die wir im Glauben an Christus erlangen, und mit dem Verhältnis der Werke zum Glauben so eingehend beschäftigt, und die Lehre von der Gerechtigkeit aus den Werken so schlagend und so sorgfältig widerlegt, so war sie ganz das, was ich damals für mein inneres Leben brauchte; sie war für mich eine wahre Trostschrift, an der ich mich längere Zeit fast täglich erbaute.

Fand ich darin eine wissenschaftliche Hilfe, so wurde mir von anderer Seite eine noch größere Stärkung zu teil. Die Feier des heiligen Abendmahls, wie ich sie bei dem öffentlichen Gottesdienst in Altenkirchen schon so oft gesehen hatte, war wohl nie ohne Eindruck an mir vorüber gegangen; der Anblick der feiernden Gemeinde hatte immer etwas Erhebendes für mich gehabt. Aber es wirkte doch eigen auf mich, daß ich selbst nicht zu dieser feiernden Gemeinde gehörte. Es war etwas in mir, das mich immer noch zurück-

hielt; nicht allein, daß mich ein Gefühl meiner großen Schwachheit, ja meiner Unwürdigkeit erfüllte, sondern die ganze Feier hatte für mich noch zu viel Geheimnisvolles und Unfaßbares. Sobald mir aber das Licht aufgegangen war, in dem ich den Tod Christi in seiner rechten Bedeutung zu erkennen und mir anzueignen vermochte, sobald ich die Gerechtigkeit nicht mehr in mir, sondern in dem zur Vergebung der Sünden vergossenen Blute Christi, in dem Blute des Neuen Testaments zu suchen begann, erschien mir auch die Feier des Todes Christi im heiligen Abendmahl in einem neuen Lichte, und nun fühlte ich mich zur eigenen Beteiligung an dieser Feier, von der ich bis dahin zurück geblieben war, immer stärker hingezogen. Ich war entschlossen, den Blick von nun an nicht mehr auf mich selbst zu richten, sondern ganz auf den Herrn, der auch mir die Vergebung und die vollkommene Gerechtigkeit durch sein heiliges, teures Blut und durch sein unschuldiges Leiden und Sterben erworben hatte. So ging ich zur Beichte und zum heiligen Abendmahl. Zuerst nahm ich an der öffentlichen Beichte teil, bei der ein ehrwürdiger, bejahrter Mann im Namen der Übrigen das Bekenntnis der Sünden und das Verlangen nach der heiligen Absolution aussprach; aber als die andern die Kirche verließen, blieb ich allein zurück und erbat mir die Erlaubnis, meine besondere Beichte zu sprechen. Da wir allein waren, konnte ich nicht anders als knieend mein Beichtgebet sprechen. Es war mir, als sei ich schon vor den Richterstuhl Christi gestellt, vor dem wir einst alle offenbar werden müssen. Daß der Geistliche, der das Amt verwaltete, mein Freund sei, wäre fast aus meiner Erinnerung verschwunden, wenn ich mich nicht der Undankbarkeit wie gegen Gott und Menschen, so auch gegen ihn hätte anklagen müssen. Ich sah in ihm nur den Diener Christi, und so nahm ich aus seinem Munde das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo in seiner besondern Beziehung

auf mich, und zuletzt die Lossprechung von allen meinen Sünden als von Gott selbst, mit einer Erschütterung meines ganzen Wesens hin. In dem Abendmahl, das ich am Tage darauf mit der Gemeinde feierte, suchte ich die Reinigung von meinen Sünden in dem Blute des Mittlers und einen offenen Zugang zum Throne der Gnade. Diese Reinigung und dieser Zugang wurde mir gewährt, und meinem Gefühl nach hätte ich damals ruhig in den Tod gehen können. Aber auch der Trieb, ein Diener des Evangeliums zu werden, wenn der Herr mich dazu berufen wollte, und das Verlangen, auch von meiner Seite nichts zu versäumen, was mich zu diesem Dienst tüchtig machen könnte, regte sich in mir mit neuer Kraft. Nun war ich getröstet und nun kannte ich die himmlische Quelle, aus der ich immer wieder den Trost schöpfen durfte, der mir Leib und Seele erquicken konnte.

In jener Zeit machte ich mich auch mit den Werken des heiligen Augustin bekannt, die sich in Baiers reichhaltiger Bibliothek in einer Reihe von Foliobänden in der schönen Antwerpener Ausgabe befanden. Es konnte mir nicht in den Sinn kommen, mein Studium nach dieser Seite zu richten; aber ich fühlte mich getrieben, die Werke des Mannes wenigstens zu sehen und in die Hand zu nehmen, dem unser Reformator nach seinem eigenen Bekenntnis nächst der Bibel am meisten verdankt hat. Wie ergriff mich dieser tiefe, in Andacht glühende, ganz zu Gott und Gottes Offenbarungen gerichtete Geist, wie er sich sogleich im Anfang seiner Konfessionen zu erkennen giebt! Er kam mir wie ein Adler vor, der sich mit mächtigem Flügelschlag zur Sonne aufschwingt. Ich fühlte bald, daß ich ihm nicht ganz folgen konnte; aber mit allen Kräften des Herzens ergriff ich das Wort, das ich schon auf der ersten Seite fand: „Du, o Herr, erweckst uns, dich mit Freuden zu loben; denn du hast uns für dich erschaffen und unser Herz ist ohne Ruhe, bis es Ruhe findet in dir.“

Was ich las und fassen konnte, machte den Eindruck auf mich, daß dieser auserwählte Mensch nach langer Unruhe der Seele endlich Ruhe gefunden habe in Gott und in der Freude über das, was er durch Gott in Gott gefunden, sich im Lobe seines herrlichen Namens nicht habe genug thun können. Das zog mich mächtig zu ihm hin, und ich hätte mich gern mit der Geschichte seines Lebens, wie er sie selbst erzählt, beschäftigt, wenn nicht andere Studien damals viel nötiger für mich gewesen wären. Aber das konnte ich mir nicht versagen, die Geschichte seiner Bekehrung zu lesen, wie sie im achten und neunten Buche der Konfessionen enthalten ist. Nichts schien mir für den Augenblick wichtiger, als zu hören, wie dieser Mann Gottes, der durch die Reformatoren so mächtig auf uns gewirkt hat, zu Gott gekommen sei. Ich las mit immer größerer Teilnahme, denn ich sah mich durch die Erzählung nicht allein in das Innere eines so bedeutenden Mannes, sondern zugleich in jene große Zeit der Kirche versetzt, in der Ambrosius lebte und wirkte. So begann ich, ganz in der Stille, zu übersetzen, was mir in diesen beiden Büchern als das Bedeutendste erschienen war. Ich hatte dabei den Gedanken, meinem Freunde das kleine Werk in sauberer Abschrift zu überreichen. Es gelang mir, das Ganze zu stande zu bringen und, wie mir selbst die Arbeit zur inneren Befestigung gedient hatte, so gereichte sie ihm zur Freude.

Ich durfte es als ein Zeichen des Vertrauens annehmen, als Baier mich einmal aufforderte, am nächsten Sonntag, es war der siebente nach Trinitatis, die Nachmittagspredigt zu übernehmen; aber er hatte wohl auch die Absicht, meine gelehrten Studien, in die ich mich vielleicht zu sehr versenkte, einmal zu unterbrechen und mich recht kräftig auf das Ziel meiner Studien hinzuweisen. Ich nahm die zweite Hälfte des Sonntagsevangeliums zum Texte, die mit den Worten beginnt: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen,

Herr, Herr, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“ Bei meiner Vorbereitung erfuhr ich zum erstenmal, was ich nachher immer erfahren habe, so oft ich mich zu einer Predigt rüstete, daß der Prediger selbst es ist, zu dem Gott in den Worten des Textes zu allererst redet: „Die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“ Das war es, was mich damals so mächtig ergriff, wie noch nie vorher, und darum wollte ich fast daran verzagen, daß ich andern darüber predigen könnte. Aber vielleicht war eben diese Demütigung meine beste Vorbereitung. Ich erinnere mich noch lebhaft des tiefen Eindrucks, als Baier mich in seinen Kirchenrock einkleidete und mich in die Kirche führte. Als ich auf der Kanzel stand und meine Predigt hielt, hatte ich ganz vergessen, daß ich Zuhörer hatte, von denen manche an christlicher Erkenntnis und Erfahrung hoch über mir standen. Gottes Wort nahm alle Furchtsamkeit von mir. Da der Gottesdienst beendigt war, sagte Baier zu mir: „Nun kannst du hingehen und predigen, wohin du gerufen wirst.“ Auch mein lieber Freund, Ernst Frank, sprach mir seine Freude und seinen Segenswunsch aus. Ich selbst wußte recht wohl, wie viel mir noch fehlte, um ein rechter Verkündiger des Evangeliums werden zu können, und mein himmlischer Führer wußte es noch besser; darum mußte ich später noch Wege gehen, die zu einem ganz andern Ziele zu führen schienen.

In den ersten Wochen bewohnte ich vorläufig ein kleines Zimmer im oberen Stock des Hauses, wo ich nur durch einen Vorplatz vom Studierzimmer meines Freundes getrennt war. Aber wir sahen einander schon damals nur zur festgesetzten Zeit, so daß er seinen amtlichen Arbeiten und ich meinen Studien ganz ungestört obliegen konnte. Später bewohnte ich das Diakonatshaus, und wäre auf diese Weise der Gast meines lieben Ernst Frank geworden, wenn er

nicht, wie ich selbst, der Gast des Pfarrhauses gewesen wäre; denn von da wurde uns jeden Morgen das Frühstück gebracht und dahin gingen wir jeden Mittag und jeden Abend. Er wählte den oberen Teil des kleinen Hauses für sich und überließ mir die beiden unteren Zimmer, ein größeres, in dem mein Bett stand, und ein kleines, in dem ich wohnte. Es hatte nur ein Fenster, mit der Aussicht auf einen Gemüsegarten. Mein Pult stand so, daß ich das Fenster zu meiner Linken hatte. Ein Repositorium für meine Bücher, ein Tisch und ein Stuhl, das war die Ausstattung des Zimmers; diese Einfachheit war ganz nach meinem Sinne. Was ich hauptsächlich in Altenkirchen zu betreiben hatte, dazu bot mir mein Zimmer, in dem ich auf keine Weise gestört wurde, einen ganz passenden Raum. Ich denke mit Freude an mein Stillleben in diesem kleinen Zimmer zurück; dort habe ich, wie nie vorher, Theologie studiert. Am frühen Morgen stand ich schon an meinem Pult; wenn ich meine schöne Morgenstunde bei Baier gehabt hatte, kehrte ich schnell wieder dahin zurück und blieb den ganzen Vormittag ungestört.

Es war aber doch gut, daß ich nicht ganz allein im Hause wohnte. Wenn ich mein Fenster öffnete, konnte ich meinen Freund, der über mir wohnte, an das Fenster rufen und mit ihm sprechen. Wenn wir, jeder für sich, fleißig gewesen waren, gingen wir des Abends oft miteinander ins Freie und teilten einander mit, was uns beschäftigte. Wie eifrig hörte ich ihm zu, wenn er mir von der theologischen Prüfung erzählte, die er, kurz vor meiner Ankunft, in Stettin unter dem General-Superintendenten Ringeltaube bestanden hatte, einem damals schon hochbejahrten Manne, der in der Periode des Rationalismus, ohne zu wanken, festgehalten hatte am Wort Gottes und am Bekenntnis der Kirche, und den jungen Theologen, die er zu prüfen hatte, einen tiefen Eindruck von der Kraft des Glaubens und von

der Herrlichkeit des göttlichen Wortes gab. Er hat einmal gegen Freunde geäußert, er pflege die jungen Männer nach dem zu fragen, was sie auf der Universität eigentlich hätten lernen sollen.

Aber mit noch größerer Teilnahme hörte ich ihn von seiner Familie erzählen, besonders von seinem jüngeren Bruder Wilhelm, der sich früh für das Seemannsleben entschieden hatte und als Offizier im Dienste der ostindischen Kompagnie schon mehr als einmal nach Ostindien, auch nach China gefahren war. In demselben Sommer hatte ich die Freude, diesen jungen Mann, den ich bewunderte, persönlich kennen zu lernen. Er besuchte seine Eltern in Bobbin und seinen Onkel Baier in Altenkirchen, dessen Schüler er einst gewesen war und an dem er mit großer Liebe hing. Die Freude, mit der man ihn überall empfing, war um so größer, da er bei einem Schiffbruch, den er erlitten hatte, leicht hätte umkommen können. Aber er war davon gekommen und durch seine Entschlossenheit war die zahlreiche Bemannung des Schiffes auch gerettet worden. Wir hatten eine kurze Beschreibung dieses Schiffbruches der „Cabalwa“, aus der man die Hauptsache kennen lernte. Aber da der junge Held der Geschichte selbst gekommen war, bildeten sich oft Kreise um ihn, denen er den Hergang bis in das Kleinste zu erzählen und anschaulich zu machen hatte. So war damals auf einige Wochen ein reges Leben in Altenkirchen und in Bobbin; denn es fanden sich viele Gäste ein, die den jungen, kräftigen Seemann sehen und hören wollten. Auch klang sein Besuch lange nach. Ernst Frank unternahm es, die in englischer Sprache verfaßte Nachricht von dem Untergang der Cabalwa in das Deutsche zu übertragen, und die Wahl der passenden Worte gab zwischen ihm und Baier oft den Gegenstand lebendigster Besprechung. Mir gab die Bekanntschaft mit Wilhelm Frank, wie billig, einen neuen, kräftigen Antrieb, auf meinem Wege mit allem

Eifer voran zu schreiten, um das Ziel, das mir vor Augen stand, einst auch zu erreichen.

Wir erfreuten uns damals auf Rügen eines sehr schönen, heiteren Sommers, der viele Gäste herbei zog. So war das Pfarrhaus von Altenkirchen lange Zeit fast nie ohne Gäste. Da kamen Willichs von Sagard auf Jasmund, die Verwandten von Bobbin, die in dem gastlichen Hause freundliche Aufnahme fanden; aber es kamen auch Freunde von Stralsund und Greifswald; da kam auch die Schwiegermutter Baiers, die Witwe Kosegartens, die schon bejahrt und schwach war, mit ihrer Tochter Emma. Auch die Gäste, die bei Pastor Schwarz in Wiek eingekehrt waren, kamen herüber nach Altenkirchen. So lernte ich den Professor Köpke von Berlin kennen, der mir später in Berlin viel Liebe erzeigt hat. Man könnte vermuten, ich sei durch so viele Gäste in meiner Arbeit gestört worden; aber das war nicht der Fall. Da ich in einem andern Hause wohnte, das nicht in unmittelbarer Nähe des Pfarrhauses liegt, erfuhr ich die Ankunft der Gäste nicht eher, als bis ich zu Tisch kam, und nur eine oder doch wenige Stunden des Nachmittags blieb ich in der Gesellschaft. Wurde nicht ein gemeinsamer Ausflug entweder nach Arkona oder nach Juliusruhe beschlossen, so zog ich mich bald in meine liebe, stille Wohnung zurück.

Gegen Abend ging ich in Begleitung meines lieben Hausgenossen gern an das Ufer des Meeres zum Bad. Man hatte auf weichem Sand eine Strecke hineinzugehen, ehe man die rechte Tiefe fand, die dann aber so schnell zunahm, daß man sich nicht dahin wagen durfte, wenn man nicht schwimmen konnte. Mir gefiel diese Badstelle auch wegen der Aussicht, die man da genoß, so sehr, daß ich behauptete, eine schönere könne es in der Welt nicht geben. Ich kehrte daher in der heißen Jahreszeit oft zu ihr zurück, und es kam vor, daß ich des Tages zweimal oder wohl auch dreimal

mich in die Fluten tauchte und mich von den Wogen heben und tragen ließ. Doch wurde ich nachher vor zu häufigem Baden gewarnt, obwohl es mich nach meinem Gefühl nur erquickt und gestärkt hatte. Zuweilen machten wir auch des Abends einen Gang nach Wiek, wo wir bei Freund Johnson anklopften, der als Hauslehrer bei Pastor Schwarz in einem ähnlichen kleinen Hause wohnte, wie wir beide. Er begleitete uns dann bis nach Altenkirchen, und es kam zwischen uns leicht zu eifrigem Gespräch. Johnson hatte in Rostock studiert und erzählte uns manches nicht eben Erfreuliche über das damalige Professoren- und Studentenleben. Daß auch dort der Rationalismus herrschte, war nicht zu verwundern; aber ein Professor, den Johnson uns nannte, hatte das Lesen der Evangelien mit offenem Widerspruch und zuweilen sogar mit Schmähungen begleitet. Davon sprach dann unser Freund mit einem gewissen Abscheu; aber er war damals doch auch nicht ganz für die einfach gläubige Auffassung des Evangeliums und hatte an uns, wohl zuweilen mit Recht, manches auszusetzen. Da war denn der Weg zwischen Wiek und Altenkirchen Zeuge eifriger Gespräche, die fast immer sich auf das bezogen, was uns das Höchste und Teuerste war.

Die späteren Abendstunden brachten wir fast immer im Pfarrhaus bei Baiers zu. Da war es still und friedlich. Baier hatte gewöhnlich einen Tag voll Arbeit hinter sich und teilte uns freundlich mit, was mitteilbar war, so wie auch wir ihm von unseren kleinen Erlebnissen sagten, was er anhören mochte. Die Abende vergingen meist in freundlichem Gespräch. Ich erinnere mich kaum, daß etwas gelesen wurde. Nur am Sonnabend las Baier, ehe wir aus einander gingen, eine Predigt von dem alten Heinrich Müller vor.

Eine sehr angenehme Unterbrechung des gewöhnlichen Lebens veranlaßte der 28. Juli, der Geburtstag von Baiers Mutter, der in der Stubnitz gefeiert wurde. Wir fuhren

in großer Anzahl nach Bobbin. Ich sah, daß die Harfe mitgenommen wurde und zugleich die schönsten Lilienstengel, die im Garten zu finden waren. Von Bobbin schloß sich uns die Mutter Baier mit ihren Töchtern, Mina mit ihrem Fritzchen und Hanna, dann die Schwestern Ernst Franks, Johanna und Lotte, an. Es war ein schöner, blühender Kreis, der sich in dem herrlichen Buchenwalde zusammenfand. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildete Baiers Mutter. Alle Anwesenden, nur mich ausgenommen, waren ihre Kinder oder ihre Enkel. Ich aber teilte ganz die Gefühle der Ehrfurcht und Liebe, von denen alle durchdrungen waren. War es nun schon ein Fest, einen Tag in jenem unvergleichlichen Walde, zwischen dem Herthasee und der Stubbenkammer, zu verleben, so wurde doch von Baier noch eine andere Feier veranstaltet. An einer Schlucht, durch die ein Bach zum Meeresufer hinabfloß, wurde von Baumzweigen eine Laube erbaut. Da alles bereit war, stellte sich Baier mit einigen von uns mit seiner Harfe auf der andern Seite der Schlucht auf; dann wurde seine Mutter von ihren Töchtern zu der Laube geführt, wo auch für Sitze gesorgt war. Sobald sie sich näherte, trat Fritzchen Rüz, weißgekleidet, zu ihr und überreichte ihr die Lilienstengel; auch Allwill, Gotthard und Thereschen trugen Blumen herbei, die sie der Großmutter überreichten. Während das geschah, erhob Baier seine herrliche Stimme zur Harfe und wir, die bei ihm standen, stimmten in den Gesang ein. Es war Baiers Lieblingslied, das nirgends fehlen durfte: „Allein Gott in der Höh sei Ehr!“ Als wir den Gesang beendigt hatten, rief Baier zu seiner Mutter fast schon wie zu einem seligen Geiste hinüber: „Mutter, du hast einen guten Kampf gekämpft, du hast den Lauf vollendet, du hast Glauben gehalten, hinfort ist dir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche dir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird.“ Alles andere, was der dankbare Sohn etwa

noch gesagt haben mag, ist mir entschwunden. Aber das Ganze war für mich so neu und erhebend, daß ich es nie habe vergessen können. Ich sah es vor mir, wie selig der Glaube schon hier im Lande des Kampfes und der Thränen die Menschen macht, wie er sie über die Welt zu Gott erhebt und wie innig er sie mit einander verbindet. Es ist für mein ganzes Leben ein Segen gewesen, daß ich an dieser stillen, vor den Augen der ganzen Welt verborgenen Feier habe teilnehmen können, die in Wahrheit etwas Himmlisches in sich trug.

Und diese lieben, herrlichen Menschen, in deren Nähe ich ahnen lernte, was es um den Frieden Gottes sei, waren durch schwere Trübsale hindurchgegangen. Diese ehrwürdige Mutter war frühzeitig Witwe geworden und hatte manchmal nicht gewußt, wie sie ihre Kinder ernähren und erziehen sollte. Dann hatte sie mit ihren Töchtern, Malchen und Mina, einen großen Schmerz erlebt. Malchen war mit einem jungen Ökonomen verlobt gewesen, der dann plötzlich seine ganze Liebe der jüngeren Schwester, Mina, zugewendet und sich mit ihr verheiratet hatte. Mina verlor etwa ein Jahr nach der Hochzeit, da sie eben von einer Tochter entbunden war, ihren geliebten Rüz, der zu Freunden geeilt war, um ihnen die Nachricht von der Geburt einer Tochter zu bringen, aber auf dieser kleinen Reise durch einen Sturz vom Pferde plötzlich seinen Tod gefunden hatte. Dann war Mina Rüz mit ihrem Kinde als Witwe in das Haus der Mutter zurückgekehrt, so trostlos über ihren Verlust, daß sie sich lange Zeit in einem dunkeln Zimmer verschloß und den Anblick der Menschen mied, bis sie Ergebung in den Willen Gottes und Frieden für ihr geängstetes Herz gefunden hatte. Als ich in diesen Kreis eintrat, war von dieser schweren Anfechtung nichts weiter zu spüren, als daß Mina fast immer schwarz gekleidet war. Ihre so früh verwaiste Tochter wuchs unter ihrer Pflege lieblich auf und,

da ich sie kennen lernte, war sie als ein begabtes, munteres Kind die Freude der Mutter und des ganzen Hauses.

Aber auch damals lag noch manches schwere Leid auf der ehrwürdigen Mutter und auf allen Gliedern der Familie. Mein Freund hatte mir schon in seinen Briefen nach Frankfurt angedeutet, daß er im Andenken an seinen geliebten, einzigen Bruder von tiefem Schmerz durchdrungen sei. Hier erfuhr ich nun das Nähere. Dieser geliebte Bruder hatte sich, als er schon die Laufbahn des Berufes betreten hatte und die Achtung seiner Vorgesetzten genoß, plötzlich bewogen gefunden, Rügen und Deutschland zu verlassen und in spanische Kriegsdienste zu treten. Als ein gründlich durchgebildeter, tüchtiger Mann hatte er bald Anerkennung gefunden und war in der Armee bis zum Obersten aufgestiegen. Dann aber folgte er seinem General nach Südamerika und hier hat er, wie man schon damals fast mit Bestimmtheit annehmen konnte, seinen Tod gefunden. Eine Nachricht darüber hatte die Familie nicht; aber schon seit einigen Jahren hatte er nicht mehr geschrieben, da er doch bis dahin immer die größte Liebe gegen seine Verwandten durch briefliche Mitteilungen aus seinem Leben und durch ansehnliche Beiträge zum Unterhalt seiner Mutter und seiner Schwestern gezeigt hatte. Diese andauernde Ungewißheit war für die Familie sehr schwer, da man sich nicht verhehlen konnte, daß er höchst wahrscheinlich gestorben sei und nie wiederkehren werde. Das gab, wie einiges andere, der Familie einen Zug von Wehmut, der jedoch nur selten sichtbar wurde, weil die Ergebung in Gottes wunderbaren Ratschluß und die Freude über den Trost des Evangeliums, sowie Liebe und Freundlichkeit jenen Zug der Wehmut für gewöhnlich weit überwog.

Zu Ausgang des Sommers, im Monat September, begannen die Uferpredigten in der Vitte, die Baier sich selbst vorbehalten hatte. Die Vitte ist jenes kleine Fischer-

dorf bei Arkona, das ich schon bei meiner Reise im Jahre zuvor berührt hatte. Es liegt unmittelbar am Meer, aus dem die wenigen Bewohner ihre Nahrung ziehen. Das hohe Ufer, das sich von Arkona etwa eine Meile weit nach Süden erstreckt, hat sich an dieser Stelle ein wenig zurückgezogen und eine sanft zur See absteigende Vertiefung gebildet. Das Ende derselben nimmt das Fischerdorf ein, das gegen Norden und Süden von den Abhängen des hohen Ufers begrenzt ist. Unmittelbar vor sich nach Osten hat es das Meer und die Aussicht auf das in der Ferne gegenüberliegende Jasmund. Auf der westlichen Seite ist jener sanfte Abhang des hohen Ufers, auf dessen höchstem Punkte die Kapelle liegt, die für mich so bedeutend geworden ist. Sie ist von Kosegarten erbaut, aber benutzt wird sie nur im Notfall, wenn der Gottesdienst wegen ungünstigen Wetters nicht im Freien gehalten werden kann. Für gewöhnlich findet der Gottesdienst im Freien, auf jenem sanften Abhang des hohen Ufers statt. Die Versammlung lagert sich auf dem Rasen, ich möchte sagen, zu den Füßen des Geistlichen, für den etwas höher oben ein Stuhl aufgestellt ist. Bei gutem Wetter ist die Versammlung ziemlich groß; denn nicht bloß aus der Pfarrei Altenkirchen kommen viele herbei, auch aus der südlichen Hälfte von Wittow, ja von der Halbinsel Jasmund und selbst von der Insel Rügen finden sich Freunde zu diesem Gottesdienst ein. Mir selbst war schon der Anblick der Gemeinde und ihres Predigers in dieser herrlichen Umgebung ein erhebender. Aber es war mir, als wäre auch das Wort des Predigers hier noch mehr als sonst vom Geiste Gottes durchdrungen und gehoben. Für eine Reihe von Sonntagen legte er seiner Predigt jenes wundervolle Kapitel aus Jesaias zu Grunde, das mit den Worten beginnt: „Aber die Wüste und Einöde wird lustig sein und das Gefilde wird fröhlich stehen und wird blühen wie die Lilien. Sie wird blühen und

fröhlich stehen in aller Lust und Freude. Denn die Herrlichkeit des Libanons ist ihr gegeben, der Schmuck Karmels und Sarons. Sie sehen die Herrlichkeit des Herrn, den Schmuck unseres Gottes (Jes. 35)." — Baier erlaubte sich sonst nur selten, sich höher aufzuschwingen; seine Predigten gingen gewöhnlich im Gewande der Demut einher. Aber hier unter dem freien Himmel, wo wir uns alle erhoben fühlten im Anblick des Meeres, hier nahm seine Rede einen höheren Schwung. Ich bin nicht mehr im stande, den Inhalt der Predigt im einzelnen anzugeben; aber seit ich sie gehört habe, ist mir jenes Kapitel eines der liebsten aus dem Buch des Propheten Jesaias, ja aus dem ganzen alten Testamente geblieben. Jene Worte von der blühenden Wüste, der Trost, der dort den verzagten Herzen gegeben wird, die sichere Bahn, die der Prophet beschreibt, auf der auch die Thoren nicht irren mögen, die Wiederkehr der Erlöseten des Herrn gen Zion, wo dann ewige Freude über ihrem Haupte ist, ja wo Freude und Wonne sie ergreift und Schmerz und Seufzen auf ewig von ihnen genommen wird: dies und alles andere, wovon der Prophet an jener Stelle spricht, ist mir damals so tief in das Herz gedrungen, daß ich es nie vergessen habe, und so oft ich zu jenen Worten wiederkehre, ergreift mich ein Gefühl des Daheimseins. Ich kann sie nie lesen, ohne den Prediger vor mir zu sehen, aus dessen Munde ich sie zum erstenmal vernommen habe, und zugleich jene Versammlung am Ufer des Meeres, die mit so großer Ehrfurcht und Andacht zu seinen Füßen saß. Ich weiß es wohl, der große Prophet sah im Geiste die Rückkehr des gefangenen Volkes in das Land der Väter, und davon redete er; aber er hat doch so davon geredet, daß er die gnadenvolle Offenbarung Gottes, die nach jener Rückkehr des gefangenen Volkes kommen sollte, die höchste Offenbarung Gottes in Christo, seinem Sohne, mit einschloß. In diesem Sinne legte uns

Baier die Weissagung von der blühenden Wüste und von der ewigen Freude in Zion aus, und so hat sie sich mir auf unvergeßliche Weise eingeprägt.

War der Gottesdienst beendigt, so rechnete ein Einwohner der Vitte, den diesmal die Reihe traf, darauf, daß der Pastor bei ihm einkehren und es nicht verschmähen werde, eine kleine Erquickung von ihm anzunehmen. Einige Male bin ich Zeuge gewesen, mit welcher Ehrerbietung Baier von den Leuten empfangen und in das mit Sorgfalt gereinigte und geschmückte Wohnzimmer eingeführt wurde. Der Hausvater freute sich, seinen Herrn Pastor bei sich zu sehen und ihm etwas vom Ertrage des Fischfangs anbieten zu können. Bei dieser Gelegenheit hörte ich, wie vertraulich Baier in plattdeutscher Sprache mit den Leuten verkehrte, und wie sie um so mehr wagten, ihm mitzuteilen, was sie auf dem Herzen hatten. Wenn ein Kranker im Orte war, so versäumte Baier nicht, ihn zu besuchen. So ging der erhebende Gottesdienst in ein freundliches Zusammensein mit einzelnen Gliedern der Gemeinde über. Baier, wie viele andere, die von ferne gekommen waren, fuhr zurück. Ich machte den Weg gewöhnlich zu Fuß, und mehrmals trat ich den Rückweg nicht an, ohne zuvor Arkona besucht und von jener herrlichen Höhe den Blick auf das Meer genossen zu haben.

Die Uferpredigten dauerten den Oktober hindurch und schloßen erst mit dem Eintreten der rauheren Witterung, die früher, als ich es bis dahin erlebt hatte, in den eigentlichen Winter überging und allen Ausflügen ein Ende machte. Ich bekam es zu fühlen, daß ich mich in der Nähe von Schweden befand, von wo zuweilen so gewaltige Stürme zu uns herüber wehten, daß die Eingeborenen sich nur selten und auf kurze Zeit aus ihren Häusern hervorwagten. Aber ich konnte mich nicht enthalten, mit meinen Hausgenossen dem Sturm gerade entgegenzugehen, was wir etwa

eine Viertelstunde weit vermochten. Wendeten wir uns dann um, so führte uns die Gewalt des Windes mit überraschender Schnelligkeit wieder nach Hause. Nur die Schneestürme gestatteten uns das Ausgehen in das Freie gar nicht. Hatte der Sturm so weit nachgelassen, daß wir uns wieder hinauswagten, dann sahen wir wohl freiliegende Häuser so ganz und gar von Schnee, den der Sturm über sie hingeweht hatte, bedeckt, daß die Bewohner sich durch die breite Schneemauer, die sich vor ihrer Thür aufgetürmt hatte, erst mit vieler Mühe einen Ausgang hatten bahnen müssen.

Unser Verkehr mit dem Pfarrhaus dauerte aber auch in den Tagen der größten Kälte und der gewaltigsten Stürme ohne Unterbrechung fort. In Baiers Zügen lag zuweilen etwas Wehmütiges, aber ich merkte nie, daß seine Gesundheit wankte. Nie setzte er seine Sonntagspredigt aus; zu den tödlich Erkrankten fuhr er, wenn man ihn rief, wobei er sich ganz in Pelz einhüllte. Er ließ sich bei solchen Fahrten nicht begleiten; aber wenn wir im häuslichen Kreise nach dem Abendessen bei ihm waren, ließ er uns an dem, was er bei seinen Kranken erlebt hatte, gern teilnehmen. Es waren meist Erfahrungen von der Kraft des Glaubens, die sich gerade an den Leidenden und Sterbenden offenbart. Er sprach dann wie einer, der selbst schon in den Frieden des Daheimseins bei dem Herrn hinüberblickt.

So wurde auch mitten im Winter der Verkehr der beiden Pfarrfamilien in Altenkirchen und Wiek, der an den Sonntagsabenden stattfand, treulich unterhalten, was bei der geringen Entfernung der beiden Pfarrorte von einander meist ohne Schwierigkeit geschehen konnte. Es verstand sich von selbst, daß ich an den Besuchen teilnahm, und ich that es gern. Die Gesellschaft hatte etwas sehr Anständiges, Edles; die Unterhaltung war angenehm und für uns Jüngere oft belehrend. Baier und Schwarz hatten schon

als Nachbarn und als die einzigen Pastoren auf Wittow viele Beziehungen zu einander; aber sie hatten auch als Söhne aus befreundeten Pastorenfamilien einander von Jugend auf nahe gestanden und den gleichen Bildungsgang durchgemacht. Waren sie hierin einander gleich, so bestanden doch auch Verschiedenheiten sowohl der Anlage als der Richtung. Baier war ganz Pastor, seinem großen umfassenden Amt mit Leib und Seele hingegeben; sein geistiges Element war die Offenbarung Gottes, wie sie in der h. Schrift gegeben ist, an der seine Seele hing, aus der er die Kraft und den Trost seines Lebens täglich auf das Neue schöpfte, voll Hingebung gegen die Gemeinde, die ihm anvertraut war, bei aller feiner Weltbildung, die ihm eigen war, ein Mann des Volkes im edelsten Sinn, ein treuer, oft feuriger, gewaltiger Prediger des Evangeliums, voll Liebe auch zu den Kindern der Gemeinde, weshalb sich auch die besseren Gemeindeglieder mit dem größten Vertrauen zu ihm wendeten. Schwarz war, wie berührt, auch ein Pastorensohn und verleugnete den Pastor keineswegs; aber er war ebensosehr, ja vielleicht noch mehr Philosoph als Theolog; sein höchstes Ziel war, das Christentum im Einklang mit der Philosophie aufzufassen, und er schien der Meinung zu sein, er habe dieses Ziel erreicht. Daneben hatte er ein entschieden künstlerisches Streben; er malte, und nicht bloß Landschaften, sondern auch Bilder eigener Erfindung. Aber er war auch als Schriftsteller thätig; er hat verschiedene Novellen verfaßt, die er dann teils ohne Namen, teils mit verdecktem Namen erscheinen ließ. Diese vielseitige Beschäftigung konnte der Pastorierung einer so großen und so zerstreuten Gemeinde, wie auch die seine war, nicht eben günstig sein. In seinen Predigten mochte von seiner philosophischen Richtung mehr durchblicken, als der Gemeinde heilsam war, obwohl er sich bemühte, sich zu ihr herabzulassen, und im Verkehr mit den Gemeindegliedern, soweit

dieser stattfand, freundlich war. Bei aller dieser Verschiedenheit hielten Schwarz und Baier an einander fest; sie bewahrten, wenn ich so sagen darf, die von den Eltern ererbte Freundschaft. Aber es konnte nicht fehlen, daß bei ihren Unterhaltungen auch die tiefe innere Abweichung von einander hervortrat, wobei die angeborene Art der beiden Männer und ihre verschiedene Stellung zum Christentum in Kampf geriet, und da Schwarz von heftiger Gemütsart war, so war es nicht leicht, ja zuweilen unmöglich, ihn zu begütigen, und es war ein günstiger Umstand, wenn zu rechter Zeit zum Abendessen gerufen wurde, wo die Anwesenheit der Frauen und Kinder dem gelehrten Streit ein Ende machte. Doch muß ich gestehen, daß die Gespräche der beiden Männer für mich oft sehr angenehm und belehrend waren. Nahmen sie eine Wendung, die mir widerstand, dann suchte ich die Kinder auf und vergnügte mich mit ihnen am Gesang schöner vaterländischer Lieder von Arndt und Schenkendorf, auch von Uhland, die sie meist von mir erst lernten.

Ein Teil des Winters war schon vergangen, als ein Brief meines Vaters eintraf, der mir bemerklich machte, daß mein Aufenthalt in Altenkirchen nun bald ein Ende haben müsse. Es sei hohe Zeit für mich, in die Heimat zu kommen, um mich der Behörde zum Militärdienst zu stellen; ob ich dienen müsse, sei noch nicht ganz entschieden, da der Landrat von Helldorf, der es selbst für unpassend halte, die jungen Theologen zum Dienst im Heere zu nötigen, sich geneigt erklärt habe, zu meiner Befreiung das Mögliche zu thun. Es machte einen seltsamen Eindruck auf uns, daß ich vom Stillleben von Altenkirchen unmittelbar zu der Unruhe des Militärdienstes gerufen werden sollte; denn an die Möglichkeit einer Befreiung glaubten wir nicht, da der Landrat hierüber nicht würde zu entscheiden haben.

Siebentes Kapitel.

Die Entscheidung.

(1821—1822.)

Der Tag meiner Abreise war gekommen. Ich hatte mich eben von meinem Lager erhoben und mich angekleidet; die Zukunft lag trüb und ungewiß vor mir und dann sah ich doch auch mit schmerzlichen Gefühlen auf mein Leben in Altenkirchen zurück. Da ließen sich Harfentöne im Vorplatz des Hauses vernehmen und bald hörte ich den seelenvollen Gesang des Freundes. Er war mit seiner Schwester, noch ehe der Morgen anbrach, herüber gekommen und stimmte mit ihr das Lied an: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!" Das sollte der Morgengruß für mich sein, ehe ich Altenkirchen verließ. Er klang mir wie ein Gruß aus einer andern Welt, der alles Trübe und alle Verzagtheit aus meiner Seele verscheuchen sollte. Bald stand ich neben den Singenden und stimmte in das hohe Lied des Trostes und des Lobes der göttlichen Gnade ein. Da trat mir alle die Liebe, die mich hieher gezogen und all der Segen, den ich hier empfangen hatte, hell und herrlich entgegen, so daß ich zum Loben und Danken für das Vergangene und zu getroster Hoffnung für das Kommende erhoben wurde.

Der Abschied, der mir dennoch sehr in das Herz griff, wurde mir dadurch erleichtert, daß Baier mich mit seiner Frau und seinem Allwill bis über die Insel geleitete. Unser Weg ging nach Greifswald; aber wir kehrten für den ersten Abend in dem Kathen'schen Gute, nicht weit von Garz, ein. Hier lernte ich Frau von Kathen, die eine vertraute Freundin Baiers und seiner Familie war, kennen, bei der sich andere Freunde und Freundinnen Baiers in

nicht geringer Anzahl eingefunden hatten. Ich würde dies kaum erwähnen, wenn mir der Aufenthalt auf diesem Gute, der sehr angenehm war, nicht durch etwas Besonderes unvergeßlich geworden wäre. Es trat mir hier zum ersten Mal vor die Augen, wie mein Freund der Mittelpunkt einer zahlreichen Gesellschaft war, die an seinen Lippen hing und der er mit apostolischer Liebe und Einfalt aus dem reichen Schatze seines Innern mitteilte, was sie von ihm begehrte. Aber viel schöner noch war für mich das letzte einsame Zwiegespräch, das er, als die Gesellschaft sich getrennt hatte, auf meinem Zimmer mit mir hielt. Es war für dieses Mal das letzte in seiner Art, und hier schloß er mir sein Innerstes auf und sprach zu mir auf eine Weise, wie noch nie bis dahin, von dem Kreuze Christi, als von dem höchsten Trost und dem einzigen Halt der Seele. Er hatte das an sich selbst erfahren, was der Herr vor seinem Leiden andeutend gesagt hat: „Wenn ich erhöhet werde von der Erde, — womit er seinen Tod bezeichnen wollte — so will ich sie alle zu mir ziehen.“ Von seinem Kreuze aus hatte der Herr ihn zu sich gezogen und auf ewig für sich gewonnen, und sein höchster Wunsch für mich ging dahin, daß dieses Wunder der Gnade sich auch an mir vollenden möge. Die Worte weiß ich nicht mehr wiederzugeben; aber der Eindruck, den ich von ihnen empfing, hat mich begleitet und ist mir bis zur Stunde geblieben. Er wird mir auch bleiben; denn es war mir, als redete der Herr mit mir, und ich empfand etwas davon, wie er die Seelen von seinem Kreuze aus zu sich zieht.

Am andern Tage fuhren wir weiter nach Greifswald, wo Baier die Seinen im Hause seiner Schwiegermutter, Frau Kosegarten, zurückließ, um mit mir weiter bis Anclam zu fahren. Auch dort entließ er mich noch nicht sogleich; ich machte von da die Reise zu Fuß und er begleitete mich noch zur Stadt hinaus. Er war ganz in seinen schwarzen

Pelz gehüllt und trug auch eine sehr warme Kopfbedeckung von schwarzem Pelz. Es war ein kalter Wintertag, so daß er sich genötigt sah, ein Tuch vor den Mund zu halten. Sprechen konnten wir also nicht; ich ging schweigend neben ihm her, aber ich konnte mich nicht enthalten, ihn von Zeit zu Zeit anzusehen. Sein Aussehen war so übel, wie ich es noch nie an ihm bemerkt hatte. War es die ungewöhnliche Kälte, die ihm so weh that, oder war es die schwarze Umgebung des Gesichts, die dieses so sehr blaß und leidend erscheinen ließ, ich weiß es nicht; aber mich durchzuckte ein tiefer Schmerz, den ich mir kaum in einen Gedanken zu übertragen erlaubte. So nahmen wir Abschied von einander; er entließ mich mit einem Wort des Segens, ich war unfähig, meinen Dank in Worte zu fassen und schlang meinen Arm um ihn. So ging das Jahr zu Ende, das ich für das entscheidendste meines Lebens halte.

Meine Reise, die über Berlin zunächst nach Frankfurt gehen sollte, führte mich bald nach der Trennung von Baier zuerst zu Hermann, der damals noch in Putzar als Erzieher bei dem Grafen Schwerin lebte, und zu Dürre, der in Buso die gleiche Beschäftigung gefunden hatte, dann zu Pastor Heinrichs in Friedland. Diese drei Freunde, die mit einander innig verbunden waren, nahmen mich mit großer Liebe auf. Ich erschien ihnen wie ein Bote von Pastor Baier, den sie aus der Ferne sehr verehrten; sie fragten mich über alles, was ich bei ihm gefunden, und mit Freuden stand ich ihnen Rede und regte so, ohne es zu ahnen, das tief in jedem von ihnen liegende Verlangen nach voller Erkenntnis der Wahrheit und nach näherer Bekanntschaft mit dem Manne Gottes an, dem ich so viel verdankte. Ich konnte nur kurze Zeit bei ihnen bleiben; aber, wie ich später erfuhr, nicht lange nach meiner Abreise, schrieben sie gemeinschaftlich an Baier. Sie erzählten ihm, wie anregend mein Besuch für sie gewesen sei und

drückten den Wunsch aus, zu ihm in ein näheres Verhältnis zu treten, wozu er ihnen mit größter Bereitwilligkeit die Hand bot.

Meinen kurzen Aufenthalt in Berlin, wo ich meine und Dürres Freunde, Maßmann und Bauer, aufsuchte, benutzte ich vorzüglich dazu, den ehrwürdigen Greis, Prediger Jänike, zu besuchen, von dessen treuem Festhalten an Gottes Wort, mitten unter den Verächtern, sowie von seiner großartigen Wirksamkeit in der Gemeinde und für die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden mir manches zu Ohren gekommen war. Ich hatte keine Empfehlung an ihn; aber er ließ mich ohne alles Säumen vor. Ich fand eine hohe, würdige Gestalt, die mich mit Ehrfurcht erfüllte, und es wurde mir das Glück zu teil, anderthalb Stunden ihm gegenüber zu sitzen. Er war der lehrhafteste Mann, der mir bis dahin vorgekommen war; er hielt sich und mich nicht damit auf, sich genauer nach meinen Verhältnissen zu erkundigen, sondern er benutzte die Zeit, die uns gegönnt war, um mir aus der Fülle seines Herzens mitzuteilen, wovon er erfüllt war. Er ließ einfließen, daß er einst ein eifriger Schüler des berühmten „Doktor Crusius“ in Leipzig gewesen, als er mir die Summe des christlichen Glaubens auseinandersetzte, aus der heiligen Schrift, mit der er vollkommen vertraut war, begründete und gegen die Angriffe einer von Gottes Wort abgefallenen Zeit verteidigte. Es war mir eine große Freude, diesen geisterfüllten, beredten Greis dasselbe aussprechen zu hören, was mir in Altenkirchen, wenn auch in anderer Weise, entgegengetreten und nahe gekommen war. Den größten Nachdruck legte er auf die Gottheit Christi, die mir schon fest stand, und auf die Persönlichkeit des heiligen Geistes, über die ich bis dahin noch im Unklaren war, obwohl ich schon gelernt hatte, den Vater im Namen seines Sohnes, meines Heilandes, um die allerteuerste Gabe seines heiligen Geistes, von deren

Unentbehrlichkeit ich überzeugt war, anzuflehen. Er ermunterte mich zum gründlichen Studium der ganzen heiligen Schrift, und da ich ihn bat, mich auf eine nähere Anleitung zum Verständnis der heiligen Schrift des Alten Testaments aufmerksam zu machen, nannte er mir die „Fußstapfen des Glaubens Abrahams von Roos," ein vortreffliches, damals aber fast ganz verschollenes Buch, das mir später zum Unterricht in der Geschichte des Alten Testaments gute Dienste geleistet hat. Zuletzt erhob er sich, schloß mich in seine Arme und sagte: „Ich habe Ihnen jetzt mein Glaubensbekenntnis abgelegt und ich hoffe, daß wir uns einst vor dem Throne Gottes wieder finden werden." So schieden wir von einander. Ich war tief ergriffen von allem, was ich hier gesehen und gehört hatte, und erst als ich mich entfernt hatte, besann ich mich darauf, daß etwas zwischen uns nicht zur Sprache gekommen war. Er hatte schon zu Anfang des Jahrhunderts eine Missionsanstalt gegründet, von der, wie ich wußte, sehr wirksame Männer ausgegangen waren. Mir wäre es eine Freude gewesen, diese Anstalt kennen zu lernen und aus dem Munde dieses ehrwürdigen Dieners Christi die Frage zu hören, ob ich nicht den Trieb in mir fühle, mich, wenn es Gottes Wille wäre, dem Missionsdienste zu widmen. Diese Frage würde ich bejaht haben, obwohl ich nicht verkannte, daß ich mir die Tüchtigkeit zu diesem schweren Dienst erst würde erwerben müssen; aber die Frage wurde nicht an mich gethan, und der ehrwürdige Greis, von dem ich sie gern gehört, entließ mich auf Wiedersehen in der seligen Ewigkeit. Wenn ich das nicht als eine volle Entscheidung über mich ansehen konnte, so war es mir doch eine Entscheidung bis auf weiteres.

Nun hielt mich nichts mehr in Berlin und ich eilte zu meinem Bruder nach Frankfurt. Ich hatte nicht die bestimmte Absicht, länger bei ihm zu bleiben; ich wollte ihn

nur sehen und im Gespräch mit ihm über meine nächste Zukunft zur Klarheit kommen. Er empfing mich mit der Nachricht, es sei Hoffnung da, daß ich in Frankfurt werde bleiben können. Es sei eine Lehrerstelle an einer der unteren Klassen des Gymnasiums frei geworden; diese Stelle sei mir zugedacht. Dasselbe hörte ich dann von den befreundeten Lehrern am Gymnasium, die, wie ich mit Freuden wahrnahm, mich im besten Andenken behalten hatten. Da war nur die Frage, ob ich die Zulassung zu der erforderlichen Prüfung werde erlangen können, ehe ich mein Dienstjahr gemacht hatte. Der Direktor des Gymnasiums, Poppo, der mir seine Gewogenheit bewahrt hatte, nahm sich der Sache treulich an und suchte eine günstige Erklärung hierüber in Berlin zu erwirken, was jedoch erfolglos zu bleiben schien. Meine Unruhe hierüber war nicht groß; denn, wenn es mir auch eine große Freude gewesen wäre, mit Leopold und seinen Freunden an einer und derselben Anstalt zu arbeiten, so war doch das Lehramt an einem Gymnasium nicht das Ziel meines Strebens, seitdem ich mich mit solcher Entschiedenheit dem Studium der Theologie zugewendet hatte. Ich wartete also still auf eine höhere Entscheidung. Da diese länger ausblieb, als man hätte vermuten sollen, so kam ich mit meinem Bruder überein, daß ich auf jeden Fall in Frankfurt bleiben und mein Dienstjahr machen solle. Wir hatten die Hoffnung, daß ich einen großen Teil meines Bedarfs mit Privatstunden werde verdienen können, und daneben wollte ich mit allem Ernst Theologie treiben. Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so kam von Berlin der Bescheid, ich solle den Versuch machen, ob ich nicht doch zur Prüfung zugelassen werde. Direktor Poppo war so freundlich, sich bei dem Ministerium des Kultus in Berlin persönlich für mich zu bemühen. Sein Gedanke war, man sollte mir die Befreiung vom Militärdienst gewähren, wodurch jedes Hindernis, das meiner

Prüfung und meiner Anstellung im Schulamt entgegenstand, beseitigt zu sein schien. Aber der Staatsrat Süvern, bei dem er die Sache betrieb, gab ihm zur Antwort, bei mir könne um so weniger an eine Befreiung vom Militärdienst gedacht werden, da ich nach einem Briefe aus Trier in die demagogischen Dinge verwickelt sei. Wie der Direktor selbst und alle meine Freunde wußten, war ich in solche Dinge auf keine Weise verwickelt; ja, ich kannte niemand, der in sie verwickelt gewesen wäre, und ich leugne nicht, daß die Annahme solcher Dinge mir als der größte und bedenklichste Irrtum erschien. Trier kannte ich viel weniger als die Treviri bei Cäsar, und ich hatte keine Ahnung davon, wer mir dort einen so schlimmen Dienst könnte geleistet haben. Doch stand nun so viel fest, daß ich in den Militärdienst als Freiwilliger werde eintreten müssen, wozu ich auch von Anfang an entschlossen gewesen war. Bei dem Regimentskommandeur, dem ich mich vorstellte, fand ich die freundlichste Aufnahme. Ich hatte gewünscht, mit dem 1. Mai eintreten zu können; da erwiderte er mir, das sei nicht passend, weil er mich sonst bei der bevorstehenden Revue nicht schonen könne, er wolle mir aber den Dienst auf alle mögliche Weise erleichtern. Meinem Bruder machte die Mitteilung hievon großes Vergnügen, und auf seinen und des Direktors Rat entschloß ich mich, alles zu thun, um in der Frist, die mir so unerwartet gewährt wurde, wenn irgend möglich, die Prüfung zum Schulamt zu bestehen. Am zweiten Osterfeiertag, 16. April, schrieb ich meine Eingabe an das Konsistorium der Provinz Brandenburg in Berlin, worin ich die Bitte um Zulassung zur Schulamtsprüfung stellte. Es war die erste Eingabe, mit der ich mich an eine Behörde wendete. Ich hatte sie nur als einen Versuch gemeint, der möglicher Weise ohne Erfolg bleiben könnte.

Inzwischen machte ich Erfahrungen von der väterlichen

Fürsorge Gottes, die mich trösteten und erfreuten. Ich hatte nur noch über eine geringe Summe zu verfügen; da kam ein auswärtiger Herr zu mir, der zwei Söhne auf das Gymnasium gebracht hatte, und bat mich, diesen durch Privatunterricht nachzuhelfen. Ich ging nicht gern darauf ein, da ich alle meine Zeit für mich selbst anwenden wollte. Aber der Mann ließ nicht mit Bitten nach, und da ich ihm endlich nachgab, nötigte er mir eine ansehnliche Summe als Vorausbezahlung auf. Um dieselbe Zeit erschien ein Gardeoffizier von Berlin, ein schöner, stattlicher Mann, bei mir, und begehrte Privatstunden zu seiner Fortbildung im Lateinischen. Er wollte den Livius für sich studieren und sich nur zweimal in der Woche mit mir über die Schwierigkeiten besprechen, die er dabei finden würde. Das war mir nicht unangenehm; denn der Offizier, der sich Rellstab nannte, war ein geistig angeregter, junger Mann, dem es ernstlich um eine gründliche, wissenschaftliche Bildung zu thun war. Er trug den kühnen Gedanken in sich, die Geschichte Karls des Kühnen dramatisch oder auch episch zu bearbeiten. Da aber die Quellen in lateinischer Sprache verfaßt waren, schien es ihm nötig, sich dieser Sprache, in der er schon früher etwas gethan hatte, ganz zu bemächtigen. Auch dachte er daran, sich in Heidelberg die Würde eines Doktors der Philosophie zu erwerben. So gewann ich einen Schüler, der wohl älter war als ich, und der mir durch den Eifer, mit dem er arbeitete, viel Freude machte. Hiedurch einmal mutig geworden, übernahm ich noch vier Lehrstunden in dem Institut des Pastors Henschel, der gewissermaßen der Nachfolger des Professors Wagner geworden war. Ich hatte dies alles übernommen, ehe ich den Bescheid auf meine Eingabe bekommen hatte, von dem ich immer noch für sehr wohl möglich hielt, daß er eine Abweisung für mich bringen werde. Doch schon am 9. Mai wurde mir vom Konsistorium eröffnet, es sei an die wissen-

schaftliche Prüfungskommission der Auftrag ergangen, mich zur Prüfung vorzuladen; einstweilen habe ich die Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten zu erwarten. Diese Mitteilung hätte mich in anderer Beziehung wohl beunruhigen können; aber in der Ungewißheit, in der ich mich bis dahin befunden, in der Dunkelheit, die sich über meine Lage ausgebreitet hatte, erschien sie mir wie ein Lichtstrahl, den ich mit Freuden begrüßte. Nur neun Tage vergingen noch, so wurden mir die Prüfungsaufgaben zugestellt, mit der weiteren Bestimmung, daß meine Arbeiten am 13. Juni abgeliefert sein sollten, und daß ich mich am 20. Juni in Berlin einzufinden habe, um an den beiden folgenden Tagen Probelektionen zu halten und am dritten Tage mich zur mündlichen Prüfung zu stellen. Die Aufgaben waren nicht gering, und es war mir wohl bange, ob ich den Forderungen würde genügen können; aber die Arbeit selbst beruhigte und ermutigte mich. Zum erstenmal wurde ein curriculum vitae von mir verlangt. Es war mir, als würde ich mit meiner Vergangenheit vor ein höheres Gericht gestellt, dem ich Rechenschaft über mein ganzes Streben ablegen sollte. Wie hätte ich da den Freund auf Rügen übergehen können? Ich überging ihn nicht und auch den überging ich nicht, zu dessen Erkenntnis er mich angeleitet hatte. Mein curriculum ging also in ein Bekenntnis meines Glaubens und meiner teuersten Hoffnungen aus. Die philologische Aufgabe betraf einen Teil der Iphigenie in Aulis von Euripides, worüber ich einen Kommentar schreiben sollte. Da ich die griechischen Tragiker, vor allem Sophokles, der mich sehr anzog, aber auch Euripides früher studiert hatte, so war mir diese Aufgabe angenehm und ich that mein Bestes, um sie gut zu bearbeiten. Die zweite Aufgabe betraf die Leibesübungen in ihrem Verhältnis zur geistigen Bildung; hierüber sollte ich eine deutsche Abhandlung liefern. Auch auf diese Aufgabe ging ich mit Liebe ein. Die Turnplätze

waren damals im preußischen Staate geschlossen und, wer das Turnwesen gefördert hatte, konnte darauf rechnen, hiefür von der damaligen Regierungspartei übel angesehen zu sein. Ich sah ganz hievon ab, von der Überzeugung ausgehend, daß ich die Aufgabe rein wissenschaftlich zu lösen habe. Ich ging davon aus, welche Stellung die Leibesübungen in der Blütezeit des griechischen Lebens eingenommen, und behauptete standhaft, sie seien auch für das Gedeihen der geistigen Bildung förderlich. Außerdem hatte ich mich auf einige Probelektionen, eine philologische und eine geschichtliche vorzubereiten, aber auch auf eine mathematische. Da mir über die letztere nichts weiter gesagt wurde, als daß ich sie zu halten habe, so sah ich mich genötigt, auch die Geometrie und die Algebra, soweit ich mich mit beiden in Jena und Halle beschäftigt hatte, wieder vorzunehmen. Hatte ich auf diese Weise viel zu arbeiten, so machte mir die erneuerte Beschäftigung mit diesen Dingen doch viel Freude. Daß ich dennoch nicht ohne Besorgnis nach Berlin ging, wird man mir glauben; aber die Sache nahm einen viel besseren Verlauf als ich erwartete. Namentlich war es Professor Zumpt, der Grammatiker, der meine Leistungen, sowohl die schriftlichen als die mündlichen, sehr freundlich beurteilte, und mir zum Schluß die besten Hoffnungen für meine Anstellung in Frankfurt machte. Er hatte, wie es scheint, die entscheidende Stimme. Seltsam war es mir mit meiner deutschen Abhandlung gegangen, die der Philosoph Hegel zu censieren hatte. Dieser berühmte Mann war hinsichtlich des Einflusses der Leibesübungen auf die geistige Bildung ganz anderer Meinung als ich und fragte mich, ob ich nicht wisse, daß die Athleten die dümmsten Menschen gewesen seien. Ich wußte das wohl, hielt mich aber dadurch nicht im mindesten für widerlegt, und berief mich auf Sokrates. Diese Berufung wies er mit einem Scherz ab, indem er sagte: „Ja, Sokrates hat sich täglich im

Gymnasium geübt; aber er hat auch oft zu Hause getanzt, und wenn Sie nun zu mir kämen oder zu einem der übrigen Herren und fänden uns tanzend, was würden Sie dazu sagen?“ Ich vermute, die „übrigen Herren“ waren von dieser Wendung noch mehr überrascht und betroffen als ich selbst, und ich hielt für das Beste, dem nichts entgegen zu setzen. Ich kann mir die Sache nur dadurch erklären, daß eine höhere Weisung vorhanden war, der Liebe zum Turnwesen, die sich in der deutschen Jugend ausgebreitet und sich trotz der Ungunst der Staatsregierung erhalten hatte, auch bei Gelegenheit der Schulamtsprüfungen entgegen zu wirken.

Wie glücklich war ich, als ich bei meiner Rückkehr erfuhr, es sei nun so gut als gewiß, daß ich die Lehrstelle am Gymnasium bekommen werde, sobald ich mein Dienstjahr zurückgelegt habe. In dies trat ich nun ohne Verzug ein, und man nahm so viel Rücksicht auf mich, daß ich meine Privatstunden, es waren neun, ungestört halten und daneben auch noch acht Stunden im Gymnasium übernehmen konnte, wo ich mich sogleich heimisch fühlte, da ich viele meiner ehemaligen Schüler aus dem Wagnerschen Institut hier wieder fand.

Es war nach drückender Ungewißheit, wo ich meinen Fuß würde hinsetzen können, eine Zeit der ruhigen Entwicklung für mich gekommen, die ich wohl eine Zeit des Grünens und Blühens nennen kann. Die militärischen Übungen waren zwar in die frühesten Stunden des Morgens verlegt, was mir aus dem Grunde unangenehm und zuweilen sehr lästig war, weil die Stille des frühen Morgens bis dahin etwas Erquickendes, ja Heiliges für mich gehabt hatte; aber nach einigen beschwerlichen Stunden war die Sache doch für mich abgethan, und ich konnte dann ungestört zu den Arbeiten meines Berufes zurückkehren, die meiner Neigung so ganz entsprachen.

Mein Verhältnis zu den Lehrern am Gymnasium war

ein durchaus friedliches und freundliches; sie betrachteten mich schon als einen der Ihrigen, und der Direktor, dem ich schon so viel verdankte, zeigte mir fortwährend seine Gewogenheit. Mein Bruder nahm hieran den freudigsten Anteil, und der tägliche Umgang mit ihm, der immer mit den edelsten Studien beschäftigt war, konnte für mich nur fördernd sein. Ich sah auf seinem Arbeitstische Werke, wie die von Jovius und Guicciardini, und er legte, wie sich später ergab, den Grund zu seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Nationen, vornehmlich am Ausgang des fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert.“ Er hatte die Eigenheit, sich über seine Arbeit nicht auszusprechen, und auch für mich blieb es ein Geheimnis. Doch konnte es nicht anders sein, als daß er mir in den Abendstunden, die wir gewöhnlich zu einem Ausgang ins Freie benutzten, manches mitteilte, woraus ich abnehmen konnte, wie umfassend und wie ernstlich gemeint seine historischen Studien waren. Ich war glücklich, mit ihm in jenen schönen Gegenden an der Oder umher zu wandern. Den späteren Abend widmeten wir beide, jeder auf seinem Zimmer, den Studien. Zuweilen fanden wir uns für den Abend bei einer Freundin von Leopold ein; es war die Frau Prediger Ahlemann, die als Direktrice einer höheren Töchteranstalt in großem Ansehen stand. Bei ihr hatte Leopold, ehe er seine Amtswohnung beziehen konnte, Aufnahme und mütterliche Pflege gefunden. So hatte sich ein näheres Verhältnis gebildet, das treu bewahrt wurde und für beide Teile erfreulich war; daran durfte ich denn auch teil nehmen. Häufig fand sich auch eine jüngere Freundin von Frau Ahlemann, Fräulein Karoline Bähr, an diesen Abenden ein. Dann brachte Leopold neu erschienene poetische Werke mit, so die bezauberte Rose von Ernst Schulz, Müllners dramatische Arbeiten, die in jener Zeit großes Aufsehen machten, und anderes. Er las nicht allein vortrefflich vor, er knüpfte

auch Bemerkungen und Urteile an, wie sie nur ein so vertrauter Kenner der poetischen Litteratur der alten und der neuen Zeit geben konnte. Hiedurch gewannen diese Abende für uns einen bedeutenden Inhalt, weshalb ich sie nicht gern versäumte.

Ganz anderer Art war meine Beschäftigung an den übrigen Abenden. Auf Rügen hatte ich neben den neutestamentlichen Studien auch die alttestamentlichen begonnen; ich hatte die Genesis mit Eifer und mit immer zunehmender Freude durchstudiert, wodurch das Verlangen in mir entstanden war, auch die Fortsetzung dieses aus dem höchsten Altertum stammenden und von ihm zeugenden Werkes, wie sie in den vier folgenden mosaischen Büchern gegeben ist, in der Ursprache genau kennen zu lernen. Dieses Verlangen wachte in Frankfurt wieder auf, und sobald es mir möglich war, ging ich an die Arbeit. Ich besaß glücklicher Weise keinen Kommentar, und genoß so die Freiheit, das Werk selbst ohne alle Störung und Verkümmerung auf mich wirken zu lassen. Und es wirkte herrlich auf mich; es kam mir wie ein Tempel vor, der sich vor meinen Augen aufbaute, bis er in seiner Vollendung vor mir stand. Sobald ich so weit vorgedrungen war, schritt ich zum Studium der Psalmen. Hier fand ich Schätze, die mich entzückten, deren Dasein ich kaum geahnt hatte. Wenn ich aber auf Stellen traf, die schon in meiner frühen Jugend in deutscher Sprache einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatten, so wirkten sie in ihrer Urgestalt noch tiefer auf mich, und indem sie mir zugleich in dem schönen Lichte meiner Jugend erschienen, traten sie meinem Herzen so nahe als möglich.

Aber es würde an dem Bilde jener Zeit noch etwas Großes fehlen, wenn ich nicht zweierlei noch erwähnen wollte. Das erste war die Anregung, die ich viel weniger in der hochgebauten, schönen Stadtkirche, als in dem kleinen reformierten Bethaus empfing. Da predigte der Konsistorialrat

Muzel, der in seinem Alter noch mit der Kraft eines Jünglings sprach und seine kleine Gemeinde mit einem Nachdruck, der aus der Tiefe seines Innern hervorging, auf das Eine, das not ist, hinwies. Da er die unterscheidenden Lehren der Reformierten nicht berührte und sich einfach und treu an das Wort Gottes hielt, wirkte er um so reiner und tiefer. Unvergeßlich ist mir der Ernst geblieben, wenn er den Segenswunsch aussprach, der mit den Worten beginnt: „Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch!“ und mit den Worten der Verheißung schließt: „Getreu ist er, der euch rufet, welcher wird es auch thun.“

Das andere, das ich noch zu erwähnen habe, war für mich noch bedeutender. Es war die Treue, mit der mein Freund auf Rügen den Briefwechsel mit mir pflegte. Was ich erlebte, teilte ich ihm mit; dafür empfing ich von ihm Mitteilungen aus seinem so reichen Leben und Wirken, die nicht leicht jemand besser verstehen konnte als ich. Es hatte ihn zu Anfang in Erstaunen gesetzt, daß es schien, als würde ich, nachdem ich bei ihm ein Jahr lang so eifrig Theologie getrieben, nun doch in die verlassene Bahn der Thätigkeit als Lehrer wieder einlenken. Aber er machte keine Einwendungen, als ich mich entschloß, mich zur Schulamtsprüfung zu stellen. Doch machte es ihm große Freude, als er von mir vernahm, mit welchem Eifer ich mich dem Studium des Alten Testaments im Grundtext wieder zugewendet hatte.

Hatte ich nun an Baier einen väterlichen Freund, der mich aus der Ferne mit solcher Liebe begleitete, und hatte ich einen Bruder zur Seite, der mir das schönste Vorbild gab, so genoß ich auch das große Glück, Vater und Mutter noch zu besitzen, die der Entwicklung meines Lebens, wenn auch aus weiter Ferne, mit der größten Teilnahme zusahen.

Es war ihnen eine süße Hoffnung, daß ich nun auch zu einer Anstellung gelangen werde, und zwar in der un-

mittelbaren Nähe meines Leopold. Auch mir war das eine teure Hoffnung schon an sich selbst, aber ganz besonders, weil es den lieben, treuen Eltern zur Freude, zur Beruhigung gereichen würde.

So ging ich still und getrost auf dem Wege meines Berufes weiter. Ich weiß nicht mehr, ob ich schon alle Lehrstunden in der Klasse, die mir zugedacht war, erteilte; aber gewiß ist, daß man mich in Frankfurt schon als Lehrer dieser Klasse betrachtete, wozu mich die Kuratoren des Gymnasiums, an deren Spitze der ehrwürdige Konsistorialrat Muzel stand, gewählt hatten. Daß die Bestätigung der Wahl nicht sogleich erfolgte, machte uns keine Sorge, unter allen Umständen hätte meine Anstellung doch erst nach Vollendung meines Militärdienstes erfolgen können.

Aber was kein Mensch für möglich gehalten hatte, geschah. Ich befand mich am 12. November wie an jedem andern Tage der Woche im Gymnasium bei meinen Schülern und that an ihnen mein Bestes. Die Stunde ging zu Ende; da empfing ich vom Direktor die Botschaft, ich möge sogleich nach der Stunde zu ihm kommen, er habe mir etwas zu sagen. Ohne zu ahnen, was das sein könnte, eilte ich zu ihm und er gab mir, ohne ein Wort zu sprechen, ein soeben bei ihm eingelaufenes Schreiben des Konsistorialrats Nolte von Berlin zu lesen. Ich las:

„Das Königl. Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hat die auf den Schulamts-Kandidaten Ranke in Frankfurt a. O. gefallene Wahl zum Lehrer am dortigen Gymnasium verworfen, weil er sich durch seine früheren Verbindungen verdächtig gemacht hat, und weil seine Papiere von Staatspolizei wegen in Beschlag genommen worden sind."

Der Verfasser des Schreibens, der zugleich Chef des höheren Schulwesens in der Provinz Brandenburg war, sprach nach dieser amtlichen Mitteilung sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß auf diese Weise die Karrière des

jungen Mannes zerstört sei, und bewies sein Wohlwollen gegen mich, indem er noch weiter beifügte, Seine Excellenz, der Staatskanzler von Hardenberg, sei ein wahrhaft edler Mann, der sich gewiß nicht hart zeigen werde, wenn man sich auf die rechte Weise an ihn wende.

Still, aber mit Staunen, ja mit einem gewissen Entsetzen, las und wiederholte ich mir die Worte, die mir sagten, daß man im Ministerium die auf mich gefallene Wahl zum Lehrer am Gymnasium verworfen habe. So mag es einem Manne zu Mute sein, wenn ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel in sein Haus einschlägt und es in wenigen Minuten in Asche legt.

Der Direktor, der nicht weniger betroffen war als ich, erlaubte mir, das verhängnisvolle Schreiben an mich zu nehmen. Der erste, dem ich es zeigte, war mein Bruder, der ebensosehr davon ergriffen wurde. Wir beide hatten ein und dasselbe Gefühl; wir dachten viel mehr an die Eltern und an den schmerzlichen Eindruck, den diese Wendung der Dinge auf sie machen mußte, — als an das, was ich erlitt. Aber allmählich trat auch dieses uns in seiner schrecklichen Gestalt vor die Augen. Es war deutlich genug, daß es nicht das Konsistorium, nicht das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten war, welches die auf mich gefallene Wahl verworfen hatte; es war die allerhöchste Region des Staates, wo man diese Verwerfung beschlossen hatte. Nun wußten wir, daß eben daher die Verfügung ausgegangen war, meine Papiere in Beschlag zu nehmen. Diese Verfügung war zu Anfang des Jahres 1820 vollzogen worden; aber was hatte man in Beschlag genommen? Es waren die Briefe von Altenkirchen, die wohlgeordnet auf meinem Schreibtische neben mir lagen, wenn ich arbeitete, um jeden Augenblick, wenn ich wollte, einen Blick in diesen Schatz der treuesten, seelsorgerlichen Liebe und der Erbauung zu thun. Diese Briefe hatte der Polizeibeamte,

der zu mir gesendet wurde, mit sich genommen; er selbst war von dem, was er daraus vernahm, gerührt; die Fragen, die er mir sonst in höherem Auftrage vorlegte, hatte ich so leicht, so freudig gelöst, daß der Beamte meinte, es gereiche alles zu meiner größten Ehre. Die herrlichen Briefe, die man mir genommen, vermißte ich schmerzlich; aber daß sie mir nachteilig werden könnten, mußte mir unmöglich scheinen. Und jetzt mußte ich erfahren, daß man wegen dieser Beschlagnahme so — unverantwortlich gegen mich verfuhr! Man nannte auch noch meine früheren Verbindungen, die mich verdächtig gemacht haben sollten. Aber nie war ich wegen einer solchen Verbindung vernommen worden; nie hatte man mir Gelegenheit gegeben, mich darüber zu erklären. Es würde mir leicht gewesen sein, jeden Verdacht dieser Art in seiner Nichtigkeit zu zeigen. Jedes ordentliche Gericht hätte mich gegen solche Verdächtigungen in Schutz nehmen und mich vollkommen frei sprechen müssen. Aber gegen die geheime, hohe Staatspolizei war kein Recht zu finden!

Wir sahen das ein, und um so mehr fühlte ich mich zerschmettert. Aber es stand bei dem allem fest, daß die auf mich gefallene Wahl verworfen und daß meine Thätigkeit als Lehrer am Gymnasium geschlossen war. Und so führte der Kreislauf der Gedanken immer wieder zur Zerstörung unserer Hoffnungen zurück.

Der zweite, dem ich mein Leid klagte, war der Freund in Altenkirchen. Ich setzte die Feder an, ich teilte ihm jene Stelle über die Verwerfung der Wahl mit, und indem ich die Feder in der Hand hielt, verging eine halbe Stunde, ehe ich weiter zu schreiben im stande war. Ich hatte staunend vor mich hingesehen und die ganze Schwere der Entscheidung nach allen Richtungen hin empfunden.

Aber die Sache hatte doch auch noch eine andere Seite, und sobald dem ersten Schmerz sein Recht widerfahren war,

trat diese hervor. In Altenkirchen war in mir die Hoffnung entstanden, daß mir die hohe Ehre und Freude zu teil werden könne, einst noch ein Verkündiger des Evangeliums zu werden, und diese Hoffnung war es, die mich zu einem umfassenden Studium der heiligen Schrift getrieben hatte. Ich ließ in meiner neuen Stellung dieses Studium nie ganz fallen; aber es konnte doch nicht meine Hauptbeschäftigung sein, und so hätte ich mit der Zeit von dem Ziel, das mir vorschwebte, wohl ganz abgelenkt werden können. Wie nun, wenn jener harte Schlag, der meine nächste Hoffnung von Grund aus zerstörte, mir nur dazu hatte dienen sollen, mich dem eigentlichen, dem höchsten Ziel meines Lebens wieder näher zu bringen? Von dieser Seite betrachtet, erschien das, was mich so sehr bekümmerte, in einem ganz andern Licht, und ich fing an, es in diesem Lichte anzusehen und, wenn auch nicht ohne Bangigkeit, zu hoffen, daß ich zum geistlichen Amt berufen sei. Mein Bruder stimmte mir bei; aber ihm trat bei dieser Veranlassung die damals im Staat vorwaltende Richtung, und hiemit auch die Lage, in der ich mich innerhalb des Staats befand, in ihrer ganzen Bedenklichkeit vor die Augen. In jenen Tagen begegnete ich ihm einmal in der Nähe seiner Wohnung auf der Straße. Er trug etwas bei sich. Es war ein eben erschienenes kleines Werk von Görres, das er auf einem einsamen Spaziergang gelesen zu haben schien. Es hatte den Titel: „Deutschland und die Revolution.“ Er hielt es mir mit den Worten entgegen: „Da kannst du sehen, was du zu erwarten hast,“ — und indem er das sagte, zeigte mir sein Gesicht einen so schmerzlichen Ernst, wie ich ihn noch nie an ihm oder an irgend jemand gesehen hatte. Da wir von einander gingen, nahm er jedoch das Buch mit sich; ich habe es nie gelesen.

Auch mein Freund in Altenkirchen nahm das, was man mir angethan hatte, mit großem Ernst, ja mit Unwillen

auf und nannte den Zustand des Staates einen abscheulichen. Doch war das Nebensache in seinen Briefen an mich und ist wohl auch nur einmal, unmittelbar nachdem er die schlimme Nachricht von mir empfangen hatte — am 21. November — berührt worden. Die Hauptsache war ihm, mich zu trösten und aufrecht zu erhalten. Einmal empfing ich von ihm, unerwartet und unerbeten, eine kleine Geldsendung — vom 11. Dezember — mit den Worten: „Nimm dies als eine nächste kleine Hilfe in der Not!“ Auf der Rückseite des Blattes stand von meinem treuen Ernst Frank: „Befiehl du deine Wege“ — bis zu den Worten: „Der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“ Nur diese Worte hatte er geschrieben; aber sie drückten ganz den treuen, gottseligen Sinn dieses Freundes aus und drangen mir mit dem ganzen Trost, den sie enthielten, in das Herz.

Sehr wohlthuend war es für uns, daß unsere Freunde in Frankfurt den aufrichtigsten Anteil nahmen. So hat Heydler, wie wir erst später erfuhren, sich für mich an den Staatskanzler gewendet, um die Sache rückgängig zu machen. Auch von anderer Seite sollen ähnliche Schritte für mich geschehen sein; sie waren, wie sich voraussehen ließ, fruchtlos; aber für mich hatten sie doch etwas Tröstliches. So tadelte auch Konsistorialrat Muzel das Verfahren gegen mich unverhohlen; zu mir selbst sagte er: „So leistet man dem Staat keinen guten Dienst!“

Gegen das neue Jahr empfing ich von Baier die Einladung, wenn auch nur auf wenige Tage, zu ihm zu kommen, er habe ein Verlangen, mich zu sehen. So eilte ich denn mit der Post zu ihm. Ich wurde mit der größten Liebe empfangen; aber ich fand den Freund viel schwächer, als ich gefürchtet hatte. Ich fand ihn so heiser, daß er kein lautes Wort hervorbringen konnte. Wenn er doch sprach, so mußte ich fürchten, es werde ihm schädlich sein. Dennoch ließ er es sich nicht nehmen, mit mir nach Bobbin

zu seiner Mutter zu fahren. Diese fand es sehr unrecht, daß er bei seiner Heiserkeit diese Reise gewagt habe. Mir teilte sie mit, daß sie sich an die Heiserkeit ihres Mannes erinnert fühle, welche ein Zeichen seines herannahenden Endes gewesen sei. Er selbst aber war ohne Besorgnis, und ich nahm gern an seiner Hoffnung auf Genesung teil. Er trug mir den Gedanken vor, es werde sich vielleicht einrichten lassen, daß ich nach meiner Entlassung vom Militär wieder komme und ihm und dem Pastor Schwarz bei der Erziehung der Kinder Hilfe leiste. Ich war nicht abgeneigt, darauf einzugehen.

Kurz nach meiner Rückkehr nach Frankfurt empfing ich einen Brief von Altenkirchen mit dem Postzeichen Stralsund, 10. Januar 1822. Er schrieb darin:

„Ich konnte auch heute nicht in der Gemeinde sein. Es ist noch, wie du mich verlassen hast, aber es wird bald besser werden."

Nachdem er für mein Kommen gedankt, fährt er fort: „Große Entscheidungen über deine nächste Zukunft liegen in der Wage. Es wird wohl auch heute davon in Wiek verhandelt werden. Sehr dringt Schwarz darauf, dich ganz zu haben, doch werden wir uns das Unsere vorbehalten. — Wie herrliches Wetter hast du auf dieser Reise gehabt, wie hell und stille waren die Nächte! Ich habe sie im Mondenlichte meist wachend durchbracht. — Heute früh schrieb mir Fahrenholz, Schullehrer in Brege, daß Gott seine Frau sanft und selig abgefordert habe. Auch eine andere sehr Leidende ist heute Mittag gnädig aufgelöst. Noch manchen wird der Herr in diesem Jahre rufen; daß jeder sich bereit hielte, mit Frieden vor ihm zu erscheinen!"

An einem der folgenden Tage fügt er noch bei:

„Ich habe heute im Kopfe sehr viele Schmerzen gelitten; doch sind das ja nur Schmerzen des Fleisches, und wir haben die Verheißung: wer am Fleisch leidet, höret auf

von Sünden. Der Herr lasse dazu auch diese Schmerzen gesegnet sein!" —

Wahrscheinlich war es auf meiner Rückreise, die mich durch Berlin führte, daß ich mit Professor Köpke, der ein Freund von Schwarz und auch von Baier war, zusammentraf. Gewiß ist, daß dieser freundliche Mann mich über das, was ich in Frankfurt erfahren, zu beruhigen suchte. Er sagte zu mir: „Sie sind doch mehr Theolog, als Philolog; Sie sollten um Aufnahme in das Wittenberger Predigerseminar bitten." Diese Bitte würde mir gewiß nicht versagt werden; er wolle sich auch selbst für mich verwenden. Da wurde mir denn eine Aussicht eröffnet, die nicht erfreulicher hätte sein können. Mein Herz gehörte in Wahrheit der Theologie, dem Predigtamt. Wurde mir nun eine Zeit von zwei Jahren in jenem Seminar gewährt, wie hätte ich mich da unter Leitung eines so ehrwürdigen Theologen, wie Heubner war, für das heilige Amt weiter vorbereiten können!

Mein Bruder nahm an meiner Freude über diese neue Hoffnung herzlichen Anteil, und ich habe damals wohl eine Bittschrift um Aufnahme in das Seminar eingereicht, wovon mir jedoch keine bestimmte Erinnerung geblieben ist. Denn schon am 10. Februar empfing ich eine Mitteilung von dem Geheimerat Nicolovius, worin er mir die Nachricht giebt, die er selbst als eine gute bezeichnet, daß mir die Bitte um eine Stelle im Wittenberger Seminar gewährt werden soll. Er freue sich darüber, weil ich in der dortigen Pflege völlige Vorbereitung und Weihe zu meinem Beruf erhalten könne. Einen Tag früher schrieb mir mein Vater, ich solle die Pfarrstelle in Nausitz, zwei Stunden von Wiehe, bekommen, wenn ich sie wolle. In derselben Zeit empfing ich auch meine Entlassung vom Regiment, was ich als Befreiung aus einer Art von Gefangenschaft empfand. Ich lehnte nun die freundlichen Anerbietungen des Pastors

Schwarz ab und, durch die neuen Hoffnungen mit dem plötzlichen Schluß meiner schulamtlichen Thätigkeit vollkommen ausgesöhnt, folgte ich der Einladung meiner Eltern und trat am 16. Februar 1822 die Reise in die Heimat an. Zum Abschied beschenkte mich Leopold mit einer Prachtausgabe des Alten Testamentes von Joh. Heinrich Michaelis, eines auf den gründlichsten Studien ruhenden, gelehrten Werkes, das lange Zeit als das beste Hilfsmittel zum Verständnis des Alten Testamentes in der Grundsprache gegolten hat. Ich erinnere mich noch der lebhaften Freude, mit der ich dieses Geschenk aus der Hand meines Bruders empfing. Ich war nun nach der Rückkehr von der Insel Rügen beinahe genau ein Jahr wieder in Frankfurt gewesen und hatte mich täglich des Umgangs mit ihm erfreut. Dieses schöne Zusammensein hatte nun sein Ende erreicht; aber die Verhältnisse hatten sich so gestaltet, daß ich gern von Frankfurt Abschied nahm. Ich sah der Zukunft voll froher Hoffnung entgegen.

So kam ich denn noch einmal in meine Heimat, in der ich, wie immer, die gütigste, freundlichste Aufnahme fand. Es kümmerte meine Eltern nicht sehr, daß meine Anstellung in Frankfurt, die ganz gesichert zu sein schien, endlich doch nicht erfolgt war. Sie waren überzeugt, daß man mir ein großes Unrecht angethan habe, und ich brachte ja eine neue Hoffnung mit, die meinen und auch ihren Wünschen viel besser entsprach, als die Anstellung im Schulamt, die ich in Frankfurt gehofft und nicht gefunden hatte. Wie mir selbst das geistliche Amt als das Ziel aller meiner Wünsche vorschwebte, so hielten auch die Eltern mich zum Geistlichen bestimmt, und es gefiel ihnen sehr wohl, daß ich meine weitere Ausbildung in dem altberühmten Wittenberg finden sollte.

Bald nach meiner Ankunft in Wiehe wendete ich mich mit einem Briefe an Dr. Heubner, den Vorstand des Wittenberger Seminars. Ich sprach die Hoffnung aus, daß ich

unter seiner Leitung alles das noch gewinnen werde, was mir nötig sei, um ein rechter Verkündiger des Evangeliums zu werden. Ich hielt es für möglich, daß ich schon nach Ostern werde eintreten können. Da mußte es uns denn auffallen, daß die freundliche Antwort, die ich auf meinen Brief empfing, doch die Mitteilung enthielt, daß die Direktion des Seminars von meiner Aufnahme noch gar nicht unterrichtet sei. Wurden hiedurch neue Bedenken angeregt, so stand es doch fest, daß ich nun im besten Fall nicht vor dem Beginn des Wintersemesters werde eintreten können. Die beste Anwendung der Zwischenzeit schien es mir, daß ich mich auf die theologische Prüfung vorbereitete, die ich in Magdeburg würde zu bestehen haben.

In den Osterferien kam Ferdinand von Halle, wo er seit dem vorigen Jahre studierte, zu uns herüber, und hiemit begann für mich eine Zeit der freudigen Erhebung, die nie aus meinem Gedächtnis entschwunden ist. Der liebe, traute Bruder schloß sich mir mit der größten Liebe an und nahm an meinen Studien teil. Wenn der Morgen dämmerte, stiegen wir mit einander den Schloßberg hinan, bis wir die Höhe erreichten, wo wir das Schloß und Wiehe und das ganze unvergleichliche Thal unter uns liegen sahen. Da standen wir mit einander und erwarteten den Aufgang der Sonne. Hatten wir uns an diesem wundervollen Anblick erbaut, dann gingen wir nach Hause zurück, wo wir an dem gemeinsamen Frühstück und Morgensegen teilnahmen. Wie glücklich fühlten wir uns in dem schönen stillen Kreise der Unsrigen! Da war der treue Vater, der sich in seinen Söhnen wieder verjüngt sah; da war die Mutter, die sich in ihren Kindern glücklich fühlte und mit liebevoller Geschäftigkeit für uns besorgt war; dann die Schwestern Hannchen und Rosalie, jene etwas älter als ich, diese bedeutend jünger, der Schule noch nicht ganz entwachsen; dann noch der kleine Bruder Ernst, der erst im achten Jahre stand.

Es war ein reges Leben in der kleinen Gesellschaft, das für uns höchst anziehend war. Aber wir eilten zu unsern Studien, in denen wir uns nicht weniger glücklich fühlten. Ferdinand wollte sich bei mir im Hebräischen üben, und es machte mir Freude, mit ihm die Psalmen zu lesen, für deren Schönheit und Tiefe er ein offenes Herz und Auge hatte. Aber auch an allem andern, was ich Theologisches trieb, nahm er Anteil. Doch die schönsten und, wenn ich so sagen darf, die seligsten Augenblicke unseres Zusammenseins waren für mich und für ihn, wenn ich ihm auf seine Bitte von Rügen erzählte und von dem, was ich dort gefunden. Da wurden wir ganz ein Herz und eine Seele mit einander, und so ist es seitdem geblieben. Ich selbst hörte ihm gern zu, wenn er mir von Schulpforta oder von Karl v. Raumer erzählte, der damals noch Professor in Halle war, und bei dem er beinahe wie ein Sohn des Hauses ein- und ausging.

Am Osterfest, zu dessen Feier auch Leopold von Frankfurt unerwartet gekommen war, hatte ich in Donndorf zu predigen. Meine Brüder fuhren mit mir dahin. Zum erstenmal wurde mir damals die hohe Freude zu teil, von der Auferstehung meines Herrn Christus zu predigen, als von der wundervollen Thatsache, auf welcher der Glaube seiner Gemeinde, ja das Dasein derselben ruhet. Die Beistimmung meiner Brüder machte mich glücklich und verband uns nur noch inniger mit einander. Leopold fühlte sich so kräftig angeregt, daß er sich entschloß, am zweiten Ostertag in der Metten selbst zu predigen. Wie es in diesem Gottesdienste, der in die frühesten Morgenstunden fiel, gewöhnlich war, sprach er nicht von der Kanzel, sondern von dem Lesepulte aus, das vor den Stufen des Altars angebracht war. Er sprach von dem Auferstandenen, wie er die Siegesfahne schwingt und sie uns reicht. Das ist eine der teuersten Erinnerungen aus meiner Jugend; denn er sprach mit einer

inneren Bewegung und mit einer Kraft und Freudigkeit, die uns ergriff. Es ist wohl die einzige Predigt, die er gehalten hat; sie zeigte, daß er auch als Prediger hätte Großes leisten können, wenn ihm nicht ein anderer Beruf zu teil geworden wäre. Schon am folgenden Tage — 9. April — verließ er uns, um über Pforta und Leipzig zurückzukehren. Er hat diese ganze Reise zu Pferde gemacht, woraus man sieht, wie kräftig er war. Ja, es war in ihm eine Lebendigkeit, geistig und leiblich, wie in keinem seiner Brüder.

Ferdinand blieb noch einen vollen Monat bei mir, und nach den schönen Festtagen kehrten wir zu unsern gemeinsamen Studien zurück, die uns jeden Tag zu einer Art Festtag machten. Es war am 8. Mai, als er mich verließ. Ich vermißte ihn sehr, nicht sowohl bei den Studien als bei meinen Gängen ins Freie, die ich nun ohne Begleitung machen mußte, wenn nicht der liebe, kleine Bruder Ernst mit mir ging. Aber ich hatte mich in etwas noch Schwereres zu fügen als in diese Trennung. Die Hoffnung auf Wittenberg, die mir den Abschied von Frankfurt erleichtert hatte, war schon durch Heubners Antwort ein wenig in das Wanken gekommen; sie wurde aber immer unsicherer, und als jene Kabinetsordre erschien, nach welcher keiner, der von dem Verdacht der Staatsregierung betroffen war, auf irgend eine Weise unterstützt werden sollte, mußte diese Hoffnung gänzlich aufgegeben werden; denn die Aufnahme in das Seminar wurde als eine Unterstützung betrachtet.

Hiemit begann für mich eine Zeit der Unruhe, die mir um so schmerzlicher war, da ich mich bei meinen Eltern befand, die nun mit mir zu leiden hatten. Ich kämpfte mit meinen Sorgen und glaubte sie wohl einmal ganz überwunden zu haben; aber sie erhoben sich immer wieder. Doch muß ich in dankbarer Erinnerung hinzufügen, daß ich nicht verzagte, sondern, wenn auch wie

im Dunkeln, an der Hoffnung auf Gottes gnädige Führung festhielt.

In dieser Lage befand ich mich, als ich bei dem Konsistorium des Herzogtums Sachsen in Magdeburg um meine Einberufung zur theologischen Prüfung nachsuchte. Darauf empfing ich zunächst einen Predigttext, den ich zu bearbeiten, und eine Reihe von Fragen, die ich zu beantworten hatte. Der Text, Ebräer 13, 5, der die Worte enthielt: „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen," schien ganz auf meine Stimmung berechnet zu sein, und die Bearbeitung wirkte beruhigend auf mich. Die Fragen bezogen sich meist auf Äußeres und machten keine Schwierigkeit; nur eine war darunter, die mein Befremden erregte. Auf die Frage nach der Konfession folgte die nach der Union. Ich war nach Abstammung und Überzeugung Lutheraner, was ich auch freudig bekannte. Von der Union wußte man damals in den Kreisen, in denen ich mich bewegte, wenig oder nichts. Nie war ich mit einer unierten Gemeinde in Berührung gekommen, und außer der Domgemeinde in Berlin mag es wohl damals keine Gemeinde gegeben haben, die für uniert galt. Wir hielten sie für reformiert, womit wir ihr aber nicht im mindesten zu nahe treten wollten; hatten wir doch in Frankfurt an Konsistorialrat Muzel einen ehrwürdigen Prediger der reformierten Kirche kennen gelernt, den wir mit Erbauung hörten. Die Fassung der Frage ist mir entschwunden, aber was ich antwortete, steht noch klar vor meinen Augen. Ich erklärte, dem Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche von Herzen anzugehören, fügte aber in aller Unschuld hinzu, ich wisse nicht, was mich hindern sollte, auch einer unierten Gemeinde das Evangelium zu verkündigen. Damit war die Sache abgethan; sie wurde nicht weiter berührt und ich muß vermuten, daß die Frage nicht von der kirchlichen Oberbehörde selbst, sondern von einer höheren Stelle ausgegangen war. Außerdem wurden

noch mehrere Zeugnisse von mir verlangt, die ich an den Orten meiner Studien zu suchen hatte. Ich ging zuerst nach Jena, wo ich noch einmal Luden sah, dessen Vorträge über die Geschichte ich einst mit so großer Freude gehört hatte. Er nahm mich mit seiner gewohnten Güte auf und hörte mit vieler Teilnahme, was mir in der letzten Zeit widerfahren war. Von Jena ging ich auf den wohlbekannten Wegen in dem lieblichen Thal der Saale nach Schulpforta. Dieser Gang würde leicht mein schwerster gewesen sein; aber er wurde der angenehmste. Denn in Pforta lebte seit einigen Jahren mein Freund Jakobi als Professor der Mathematik. Ihn wiederzusehen in seiner schönen Häuslichkeit — er war sehr glücklich verheiratet — und in seiner kraftvollen Thätigkeit als Mitglied des Lehrerkollegiums, zu dem ich immer noch mit Ehrfurcht emporsah, das war für mich eine Genugthuung, die mich um so mehr erhob, da der Anlaß meines Besuches an sich so viel Demütigendes für mich hatte. Mein Freund übernahm das Amt eines Vermittlers zwischen mir und dem Rektor Ilgen, und da ich mich diesem vorstellte, bedurfte es von meiner Seite nur weniger Worte. Er übergab mir einen versiegelten Brief an den Generalsuperintendenten Westermeier, der die Stelle eines Schulzeugnisses vertrat und mir später die besten Dienste geleistet hat. Mit erleichtertem Herzen wanderte ich ohne weiteren Aufenthalt nach Halle. Hier kam ich leicht zu den wenigen Zeugnissen, die mir nötig waren. Aber für mein weiteres Leben bedeutend wurde es, daß mein Bruder Ferdinand mich bei der Familie Raumer einführte, mit der ich später in ein so nahes Verhältnis treten sollte. Karl v. Raumer hatte mich von Frankfurt her in gutem Andenken behalten und empfing mich nun als den Bruder von Ferdinand mit einer Freundlichkeit, die beinahe schon Freundschaft war. Aber nun lernte ich auch den edeln Familienkreis kennen, in dem er lebte. Frau

v. Raumer, eine Tochter Reichardts, ihre Schwester Sophie, ihre Mutter, dann die lieblichen Kinder: es war eine Familie, in die man nur eintreten durfte, um sich ihrer zu freuen. Ich war damals in einer Stimmung, in der man sich nicht leicht anschließt, und so wohl mir diese lieben Menschen gefielen, so hielt ich mich doch in einer gewissen Entfernung von ihnen. Raumer erzählte mir von Nürnberg und von einer trefflichen Erziehungsanstalt, die dort unter der Leitung des Dr. Dittmar bestehe. Ich hatte keine Ahnung davon, in welcher nahen Beziehung er sich zu dieser Anstalt befand. Um so schneller und entschiedener wies ich den Gedanken, den er mir nahe legte, in dieser Anstalt ein Feld der Thätigkeit zu suchen oder vielmehr anzunehmen, von mir ab. Was es um Erziehungsanstalten sei, glaubte ich zur Genüge zu wissen, und mein Streben ging nach einem ganz andern Ziele. Wies ich nun den Antrag ab, denn ein solcher war es, so ließ doch Raumer sich nicht abweisen; er drang in mich, die Anstalt doch einmal mit eigenen Augen zu betrachten; in jedem Falle werde es angenehm für mich sein, das alte Nürnberg und das schöne Frankenland zu sehen. Ich versprach es nicht, lehnte es aber auch nicht entschieden ab. So verließ ich das schöne Giebichenstein, wo Raumers damals wohnten, und wanderte von Halle wieder der Heimat zu. Hier war das erste, daß ich meine Papiere ordnete und an das Konsistorium einsandte.

War es die Ungewißheit meiner Lage, war es die Lust, neue Gegenden des deutschen Vaterlandes zu sehen? Ich kann es nicht mehr angeben, aber ich ging auf das Kreisgericht in Wiehe und ließ mir einen Paß zu einer Reise nach Nürnberg ausstellen. Da ich aber im Begriff war, die Reise anzutreten, empfing ich Briefe, die alles änderten. Der erste war von Professor Nasse, der jetzt in Bonn lebte. Diesem alten Freunde hatte ich etwas über meine Lage mitgeteilt, und nun lud er mich ein, zu ihm zu kommen, er

wolle mich mit Freuden aufnehmen und bei den vielen Verbindungen, in denen er stehe, werde es ihm nicht schwer sein, mir eine Predigerstelle zu verschaffen, denn auch seiner Ansicht nach sei ich zum Geistlichen bestimmt. Ich hatte aber kaum Zeit gehabt, meine Gedanken nach dieser Richtung hinzuwenden, als ein Brief von Altenkirchen kam, der mir sagte, Baier liege todkrank in Greifswald, wolle ich ihn noch einmal sehen, so möge ich eilig kommen; es werde dem Kranken gewiß eine Erquickung sein, wenn ich komme. Ich stand keinen Augenblick an, mich hiefür zu entscheiden und meine Eltern stimmten mir bei.

Am 17. Juli trat ich meine Wanderung an, nicht ohne große Sorge um den Freund, aber doch auch nicht ohne Hoffnung, daß er mir und den Seinen noch einmal erhalten bleiben könne. Mein lieber, kleiner Ernst ließ es sich nicht nehmen, mich bis in die Nähe von Roßleben zu begleiten und sogar meine Reisetasche bis dahin zu tragen. Da ich ihn um der Eltern willen zur Rückkehr nötigte und nun Abschied von ihm nahm, umfaßte er mich so fest, als wollte er mich nicht von sich lassen. Wir hatten beide Thränen in den Augen, als nun doch geschieden sein mußte, und da ich von ihm ging, durchdrang mich ein Weh, das mich lange begleitete und nie aus meiner Erinnerung verschwunden ist. In Halle kehrte ich bei meinem lieben Ferdinand ein, der mich dann bis nach Wittenberg begleitete, wo wir mit einander den ehrwürdigen Heubner in der Stadtkirche hörten und, ehe wir uns trennten, noch die Schloßkirche und Luthers Grab besuchten. Von da hatte ich einen einsamen und wegen der Hitze etwas mühevollen Gang nach Berlin zu machen. Meine Eltern hatten mir geraten, mich in Berlin den Herren vorzustellen; es werde ihnen dann nicht möglich sein, den Verdacht gegen mich länger zu behalten.

Ich suchte zunächst Professor Köpke auf, der mir so gern zur Aufnahme in das Wittenberger Seminar geholfen

hätte. Auch diesesmal fand ich freundliche Teilnahme bei ihm und seiner Frau; sie machten mir Mut, den Geheimenrat Johannes Schulz, der im Ministerium des Kultus einen bedeutenden Einfluß habe, aufzusuchen und ihm zu sagen, daß sie mich zu ihm schickten. Er zeigte sich freundlich gegen mich gesinnt, sagte aber bald, ich solle mich doch dem Kultusminister v. Altenstein vorstellen, der gerade in dieser Stunde Audienz gebe. Da ich etwas bedenklich war, sagte er rasch: „Selbst ist der Mann; gehen Sie getrost zu ihm!“ So ging ich denn und wurde bei dem Herrn Minister vorgelassen. Ich stellte ihm vor, was mir in Frankfurt und dann in Bezug auf Wittenberg widerfahren war, empfing aber Antworten von ihm, die ich so unbestimmt fand, daß ich nichts mit ihnen anzufangen wußte. Ich fand ihn nicht unfreundlich, nicht abstoßend; aber die Sache lag ja in ganz andern Händen als in den seinigen, und er hielt es wohl für unpassend, sich hierüber zu äußern. Auf meiner Weiterreise hielt ich zuerst einige Rasttage in Frankfurt an der Oder, wo ich bei meinem Leopold und im Kreise der Freunde Trost empfing und neuen Mut gewann. Es gab meinem damaligen Aufenthalt ein eigenes Gepräge, daß ich mich auf dem Wege zu dem schwer erkrankten, vielleicht dem Tode nahen Freunde befand. Wie sehr hatten sich die Freunde wenige Jahre vorher mit mir gefreut, als ich ihn in weiter Ferne gefunden hatte! Wie getrost hatten sie mich dann nach jener schweren Erfahrung aus ihrer Mitte entlassen, da mir eine neue Hoffnung gegeben war, die mich so erhob, daß ich das Verlorene gern aufgab! Nun war diese Hoffnung vernichtet und der Freund, zu dem mich Gottes gütige Hand einst geführt, in dem ich einen zweiten Vater gefunden hatte, sollte mir nun auch genommen werden, ich sollte ihn sterben sehen! Das war schwer, und die Freunde empfanden es mit mir; aber um so mehr zeigten sie mir ihre Liebe. Es tauchte sogar die Hoffnung auf,

mir nach allem, was vorgegangen war, doch noch eine Stellung in Frankfurt zu verschaffen, an der Stadtschule, bei der die Lehrer nicht von der Regierung ernannt wurden. Da hätte ich ja wohl auch einen schönen Wirkungskreis finden können, und ich wäre in der Nähe meines Bruders und meiner Freunde geblieben. Als Theolog konnte ich später wohl auch zu einer Anstellung im geistlichen Amte gelangen. Ich wies die Sache daher nicht von mir; aber sobald ich mich wieder gestärkt fühlte, machte ich mich auf den Weg. Es war sehr erfreulich für mich, daß Leopold mich mit einigen Freunden zu Wagen einen halben Tag geleitete; aber um so einsamer fühlte ich mich auf meiner weiteren Wanderung, und es war mir zuweilen recht schwer zu Mute. Am 31. Juli traf ich in Greifswald ein, wo mein Freund im Hause seiner Schwiegermutter, der Witwe Kosegarten, Wohnung genommen hatte. Mit banger Erwartung trat ich ein. Hier kam mir zuerst Baiers jüngere Schwester, Johanna, entgegen. Sie nannte mit der wohlbekannten lieben Stimme meinen Namen, und sagte dann: „Sie kommen wie ein Engel; Sie sollen auch manchmal des Nachts wachen." Dann trübte sich ihr Blick, und mit großem Ernst sagte sie: „Unser Hermann!" — Ich war tief bewegt, denn ich wußte nun, wie es mit dem Freunde stand. Da ich zu ihm hinauf kam, lag er mit dem schwarzen Käppchen, das ich noch nie an ihm gesehen hatte, reinlich und schön in seinem Bett. Sein erster Blick auf mich war sehr ernst. Da ich mich aber am Bett niedersetzte, traten ihm Thränen in die Augen, und er rief mit bewegter Stimme: „Wie barmherzig ist Gott!" Es war mir, als wäre ich in ein stilles Heiligtum getreten, und alle die trüben, sorgenvollen Gedanken, die mich auf der Reise bedrängt hatten, wurden mir hier im ersten Augenblick abgenommen; ja, Gottes Barmherzigkeit war hier thätig. Wie mein Freund es empfand, als ich zu ihm trat, daß es

Gottes Barmherzigkeit sei, die mich noch einmal zu ihm geführt hatte, so empfand ich es auch an meinem Teile; denn es konnte mir in jener Zeit nichts Größeres geschenkt werden, als noch einmal den Freund zu sehen, durch den Gott meinem Leben eine ganz neue Wendung gegeben hatte. Wie gern hätte ich mich ihm dankbar erwiesen!

Nach wenigen stillen Augenblicken, die wir mit einander feierten, trat zuerst Allwill, dann seine Mutter zu uns herein. Beide hießen mich herzlich willkommen, und ich war glücklich, noch einmal im Kreise dieser lieben Familie zu sein. Doch war die Lage der Dinge durchaus verändert, da er, der sonst so thätige und zu jeder Hilfeleistung im Hause und in der Gemeinde bereite Mann, so krank und schwach danieder lag, und Tag und Nacht der Pflege bedurfte. Seine Schwester Johanna war zu seiner Pflege hier, während Malchen mit den beiden Kleinen, Therese und Gotthard, in Altenkirchen war und auch für Ernst Frank, der nun das ganze Amt verwaltete, Haus hielt. Seine Mutter, die ihn einige Wochen vor mir von Bobbin aus besucht hatte, war wohl schon damals nicht mehr im Zweifel, daß er dem Ziele seiner Tage nahe sei. Er schlummerte schon viel am Tage, wenigstens hielt er oft die Augen geschlossen; bei Nacht fand er den Schlaf nicht, es war nur ein Hinschlummern, das immer nach wenigen Minuten unterbrochen wurde. Er aß wenig oder nichts; von Zeit zu Zeit wurde er mit einem Löffel Gelée erquickt. Mir wurde mehrmals die Pflege bei Nacht anvertraut, aber er bedurfte fast keiner Pflege. Doch schien es ihm angenehm zu sein, daß immer jemand in seiner Nähe war. Aber mein Hauptgeschäft, das er mir selbst übertrug, bezog sich auf Allwill, dem ich Unterricht zu geben oder den ich in das Freie zu führen hatte. Für mich war ein Zimmer in einem gegenüber liegenden Hause gemietet; hier war ich mit Allwill zusammen, so oft wir nicht bei dem lieben Kranken sein

sollten. Zuweilen wurde ich, wenn etwas zu fragen war, zu dem Arzt, dem Dr. Seifert, geschickt, der sich übrigens fleißig einfand. Er war es, um deswillen man den Aufenthalt in Greifswald gewählt hatte; doch vermochte er nichts weiter, als dem Kranken zuweilen eine Erleichterung zu verschaffen. Hatte er einen leichteren Tag, so ließ er mich wohl auf einige Stunden kommen und ließ sich von mir erzählen, was ich erlebt hatte, oder auch vorlesen. Hatte er ein Kapitel der heiligen Schrift gehört, so sah er es gern, wenn ich ihm aus Walter Scotts Ivanhoe, der damals eine ganz neue Erscheinung war, einen Abschnitt vorlas, wobei er nur selten eine Bemerkung machte. Zuweilen wünschte er, die Art meines Vortrags zu bessern; einmal sagte er: „Ich habe die Menschen oft getadelt, wenn sie davon sprachen, sich einen Zeitvertreib machen zu wollen; denn was ist bedeutungsvoller für uns, als die Zeit des Erdenlebens, die uns vergönnt ist? Die darf man sich nicht vertreiben, sondern man muß sie mit großem Ernst benutzen zu unserem ewigen Heil. Jetzt aber, in meiner großen Schwachheit, habe ich es gern, wenn mir die Zeit, die so schwer auf mir liegt, vertrieben wird.“ Er sprach das mit einem Ernst, der mir tief in das Herz drang; es war der Wunsch, daß seine Leidenszeit möchte verkürzt werden, wenn es möglich wäre; ja, es war der Ausdruck der tiefen Sehnsucht, daß die Tage seines Leidens möchten ein Ende haben. Auf andere Weise kam keine Klage über seine Lippen. Besuche wurden selten oder nur auf wenige Minuten angenommen. Nur der Schullehrer Fahrenholz von Prege, der in einem sehr nahen Verhältnis zu ihm stand, durfte länger um ihn sein. Einmal wurde ich dazu gerufen, er wünschte noch einmal den Versuch zu machen, ob er nicht mit unserem Beistand einige Schritte in seinem Zimmer gehen könne. Mit Mühe wurde er aus dem Bett gebracht, in das er dann nach wenigen Schritten, die er, an beiden

Seiten unterstützt, mühsam gemacht hatte, wieder zurück verlangte. O, wie schwach und abgezehrt waren seine Glieder! Ich erschrak sehr darüber, denn für so schwach hatte ich ihn doch nicht gehalten. In meiner Unerfahrenheit hatte ich immer noch auf Besserung gehofft; aber jetzt war meine Hoffnung tief erschüttert. Ich entfernte mich aus dem Zimmer und ließ Fahrenholz allein bei dem Kranken. Da er heraus kam, sagte er mit großer Betrübnis zu mir: „Ich habe von dem Herrn Pfarrer Abschied genommen," wobei er mir die Hand drückte. Da ich fragte, wie er das meine, sagte er: „Mit meiner seligen Frau ist es auch so gegangen; sie wollte immer anders liegen, endlich ganz vorn an der Bettkante. Ich hielt ihr mit einer Nachbarin ein Kissen unter den Kopf; nach wenigen Minuten entschlief sie. Er wird wohl bald auch einmal so weg sein." Das war das erstemal, daß jemand mit so großer Bestimmtheit von Baiers nahem Abscheiden redete. Tief ergriffen erwiderte ich: „Er kann fast nicht sterben; er ist noch zu notwendig." — „Ja," antwortete Fahrenholz, „aber wir wissen nichts." Schweigend, tief betrübt gingen wir von einander; ich aber flehte zu Gott, wenn es möglich sei, möge er ihn uns noch einmal schenken. Ich konnte den Gedanken noch nicht fassen, daß er von uns genommen werden könnte. Mein Leben war mit dem seinigen so innig verbunden, daß ich nicht wußte, wie ich weiter leben sollte ohne ihn. Ach, was war er mir gewesen! und wie unentbehrlich schien er für seine Familie zu sein!

Er äußerte mehreremale den Wunsch, daß ich bei seinen Kindern bleiben möge. Ich ging mit Freuden darauf ein; aber ich verstand seine Bitte nicht ganz. Ich faßte sie nur so, wie er mir früher geschrieben hatte, wenn es mir möglich sei, möge ich kommen und ihm bei seinen Kindern helfen. Eines Tags schickte er mich mit Allwill zu seinen jüngeren Kindern nach Altenkirchen. Er hatte wohl den

Wunsch, genaue Nachricht über sie und über den ganzen Zustand in Altenkirchen zu bekommen. Er sagte: „Ich meinte, ich sei dort unentbehrlich; wie thöricht war das von mir! Es geht alles ohne mich.“ In Altenkirchen fand ich außer den Kindern Malchen Baier, die immer wie eine Mutter für mich gesorgt hatte, und meinen treuen Freund, Ernst Frank, mit dem ich so innig verbunden war, ich fand das Meer, dessen Wogen immer noch mächtig an das Ufer schlugen, ich fand Arkona in seiner alten Pracht, unbewegt, den Wogen des Meeres trotzend; alles war wie sonst und doch war es anders, es war alles wie verwaist. Die Beschäftigung mit Allwill und mit seinen jüngeren Geschwistern half mir über den Schmerz der Trennung hinweg; aber ich sehnte mich immer zurück zu dem kranken Freunde. Da bekam ich von ihm ein Blättchen, auf das er mit eigener Hand geschrieben hatte:

„Lieber Ranke, bleibe nur dort, bis ich dich rufe.
Grüße, und sei Vater den Kindern.
Gott mit dir, du Treuer!“

Ich blieb also noch einige Zeit in Altenkirchen; aber nicht lange nachher empfing ich einen Brief von Frau Allwine, ich möchte in den nächsten Tagen zurückkehren, doch ohne Aufsehen damit zu machen, besonders ohne die Bobbiner zu beunruhigen. Bei meiner Ankunft in Greifswald fand ich Baier viel schwächer, als ich ihn verlassen hatte; es war eine gewisse Feierlichkeit um ihn her. Man konnte nicht ohne Thränen in seiner Nähe sein. Wenn er aber unsere Betrübnis bemerkte, sagte er: „Warum weint ihr? Ihr solltet euch freuen, daß es mit mir anders wird.“ Das hätte uns wohl trösten sollen; er hielt das Ende seiner Leiden für nahe, und sehnte sich danach und freute sich darauf. Aber es tröstete uns nicht. Es folgten schwere Tage und noch schwerere Nächte; oft hatte ich ihn zu heben, weil er eine andere Lage zu haben wünschte. Wenn er

einige ruhigere Augenblicke hatte, sagte er mit leiser, kaum hörbarer Stimme zu mir: „Gott ist gerecht, aber ich hoffe auf Gottes Erbarmen.“ Seine Augen hatten einen wunderbaren Glanz und der Ernst der Ewigkeit leuchtete aus ihnen hervor. Da ich ihm danken wollte, antwortete er: „Bleibe bei meinen Kindern.“ Auch bat er mich, nach seinem Abscheiden alle Schulen seines Kirchspiels zu besuchen; ich sollte die Kinder von ihm grüßen und sie zum Kampfe gegen die Sünde, zur aufrichtigen Bekehrung zu Gott auch von seinetwegen ermahnen. Die Nacht vom 11. zum 12. September war besonders schmerzlich für ihn und unruhig für uns. Ehe der Tag graute, klopfte ich an die verschlossene Hausthür des Arztes. Er ließ mir sagen, man solle nur die Mittel anwenden, die er vorgeschrieben habe; er selbst kam nicht mehr. Ach, es waren schwere Stunden für den Leidenden und für uns! Er klagte nicht; aber es bedurfte keines Wortes, um zu sehen, wie sehr er litt. Er wollte ein wenig gehoben sein; ich legte meinen Arm unter seine Schultern, und hob ihn und hielt ihn so; unsere Thränen strömten. Zwischen zehn und elf Uhr des 12. Sept. (1822) verschied er in meinen Armen. Er that nur einige schnellere Atemzüge und atmete dann nicht mehr. Ich hielt ihn noch länger, aber das teure Leben war entflohen. Frau Allwine bat mich, ihm die Augen zuzudrücken; ich bebte davor zurück, aber doch that ich es. Er war nun eine Leiche. Unser Schmerz, mein Schmerz war unaussprechlich; aber es war doch ein großer Trost dabei. Er war nun erlöst von so schweren Leiden; alles Leid der Erde hatte für ihn ein Ende, und ich war seiner Aufnahme in das Reich des Friedens, ich war seiner Seligkeit gewiß. Ich faßte noch einmal die liebe Hand, durch die Gott mich gesegnet hatte, und in diesem Augenblicke wurde der Glaube an die Auferstehung des Fleisches in mir lebendig; er war mir zum erstenmal ein Bedürfnis, und ich freute mich schon der seligen Zeit,

da ich diese Hand als eine verklärte wieder fassen und in die nun geschlossenen Augen als verklärte wieder hineinblicken werde. Niemand von uns sprach. Da wir das Zimmer verlassen hatten, sagte ich zu Allwill: „Er ist nun selig!“ worauf er mich umfaßte und ausrief: „Ach, könnte ich nur auch jetzt mit ihm sterben!“

Nach seiner eigenen Bestimmung wurde die teure Leiche nach Altenkirchen geschafft. Er hatte sich gesehnt, dorthin noch lebend zurückzukehren, um dort in der Mitte seiner Gemeinde zu sterben. Da die rasche Abnahme seiner Kräfte das unmöglich machte, wünschte er wenigstens dort zu ruhen, neben seinem Schwiegervater Kosegarten. Ein kurzer Brief, in dem er von seiner Mutter Abschied nahm, schließt mit den Worten: „Meine Seele ist voll Preises und Dankes gegen den Herrn, auch besonders über die letzten, oft sehr schweren Jahre und Kämpfe und Leiden, und mit rechtem Trost sollt ihr's lesen auf meinem Leichenstein:

Nun ist groß Fried' ohn' Unterlaß,
All' Fehd' hat nun ein Ende.

Die Boten gingen nun aus, um die Todesnachricht nach Altenkirchen und nach Bobbin, auch nach Gagern zu bringen, wo Baiers älteste Schwester wohnte, die an den Inspektor des dortigen herrschaftlichen Gutes, Lappe, verheiratet war. Dem Inspektor Lappe wurde der Auftrag, die Leiche nach Altenkirchen zu geleiten. Der Wagen, auf den der Sarg gehoben wurde, war mit einem weißen Tuche bedeckt; vorn war ein Sitz ohne Lehne angebracht, auf dem der Inspektor seinen Platz nahm, ich setzte mich neben ihn. Wir fuhren still dahin; einige Mühe machte das Einschiffen des Wagens bei Stahlbrode, man fand es nötig, den Sarg herabzunehmen und gesondert stehen zu lassen. Ebenso machte das Ausschiffen auf Rügen und die Behandlung des Sarges, bis er wieder an seiner Stelle war, einige Sorge. Der Schmerz wurde so immer neu erregt, und doch war es mir

eine Genugthuung, daß ich auch dies mit erleben und die Leiche bis zu dem Orte ihrer Bestimmung begleiten durfte. Als es dunkel wurde, war ich von meiner Betrübnis ermüdet, in Schlaf gesunken. Da wurde ich von Glockengeläute geweckt, ich fuhr auf und merkte mit einem gewissen Schauder, daß ich mit dem Oberleib zurückgesunken war, so daß mein Kopf den Sarg berührte. Das Glockengeläute dauerte lange fort; wir waren in Wiek, und Pastor Schwarz, Baiers Freund und Nachbar hatte das Geläute angeordnet. Ich sah viele Menschen, aber ihn sah ich nicht, auch hielten wir nicht an. Da wir uns Altenkirchen näherten, begann dort das Geläute; junge Männer kamen eilig heran, spannten die Pferde ab und fuhren den Wagen in den Pfarrhof hinein. Vor der Thüre hielten wir; der Sarg wurde in das Haus getragen und in dem hinteren, schönen Zimmer niedergestellt. Dort hatte er mich einst so gütig empfangen. Bei der Beerdigung, die an einem der folgenden Tage stattfand, mußte ich dem Zuge mit einer schwarzen Trauerfahne vorangehen. Am Grabe sprach Ernst Frank nach Baiers Bestimmung die Worte aus Jesaias, am Schluß von Kapitel 60: „Die Sonne soll nicht mehr des Tages dir scheinen und der Glanz des Mondes soll dir nicht leuchten; denn der Herr wird dein ewiges Licht sein und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben.“ Bei dem Trauergottesdienst in der Kirche sang die versammelte Gemeinde das hohe Trostlied: „Befiehl du deine Wege.“ Man sang alle Verse und ein jeder that dem betrübten Herzen wohl. Mit einer Kraft, die mir durch Mark und Bein drang, wurde der vorletzte Vers gesungen: „Wohl dir, du Kind der Treue,“ und besonders die Worte: „Gott giebt dir selbst die Palmen in deine rechte Hand, und du singst Freudenpsalmen dem, der dein Leid gewandt.“ Es war, als redete die Gemeinde noch einmal mit ihrem entschlafenen Seelsorger, dem besten Freunde, den sie auf Erden gehabt,

und als sagte sie ihm vor Gottes Angesicht ihren Dank. So empfand ich es und so haben es mit mir viele empfunden. Wir alle hatten etwas verloren, was uns auf Erden nicht ersetzt werden konnte.

Ich war damals von Gedanken des ewigen Lebens erfüllt wie nie zuvor; aber ich wurde mächtig zur Arbeit im zeitlichen Leben zurückgerufen. Ich hatte ja ein Amt; mit sterbenden Lippen hatte mein seliger Freund es mir aufgetragen, ich sollte bei seinen Kindern sein, ich sollte ihnen Vater sein. Nun dachte ich nicht mehr an meine früheren Erfahrungen; ich war mit meiner Führung vollkommen ausgesöhnt, ich glaubte sie zu verstehen, und ging nun getrost an die Arbeit. Doch zuvor fuhren wir nach Arkona und nach Bobbin. Wir bildeten nun eine kleine trauernde Gemeinde, Baiers Schwestern, Johanna und Mina, trugen ihren tiefen Schmerz still und schweigsam. Die hochbejahrte Mutter klagte, daß sie nicht vor ihrem Sohne und an seiner Statt habe sterben dürfen; aber sie wisse es wohl, sie sei noch nicht vollbereitet, Gott möge nur helfen, daß sie noch bereitet werde. Viel Schweres hatte sie schon erlebt, aber der Tod ihres Sohnes Hermann war wohl das Schwerste von allem. Es war ihre Hoffnung gewesen, daß er sie überleben und die Stütze der verwaisten Schwestern sein werde. Nun war diese Hoffnung vernichtet. Wer sollte sie trösten? Ich fühlte mich viel zu schwach dazu, denn ich gehörte ja selbst zu den tief Betrübten. Doch stand ich der lieben Bobbiner Familie jetzt meinem Gefühl nach viel näher als vorher. Ich litt mit ihnen und sie sahen in mir einen Freund des Seligen, der ihn gewiß nicht weniger geliebt hatte und noch liebte, als sie selbst.

An demselben Tage noch kehrten wir nach Altenkirchen zurück. Die Studierstube sollte nun meine Wohnung sein, in Baiers Schlafkämmerchen sollte ich nun schlafen. Wie war mir zu Mute, als ich mich da zum erstenmal zur Ruhe

legte! Das Andenken an ihn erfüllte mich ganz und spät fand ich den Schlaf. Am folgenden Morgen kamen Allwill und Thereschen zum erstenmal zu mir in die Stunde; ihre Mutter begleitete sie. Ich ließ die Kinder, jedes einzeln, ein kurzes Gebet sprechen, dann bat ich die Mutter der Kinder, einige Worte des Gebets hinzuzufügen, zuletzt betete ich selbst. Es war mir und wohl auch den andern sehr feierlich zu Mute, da wir in unserer Betrübnis bei dem höchsten Tröster in aller Not Zuflucht suchten und fanden. Darauf fing ich mit den Kindern das Neue Testament an. Wir sprachen von dem Namen Jesus und Immanuel; später trat auch der kleine Gotthard zu uns herein und lernte begierig einen Spruch, den ich ihm vorsagte. Da Allwill's besondere Lehrstunden ihren Anfang nahmen, verließen uns die Übrigen, und so blieb es Tag für Tag. Zu Mittag fand sich Ernst Frank und Tante Malchen ein. So waren wir wieder zusammen wie sonst; doch wurde wenig gesprochen, denn der Vater des Hauses fehlte. Sonntags erbaute uns Ernst Frank mit seinen treu aus Gottes Wort geschöpften und auf demselben ruhenden Predigten. Zuweilen wagte ich, die Kanzel zu besteigen, was ich jedoch mit großer Schüchternheit that.

Mitten in dieses Stillleben hinein kam ganz unerwartet meine Einberufung zur theologischen Prüfung in Magdeburg, die in die letzte Woche des Oktober fiel. Ich trennte mich nicht leicht von den Kindern, aber es konnte nicht vermieden werden. Am 22. Oktober traf ich mit der Post in Magdeburg ein, wo ich mich sehr fremd fühlte. Ich kannte weder die Kandidaten, die sich dort mit mir zusammen fanden, noch die Mitglieder des Konsistoriums. Doch erfuhr ich eine sehr freundliche Aufnahme bei Dr. Westermeyer, dem Generalsuperintendenten, und bei Konsistorialrat Koch, dem ich einen Brief von Pastor von Willich in Sagard überbrachte. Von beiden wurde ich eingeladen. Die

Prüfenden waren außer den beiden genannten Zerenner und Mellin. Es kam nichts vor, womit ich nicht bekannt gewesen wäre, und ich stellte die Examinatoren zufrieden; man wollte an mir den Schüler von Pforta erkennen. Was ich am wenigsten hatte erwarten können, ich bestand in der Philosophie besonders gut. Mellin war der bekannte Kantianer, er empfing von meinen Vorgängern so gut wie keine Antwort. Da er an mich kam, antwortete ich: „Es sind die Kategorien des reinen Verstandes," und da er diese im einzelnen genannt haben wollte, stellte sich mir die Tafel der Kategorien in der Kritik der reinen Vernunft, mit der ich mich in Halle beschäftigt hatte, in solcher Deutlichkeit vor die Augen, daß ich sie gewissermaßen ablesen konnte. Mellin war hierüber hoch erfreut und konnte mich nicht genug loben; ein Lob, das mich beinahe drückte, denn ich hatte es längst aufgegeben, bei Kant und seinen Nachfolgern meine Befriedigung zu suchen. Konsistorialrat Koch hatte die Güte, mich nach der mündlichen Prüfung in der alten, merkwürdigen Stadt herumzuführen; vor dem Dom, der vom Mond beleuchtet war, nahmen wir Abschied von einander. Mein Nebenmann in der Prüfung war Heinrich Schmidt aus Erfurt; ich gewann ihn so lieb, daß ich ihm den Antrag machte, eine Hauslehrerstelle bei Inspektor Lappe in Gagern auf Rügen anzunehmen. Er ging darauf ein, und dies ist die Veranlassung geworden, daß er zu meiner Familie später in ein sehr nahes Verhältnis trat.

Erfreut durch den Erfolg der Prüfung, eilte ich über Gnadau und Halle zu meinen Eltern. Mein Vater war sehr glücklich darüber, daß ich nach manchen Irrfahrten nun doch noch ein ordentlicher Kandidat der Theologie geworden war. Auch mir erschien es als etwas für mein Leben Bedeutendes, als eine Gabe von oben, für die ich von ganzem Herzen zu danken hatte. Aber zunächst konnte ich keinen weiteren Gebrauch davon machen, da mir mein

seliger Freund ein stilles, häusliches Amt anvertraut hatte, das ich nicht aufgeben durfte. Ich eilte also nach Altenkirchen zurück.

Hier setzte ich nun neugestärkt das Werk des Unterrichts der Kinder, besonders Allwills, fort. In dieses Stillleben traten Besuche von Bobbin, von Wiek, oder Gegenbesuche von unserer Seite ein, die mit dazu gehörten und in keiner Weise etwas Störendes hatten. Zu der Familie in Bobbin und meinem Freunde Ernst Frank trat ich in ein noch näheres Verhältnis als vorher. Die Liebe zu dem entschlafenen Freunde verband uns inniger mit einander. In Wiek war ein neuer Hauslehrer eingetreten, den Professor Twesten, damals noch in Kiel, empfohlen hatte. Es war Kandidat Thießen aus Lund in Dithmarschen, ein edler, treuer Mann, mit dem ich wie Ernst Frank in ein freundliches Verhältnis trat. Der Umgang mit ihm war ein Gewinn für uns; denn er kam aus einem Lande, in welchem durch Männer wie Twesten und Klaus Harms ein reges christliches und theologisches Leben geweckt war. Meine Beschäftigung mit den Kindern war nicht von der Art, daß sie meine ganze Zeit ausgefüllt, meine ganze Kraft in Anspruch genommen hätte. Ich pflegte den Tag, nach alter Gewöhnung, ziemlich früh anzufangen, und so gehörten die besten Morgenstunden ohne alle Störung mir. Ich las damals Jesaias, der mir in der Grundsprache ganz neu erschien und abwechselnd mit ihm das Evangelium Johannis, an dem ich mich immer mehr erbaute.

Während ich so meinen Arbeiten und Studien ganz hingegeben war, traf höchst unerwartet ein Brief von Dr. Dittmar ein. Ich wurde von ihm eingeladen, nach Nürnberg überzusiedeln und mich an der von ihm geleiteten Erziehungsanstalt als Lehrer der Religion und zugleich der alten Sprachen zu beteiligen. Mit Bestimmtheit wurde mir mitgeteilt, auch Raumer habe sich entschlossen, bis Ostern 1823

dort einzutreten. Die Anstalt mußte wohl bedeutend sein, wenn ein Mann, wie Raumer, um ihretwillen seine Professur in Halle niederlegen wollte; auch die Thätigkeit, die mir zugedacht war, entsprach ganz meiner Neigung. Aber ich fühlte mich zu sehr an die Familie meines Freundes, namentlich an Allwill gebunden, dessen Erziehung er mir besonders übergeben hatte. Indem ich daher für die Einladung dankte, lehnte ich sie doch mit Entschiedenheit ab. Es vergingen einige Wochen und ich hielt die Sache für abgethan. Sie war es aber keineswegs; wahrscheinlich hatte indes ein Benehmen Dittmars mit Raumer stattgefunden, und plötzlich erschien eine wiederholte Einladung, wobei mir der Antrag gemacht wurde, meinen Zögling Allwill Baier mitzubringen, er solle unentgeltlich aufgenommen werden. Nahm hiedurch die Sache eine andere Gestalt an, so hielt ich sie doch für unausführbar. In diesem Sinne sprach ich mit Allwills Mutter, die mich jedoch bat, nicht sogleich nach Nürnberg zu schreiben; sie wolle sich erst darüber bedenken. Es währte nicht lange, so erklärte sie mir, sie sei bereit, ihren Allwill mit mir ziehen zu lassen, wenn ich mich entschließen könne, nach Nürnberg zu gehen, Allwill wolle mir gern folgen. Ich hätte dieses Zugeständnis sowohl der Mutter als ihres Sohnes nach der Art, wie beide an einander hingen, für unmöglich gehalten; aber es wurde von beiden freudig gegeben. Es setzte mich in Erstaunen, aber ich hatte in demselben Augenblick eine Ahnung davon, daß diese neue Wendung meines Lebens von entscheidender Bedeutung für mich sein werde. Die nächsten Verwandten, die Mutter meines seligen Freundes und seine Schwestern glaubten, die Sache komme von Gott, und stimmten ohne alles Bedenken bei, ebenso mein brüderlicher Freund Ernst Frank. So zögerte ich denn nicht und schrieb nach Nürnberg, ich sei bereit, die Einladung anzunehmen und im Frühjahr mit meinem Zögling zu-kommen. Diese Erklärung

fand in dem Hatzfeld'schen Garten „vor dem Wörther Thörlein," den die Erziehungsanstalt inne hatte, eine Aufnahme, die mich zwar tief beschämte, aber ebenso sehr erfreute und ermunterte. Ich empfing zugleich eine kurz zuvor im Druck erschienene Denkschrift über die Einrichtung der Anstalt und das Ziel, das man bei den Zöglingen zu erreichen suchte; außerdem eine Abbildung der beiden Wohngebäude und des anstoßenden Gartens.

Die Denkschrift und das Bild, die uns über das Innere und Äußere der Anstalt unterrichtete, fanden vielen Beifall. Die Kinder waren unermüdet in Betrachtung des Bildes, auf dem auch ein Lehrer und spielende Knaben zu sehen waren, und thaten Fragen ohne Ende über alles, was sie sahen. Der kleine Gotthard fragte schon, wie lange es noch dauern könne, bis ich komme und auch ihn nach Nürnberg mitnehme. Wir gerieten daher in eine gewisse Bestürzung, als wir hörten, daß bei den Verwandten in Greifswald, und wohl durch Anregung von dieser Seite selbst bei dem Ober-Vormundschaftsgericht eben deshalb Bedenken über unsere Absicht entstanden. Man meinte, es sei dem Knaben nicht gut, wenn er so weit weggeführt und seinem Vaterland entfremdet werde; überdies wurde die Richtung der Nürnberger Anstalt in Frage gestellt. Es schien beinahe, als sei das Ober-Vormundschaftsgericht nahe daran, seine Einwilligung zu verweigern. Doch das Gefürchtete trat nicht ein; die Nachforschungen hatten ergeben, daß die Anstalt in Nürnberg viel Achtung und Vertrauen genieße. So blieb es denn dabei, daß ich mit Allwill aus dem höchsten Norden Deutschlands, sobald die Jahreszeit es erlaubte, in den Süden, in die altberühmte, ehemalige Reichsstadt Nürnberg übersiedeln sollte.

Man kann sich denken, daß die Sache auf Wittow und Jasmund, und nicht allein bei den nächsten Verwandten und Freunden, nicht geringes Aufsehen machte. Allwill fand

als der älteste Sohn des seligen Pastors Baier die liebevollste Teilnahme; ich selbst, dessen früheres Kommen und Gehen für die Menschen etwas Rätselhaftes gehabt hatte, war der Gemeinde durch mein plötzliches Wiedererscheinen am Sterbebette, am Grabe des allgeliebten Pastors, dann durch mein Verhältnis zu der verwaisten Familie und wohl auch durch einige Predigten, die ich gehalten, näher gekommen und teurer geworden. So empfingen wir denn Segenswünsche von allen Seiten und die Wochen vor unsrer Abreise, die auf Anfang März 1823 festgesetzt war, hatten etwas sehr Bewegtes. In dieser Zeit machten wir auch unsern letzten Besuch auf Jasmund. Da sah ich die Mutter meines seligen Freundes noch einmal und empfing mit Allwill ihren Segen. Zu mir sagte sie mit großer Zuversicht: „Es wird Ihnen wohl gehen, seien Sie getrost!“ Auch Baiers Schwestern beglückten mich durch die Liebe und das Vertrauen, das sie mir zeigten. Es war, als sollte ich noch einmal recht inne werden, wie innig, wie unauflöslich die Verbindung sei, in der ich mit allen den Angehörigen meines Freundes stand. Es war das schöne Erbteil, das er mir hinterlassen hatte. Pastor von Willich in Sagard gab mir zum Abschied die Schlußworte aus dem 15. Kapitel des ersten Briefes an die Korinther: „So seid nun fest und unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.“ Mit diesen apostolischen Worten, die er wie einen Segen auf mich legte, machte er einen Eindruck auf mich, den ich von dieser Seite nicht erwartet hatte und der mir nie entschwunden ist. Mit etwas scherzhaftem Tone fügte er noch hinzu: „Und hüten Sie sich vor dem Nürnberger Tande!“ Dankbar schied ich auch von ihm.

In den ersten Tagen des März wurde die letzte Hand an die Vorbereitung zur Reise gelegt, die Koffer wurden

gepackt und wie etwas Unabwendbares erschien am vierten des Monats die Stunde des Abschiedes. Da ich mit Allwill und seiner Mutter auf dem Wagen saß, durchdrang mich die große Vergangenheit und der Ernst des Augenblicks überwältigte mich; die Thränen strömten und ich mußte meine Augen bedecken. Durch die Thränen hindurch gab ich den Zurückbleibenden, meinem brüderlichen Freunde Ernst Frank und Malchen Baier und dem kleinen Gotthard, den sie auf den Arm genommen hatte, den Abschiedsblick, — und der Wagen rollte zum Pfarrhofe hinaus.

Achtes Kapitel.

Nürnberg.

(1823—1826.)

Nach einem kurzen Aufenthalt in Greifswald, wo Allwill von seiner Mutter zu den Verwandten geführt wurde und ihre Segenswünsche empfing, traten wir unsere Reise nach Nürnberg an. Bei dem Abschied von der Mutter traten dem Knaben Thränen in die Augen; aber sobald die Trennung von ihr erfolgt war, zeigte er sich standhaft und sah dem, was vor ihm lag, getrost und sogar freudig entgegen. In Friedland, dann in Neubrandenburg und in Neustrelitz befanden wir uns noch in dem Bereich der Freunde und Verehrer des seligen Baier. In Friedland fanden wir den Pastor Heinrich und bei ihm den alten Freund Hermann; beide hingen mit Liebe an Baier, von dem sie einen tiefen Eindruck empfangen hatten. In Neubrandenburg war es eine Tochter aus dem Willich'schen

Hause in Sagard, Malchen Schwining, die uns mit großer Freundlichkeit und doch mit Wehmut empfing. Sie hatte Allwills Vater von Herzen verehrt und geliebt, und der Anblick des verwaisten Knaben preßte ihr Thränen aus. In Neustrelitz fanden wir die alte Freundin, Professorin Weber, die von Rostock dahin übergesiedelt war, um ihrem Sohne nahe zu sein. Hier mußte ich wieder Rede stehen über die letzten Tage unsers Seligen und über alles, was sich daran geknüpft hatte. Es wurde mit der größten Teilnahme vernommen. Unser nächstes Ziel von da aus war Berlin. Hier fanden wir bei Frau Reimer, bei der wir von Malchen Baier angemeldet waren, eine so gute Aufnahme, daß wir uns nicht ungern einige Tage halten ließen. Hier war es, wo ich von Maßmann erfuhr, daß der von mir so sehr verehrte Gotthilf Heinrich Schubert ganz in der Nähe von Nürnberg, nämlich in Erlangen, lebe, auch daß er ein einziges Kind, eine Tochter, habe, mit Namen Selma. Das war eine Zugabe zu Nürnberg, auf die ich mich herzlich freute. Den Baron Kottwitz, von dessen vielseitiger christlicher Thätigkeit ich gehört hatte, konnte ich nicht sehen; er war verreist. Aber ich fand Neander, den hochgelehrten und gesegneten Mann, und ich durfte einen Sonntagabend bei ihm sein, der mir unvergeßlich geblieben ist. Er hatte damals sein großes kirchengeschichtliches Werk noch nicht begonnen; aber seine Wirksamkeit an der Universität war höchst bedeutend, und besonders erfolgreich war die Art, wie er sich der jungen Theologen persönlich annahm. Er hatte unter ihnen einen Verein für Unterstützung kranker Studierender gestiftet, dessen wohlthätigstes Mitglied er jedoch selber war. Für diesen Verein überbrachte ich ihm einen Beitrag von Kandidat Thießen, der in Berlin studiert und sich dem Verein angeschlossen hatte. Mit einem Gruß von Thießen trat ich, begleitet von Konrektor Schmidt, an den mich Muhrbek in Greifswald

empfohlen hatte, erwartungsvoll bei Neander ein. Ich fand einen Mann, der in seinem Äußern und in seinem Betragen die größte Einfachheit zeigte. Aus seinen von dichten Brauen beschatteten Augen sprachen Wahrheit und Friede. Sein Aussehen deutete nicht auf Gesundheit, obwohl man wußte, daß er in dem zweifachen Amt des öffentlichen Lehrers und des Schriftstellers unermüdet thätig war. Sein Gespräch war ruhig, zog mich aber durch die Teilnahme, die er mir zeigte, und den aus allem hervorleuchtenden Geist sehr bald mächtig an. Zuerst war es der Unterricht in der Religion und in den Anfängen der Kirchengeschichte, worüber ich mir seinen Rat erbitten wollte. Er sprach als ein Mann, der in der heiligen Schrift, auf die er mich als die einzige Quelle und Richtschnur verwies, und in der Geschichte der Kirche lebte und webte. Unvergeßlich ist mir eine Antwort geblieben, die er mir gab. Ich legte ihm die Frage vor, ob ich auch den Kindern die Lehre von der Erlösung mitteilen dürfe. Darauf gab er mir schnell die Antwort: „Was wollen Sie sonst lehren? Die Kinder haben ja auch Sünde und bedürfen des Erlösers.“ Selten habe ich eine Antwort bekommen, die mir mehr Freude gemacht hätte als diese. Ich hatte nicht gefragt, als wäre ich selbst noch im Zweifel, sondern um eine Bestätigung meiner eigenen Gedanken aus so verehrtem Munde zu bekommen, eine Bestätigung, die mir später als Stütze dienen konnte. Bei dem Gespräch über mein weiteres theologisches Studium kam die Rede auf die damals noch neue Glaubenslehre von Schleiermacher, wobei mein Begleiter mir mit einem gewissen Eifer zurief: „Die brauchen Sie nicht zu lesen.“ Da sagte Neander mit großem Ernst: „Warum nicht? Er hat ja die heilige Schrift, an der kann er alles prüfen.“ Zugleich warnte er vor dem Parteiwesen. Der Christ dürfe sich von keinem Menschen abhängig machen; er solle seine Freiheit bewahren, denn Einer —

so rief er mit Nachdruck — Einer ist euer Meister, Christus! Vielleicht war es bei dieser Gelegenheit, daß er aufstand und Tersteegens Lieder von seinem Bücherbrett nahm. Er zeigte mir das Lied, das die Überschrift hat: „Mannigfaltig und doch einig.“ In demselben wird die Gemeinde des Herrn als ein Garten beschrieben, in dem sich Blumen der verschiedensten Art und Gestalt zeigen, die aber alle von dem Lichte der Gnade durchdrungen und eben darin eins sind. Dieses Lied entsprach seinem Sinn und seiner Anschauung von der Kirche als einer bei aller zulässigen Mannigfaltigkeit doch einigen. Auch auf mich machte es einen tiefen Eindruck, der mir für immer geblieben ist. Beim Abschied gab er mir Grüße an Kraft und Kanne in Erlangen; an Schubert wollte er mich durch einen Brief empfehlen, der mir später auch zugestellt wurde. Ich war durch alles, was ich bei ihm gesehen und gehört hatte, sehr bewegt; nie habe ich aufgehört, mit Dankbarkeit an die schönen stillen Stunden zu denken, die er mir damals schenkte. In seinen zahlreichen Werken, die ich las, sobald sie erschienen, habe ich zwar immer viel Belehrung gefunden, aber in keinem ist mir das Bild von ihm so ganz, wie ich es in mir trug, wieder entgegengetreten.

Oft hatte ich die Briefe meines seligen Freundes vermißt, die mir in Frankfurt abgenommen und mir bis dahin immer noch vorenthalten waren. In Berlin mußten sie sein und es kam mir schwer vor, sie bei meiner Reise in ein entferntes Land hinter mir zu lassen. Ich faßte den Mut, mich bei dem gefürchteten Minister von Kampz vorzustellen und um Rückgabe der Briefe zu bitten. Er schien sich zu wundern, daß ich sie noch nicht wiederbekommen habe und versprach, sie mir am Tage darauf zustellen zu lassen. Überhaupt zeigte er mir eine ganz unerwartete Gewogenheit. Es werde nichts leichter sein, als mir eine Anstellung an einem Gymnasium zu verschaffen, die ich

vielleicht am liebsten in meiner Provinz — Sachsen — bekäme. Ich möge nur in einer Eingabe sagen, seit jener Zeit in Frankfurt sei viel Wasser den Berg hinabgelaufen u. s. w. Ich antwortete ruhig, eine solche Eingabe könne ich nicht machen, es sei mir damals ein Unrecht geschehen, das mir sehr schwer gefallen sei; zu einer Erklärung, wie er sie zu meinen schien, finde ich keinen Grund. Da er hörte, daß ich auf der Reise nach Nürnberg begriffen sei, um in die dortige Erziehungsanstalt einzutreten, gab er mir die dringende Ermahnung, das nicht zu thun; es werde mein Unglück sein. Ich erwiderte ruhig: Ich habe es versprochen und will es auch halten. So verabschiedete ich mich von ihm, und bald darauf hatte ich meine lieben Briefe wieder, die so lange Zeit in Gefangenschaft gewesen waren. Nun konnte sich der Eindruck, den sie mir einst gebracht hatten, in jedem stillen Augenblicke wieder erneuern.

Auch bei diesem Aufenthalt wurde mir die Freude zu teil, Schleiermacher predigen zu hören. Er sprach in seiner klaren, eindringenden Weise über das Ende des Briefs an die Philipper von dem Bedürfnis und dem Bewußtsein der Gemeinschaft der Christen im Leiblichen und Geistlichen. Zum Schluß gedachte er der evangelischen Mission unter den Heiden und ermahnte zur Unterstützung derselben durch brüderliche Beisteuer. Frau Reimer, gegen die ich meine Freude über diese Predigt äußerte, hielt es nicht für zulässig, daß ich ihn nicht näher kennen lernen sollte, zumal da ich ihm so nahe sei — er wohnte im Reimer'schen Hause — und führte mich mit Allwill zu ihm. Wir trafen ihn bei Tisch und brauchten ihm daher von seiner Zeit nichts zu rauben. Nach Tisch ging er mit uns in den schönen Garten am Hause, den ich schon kannte. Das Gespräch bewegte sich um Pastor Baier, über den er mit Anerkennung sprach, und um Raumer in Halle, der ihm wohl bekannt war. Er mochte Bedenken haben, daß Raumer

seine Professur aufgeben und dafür an einer Erziehungsanstalt teilnehmen wolle; doch ging er leicht darüber weg und erkundigte sich nur, was Raumers Absicht eigentlich sei. Während wir darüber sprachen, erinnerte mich Frau Reimer, daß es für uns Zeit sei, zu Tisch zu gehen. Schleiermacher entließ mich freundlich und versprach, mir einen Brief nach Halle mitzugeben.

Auch den Besuch bei Jänike habe ich nicht versäumt. Der ehrwürdige Greis zeigte sich teilnehmender als früher. Vielleicht hatte ich dies den Grüßen zu verdanken, die ich ihm von Mevius brachte, von dem ich sie bei einem kurzen Besuch von Greifswald aus mitbekommen hatte. Jänike trug mir nun auch von seiner Seite Grüße auf, die ich in Nürnberg an Tobias Kießling und Tobias Naumann auszurichten hatte.

So war ich für meine weitere Reise ausgestattet, wie ich es kaum zu hoffen gewagt hatte, und ich trat sie unverweilt an. In Wittenberg besuchte ich Stier, in Halle meine Brüder Ferdinand und Wilhelm, in dem nahen Giebichenstein Raumer, meinen lieben künftigen Mitarbeiter, dessen Abreise nach Nürnberg schon festgesetzt war. Er nahm an, daß ich dort früher eintreffen werde als er und gab mir einen Brief an Schubert in Erlangen mit. Von Halle aus kamen wir — Sonnabend, den 22. März — über das liebe, wohlbekannte Querfurt, wo ich die Verwandten grüßte, in das noch viel liebere Wiehe, in das Vaterhaus.

Wo hätte es schöner sein können als da? Es war der Vorabend des Palmsonntags, zugleich der Vorabend des Tages der Konfirmation für meine jüngere Schwester Rosalie, die ein besonderer Liebling der Eltern war. Alle befanden sich in einer gehobenen, feierlichen Stimmung. Um so größer war die Freude, als wir so ganz zur rechten Stunde eintrafen. Schon in Altenkirchen war der Wunsch

geäußert worden, daß wir das Osterfest und die vorhergehende Woche in meiner Heimat feiern und erst nachher unsere Reise nach Nürnberg fortsetzen sollten. Allwill sollte eine Ruhezeit genießen und sich zugleich recht in meine Familie einleben. Das gelang auf das Beste, denn meine Eltern und Geschwister nahmen ihn wie ein neues Glied der Familie auf. Besondere Freundschaft schloß er mit dem nur wenig jüngeren Ernst, und in den Augenblicken, wo die Sehnsucht nach seiner Heimat in ihm erwachte, hielt er sich an mich, den Freund seines seligen Vaters. Mit ihm begleitete ich Rosalie zur Konfirmation, die auf sehr würdige Weise gehalten wurde. Bei der Prüfung kam die Frage an sie: „Warum hat nun Gott die Welt erschaffen?" eine Frage, die mich mit einiger Sorge für meine Schwester erfüllte. Sie antwortete aber ganz getrost: „Aus Liebe zu den Menschen," wobei mir ihre Stimme lieblicher klang als je. Ein ergreifender Augenblick war es, als der Geistliche, Oberpastor Damm, der Freund unsers Hauses, vom Altar herabkam und mit den Kindern zum Gebet niederkniete. Als der Gottesdienst beendigt war, führten wir sie, die neu Gesegnete, wie im Triumph nach Hause; Allwill durfte ihr schönes Gesangbuch tragen. Hier setzte sich nun die schöne Feier in der Liebe und Freude aller Angehörigen fort, und wir fühlten uns alle wie neu verbunden. Die Eltern waren glücklich, daß sie diese Feier nun auch bei dem vorletzten ihrer Kinder erlebt hatten und zugleich, daß ich bei dieser Feier zugegen sein konnte, was nur durch eine neue Wendung meines Lebensganges, deren Bedeutung sie zu ahnen schienen, möglich geworden war. In diesen schönen Tagen brach der Vater wiederholt in einen Lobpreis der Liebe Gottes aus, daß er das noch habe erleben dürfen. Die Konfirmation der Kinder war nicht mit der Abendmahlsfeier verbunden; diese sollte erst am Gründonnerstag stattfinden. Es wurde gewünscht, vielleicht zuerst

von Rosalie, daß ich die Predigt an diesem Feste übernehmen sollte. An der Erlaubnis dazu fehlte es ebensowenig als an meiner Willigkeit. Inzwischen waren nun auch die Brüder von Halle gekommen. So sind wir nie wieder im Hause der Eltern versammelt gewesen; nur Leopold fehlte. Es war ein schönes Beisammensein, für mich um so schöner, da ich mich einen Teil des Tages zurückzog, um mich zur Predigt vorzubereiten und dann immer mit neuer Freude in die Familie eintrat. Am Gründonnerstag fand nun der neue feierliche Kirchgang unserer Rosalie und der übrigen Abendmahlskinder statt. Von meiner Predigt weiß ich nichts weiter, als daß ich sie mit großer Freude hielt. An der Abendmahlsfeier der Kinder durften auch ihre Verwandten teilnehmen. So trat ich denn auch, begleitet von meinem Ferdinand, zum Altar und empfing hier eine neue Stärkung zu dem ernsten Berufe, dem ich entgegenging. Karfreitag und Ostern blieben mir noch und gerade am Osterfest empfing ich Briefe von Bobbin und Altenkirchen, in denen mir Allwill von allen seinen Angehörigen aufs neue mit vollem Vertrauen übergeben wurde. Besonders tröstlich war uns die Nachricht, daß der treue Ernst Frank im Sonntagsgottesdienst nach der Predigt unter sichtbarer Teilnahme der Gemeinde für uns gebetet habe und daß er damit fortfahren werde, bis wir am Ziel unserer Reise seien. Um so freudiger setzten wir nach den schönen Festtagen unsere Reise weiter fort. Ferdinand begleitete uns noch einige Stunden weit und, als könnte er sich nicht von uns trennen, lief er auch nach dem Abschied noch einige Zeit neben unserem Wagen her und reichte uns noch einmal und abermals die Hand. Mit diesem frohen Eindruck schieden wir aus dem Kreise der Verwandten. Unsere Reise ging zuerst nach Erfurt, von da über Arnstadt nach Ilmenau, dann über das Gebirg, wo noch tiefer Schnee lag, über Hildburghausen nach

Koburg, wo wir die durch Luther so berühmt gewordene, aber auch sonst sehenswerte Burg besuchten; dann weiter nach Bamberg und Erlangen. Erwartungsvoll, doch auch nicht ohne eine gewisse Bangigkeit, traten wir in das Schubert'sche Haus, wo die Empfehlungsbriefe von Berlin und Giebichenstein mich einführen sollten. Aber es kam bald an den Tag, daß ich dieser Empfehlungen hier nicht bedurfte. Denn Raumer war mit seiner Familie schon vor mir eingetroffen, und kaum war ich eingetreten, so sah ich mich auch schon wie einen längst Bekannten behandelt. Die Gesellschaft war bei Tisch, und sobald ich die Thür aufthat, rief mir Raumer ein lautes, frohes Willkommen zu. Da erhob sich ein hochgewachsener, kräftiger Mann und reichte mir mit großer Freundlichkeit die Hand. Das war Schubert, den ich schon aus der Ferne verehrt, auf dessen persönliche Bekanntschaft ich mich so sehr gefreut hatte. Raumer, der seit langer Zeit mit ihm befreundet war, mochte ihm schon vor meiner Ankunft Gutes von mir gesagt haben; aber vielleicht ebensosehr wurde ich ihm dadurch empfohlen, daß ich Allwill als eine Art Vermächtnis des seligen Pastors Baier bei mir hatte. Meine ersten Gespräche mit Schubert bezogen sich auf Baier, den er auf einer Reise nach der Insel Rügen kennen gelernt und liebgewonnen hatte. Es war beinahe, als käme ich unmittelbar von seinem Sterbebett und als brächte ich mit seinem Sohne einen Gruß und eine Bitte von ihm. So geschah es, daß der gütige Mann mir, dem Fremdling, von den ersten Augenblicken unseres Zusammenseins an, ein Vertrauen schenkte, das mich glücklich machte. Während wir sprachen, waren zwei neue Gedecke hereingebracht worden, und wir wurden eingeladen, uns mit zu Tisch zu setzen. Erst da ich Platz genommen hatte, wurde ich auf Schuberts Angehörige, seine Frau und seine Tochter aufmerksam, die sich bisher schweigend gegen mich verhalten hatten. Frau

Schubert war nicht jene Henriette, die ich aus dem „Alten und Neuen“ kennen gelernt hatte. Es war ihre Nachfolgerin Julie, die sich später als rüstige Begleiterin ihres Mannes auf der Reise nach Italien und sogar nach dem Orient einen Namen gemacht hat. Schubert war ein angehender Vierziger; sie aber konnte nicht weit in den Dreißigen vorgerückt sein und hatte das Gepräge einer raschen, tüchtigen Hausfrau. Diese zweite Ehe war nicht mit Kindern gesegnet. Die Tochter, die ich am Tisch bemerkte, das einzige Kind erster Ehe, stand damals im Anfang des achtzehnten Lebensjahres. Sie saß mitten unter Raumers Kindern, die bei Tisch ihrer besondern Fürsorge anvertraut schienen. Ihr gegenüber saß neben Frau Schubert Frau v. Raumer, die mit Wohlgefallen zu ihr hinübersah und mit ihr sprach, wobei ich einige Mal den Namen Selma aussprechen hörte, der mir gar lieblich klang. Indes nahmen die Gespräche bei Tisch in Ernst und heiterem Scherz ihren Fortgang. Denn Schubert, der so ernste, tief zu Herzen gehende Worte sprach und schrieb, hatte auch die Gabe heiteren Scherzes, mit dem er seine Gäste gern in eine frohe Stimmung versetzte. Nach dem Mittagsmahl war er so freundlich, uns einzuladen, bis zu Raumers Abreise nach Nürnberg, die auf den folgenden Tag festgesetzt war, Gäste seines Hauses zu bleiben, worauf wir sehr gern eingingen. Das hatte aber die weitere Folge, daß ich zu zwei Gesellschaften mitgenommen wurde, die bei Freunden des Schubert'schen Hauses zur Bewillkommnung der Raumer'schen Familie gehalten wurden. Die erste war nachmittags in der Familie des Mathematikers und Physikers Professors Pfaff, der aus Württemberg stammte und die schwäbische Mundart, die ich hier zum erstenmal hörte, mitten im Frankenlande treu bewahrte. Es waren liebe, heitere Menschen, von denen ich umgeben war. Aber mitten unter ihnen war ein Philosoph erster Größe, ein Mann von gedrungener Gestalt

und durchdringenden Augen, mit einer großartigen Stirn, die den Herrscher auf dem Gebiete der Wissenschaft ankündigte. Es war Schelling, der sich von München, wo er ein hervorragendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften war, seiner Gesundheit wegen auf einige Jahre nach Erlangen zurückgezogen hatte, wo er durch seine Vorträge bei der studierenden Jugend und selbst unter den Professoren der Universität eine bedeutende Bewegung hervorrief. Da ich neben ihn zu sitzen kam, wurde mir die Freude zu teil, alles, was er sagte, genau zu hören und mich auch selbst mit ihm zu unterhalten. Mit Schubert stand er in einem nahen Freundschaftsverhältnis; mit Frau Schubert, die er als Frau Gevatterin anredete, war er sehr freundlich, ebenso gegen Selma, die ein Liebling von ihm zu sein schien. Sie saß zu meiner Rechten; ich hatte aber viel weniger Mut mit ihr zu reden als mit dem weltberühmten Philosophen zu meiner Linken. Mir gegenüber hatte ich Schubert und Raumer, die, jeder in seiner Weise, das Gespräch belebten. Ich selbst fühlte mich gehoben in der Gesellschaft so trefflicher, ja ausgezeichneter Menschen. Meine Freude wurde dadurch noch erhöht, daß ich für den Abend mit Schubert's und Raumers zu Schelling eingeladen wurde, wo ich Frau v. Schelling und ihre Kinder kennen lernte. Es war ein schönes, glückliches Familienleben, das hier vor meine Augen trat und mir den bewunderten Mann nun auch als einen liebevollen Hausvater zeigte.

Die Aufnahme, die ich in Erlangen fand, hatte, wie sich später gezeigt hat, etwas Vorbedeutendes für mein ganzes weiteres Leben. Zunächst konnte ich davon kaum eine Ahnung haben; aber ich fühlte mich glücklich, daß ich in solcher Nähe von dem Ziel meiner Reise, der Stadt Nürnberg, Menschen kennen gelernt hatte, denen ich mein volles Vertrauen schenken mußte.

Am folgenden Tage, es war der erste Sonntag nach Ostern, am 6. April 1823, kam Dittmar von Nürnberg mit einigen Lehrern seiner Anstalt herüber, um seinen künftigen Mitvorstand, Karl v. Raumer, und seine Familie mit einer gewissen Feierlichkeit nach Nürnberg zu geleiten, was dann auch mir und Allwill zu gute kam. So fuhren wir, in drei Wagen verteilt, von Erlangen ab. Wir waren noch nicht lange gefahren, als schon die Veste von Nürnberg sichtbar wurde. Unter fröhlichem Gespräch verging uns die Zeit der Fahrt sehr schnell, und ehe wir es dachten, befanden wir uns im Anblick der Stadt, die uns um so großartiger erschien, da wir sie nach Dittmars Anordnung in ihrer ganzen Länge von Westen nach Osten durchschnitten. Als wir die außerhalb der Stadt, zwischen dieser und Wörth, liegenden Gebäude der Anstalt erreichten, sahen wir uns von den Lehrern und Zöglingen umringt und mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Bald waren wir in den Zimmern, die für uns bestimmt waren, untergebracht. Raumers bewohnten mit Dittmar das Gebäude links des Eingangs, in dem auch der geräumige Speisesaal, groß genug für die sämtlichen Lehrer und Zöglinge, sich befand. Rechts des Eingangs war ein lang sich hinstreckendes Gebäude, von dem man den Hof, der als Spielplatz diente, und einen Teil des dazu gehörigen, parkartig eingerichteten Gartens überblickte. In den zahlreichen Zimmern, die sämtlich im ersten Stock neben einander lagen, wohnten die Lehrer und die Zöglinge, und hier wurde auch mir das Zimmer angewiesen, das ich mit Allwill und mit einer Anzahl von andern Zöglingen bewohnen sollte. Hier wurde denn mein Arbeitstisch mit meinen Büchern aufgestellt; doch konnte ich auch, wenn es mir gefiel, ein Kabinett benutzen, wo ein kleines Sofa und ein Stehpult für mich bereit stand. Die Hälfte dieses langen Gebäudes der Straße zu, enthielt die Lehrzimmer und nach diesen einen großen, wohl eingerichteten

Betsaal. Hier waren denn die Räume, in denen ich mich von nun an bewegen sollte. Ich sollte gewissermaßen der Geistliche der Anstalt und außerdem der Lehrer der älteren Schüler in den beiden alten Sprachen und in der alten Geschichte sein, eine Aufgabe, die meiner Neigung ganz entsprach, die ich daher auch mit Freude übernahm.

Vor sechs Uhr, im Sommer früher, stand man auf. Nach sieben Uhr versammelten sich die Lehrer und Zöglinge des Hauses in dem Speisesaal zum Frühstück. Hier sahen wir einander also an jedem Morgen wieder, und es wurde uns bald, als bildeten wir eine große Familie, wo jedes Glied dem andern freundlich begegnete und sich immer näher mit dem Ganzen verband. Aus dem Speisesaal ging man hinab in den schönen Hof und in den Garten, dessen breite schattige Wege sich ganz zu gemeinsamen Gängen eigneten. In der Nähe des Springbrunnens waren die Blumenbeete der Kinder, die jedes selbst anzulegen und zu pflegen hatte. Da entstand ein fröhliches Hin- und Herlaufen; denn jeder Knabe bemühte sich um die kleine Pflanzung, die ihm gehörte, und eilte von ihr zum Springbrunnen, um Wasser zu schöpfen, und von da zu seinem Gärtchen zurück.

Während dieser Zeit sammelten sich im Hofe die Knaben aus der Stadt, die nur die Lehrstunden bei uns besuchten. Diese nahmen um acht Uhr ihren Anfang. Zuvor aber versammelte man sich im Betsaal, wo wir nach einer Ordnung, die wir schon vorfanden, die Arbeit des Tages mit Gesang und Gebet begannen. Hiezu fand sich Raumer mit seiner ganzen Familie ein. Er selbst setzte sich an den Flügel und unterstützte mit seinem Spiel den Gesang. Ich betrat die kleine Kanzel und las eine Stelle der Schrift, auf die ich ein kurzes Gebet folgen ließ mit Segenswünschen für den Tag. Der Gesang eines Verses beschloß die Feier. Dann folgten die Lehrstunden mit kurzer Unterbrechung bis gegen Mittag, worauf die Schüler aus der Stadt sich

entfernten. In der Anstalt wurde um zwölf Uhr das Mittagsmahl gemeinsam gehalten, wobei die Lehrer unter die Zöglinge verteilt waren. Der Ton, der dabei herrschte, war, wie in einer wohlbestellten Familie, ein ruhig heiterer, ohne eine Spur von Zwang. Sobald das einfache Mahl beendet war, eilten die Zöglinge in die schönen freien Räume in Hof und Garten hinab und genossen vollkommene Freiheit. Die Lehrstunden des Nachmittags, zu denen sich die Schüler aus der Stadt wieder einfanden, dauerten von zwei bis vier Uhr. Dann empfingen die Zöglinge das Vesperbrot, das sie im Freien zu verzehren pflegten. Es folgte ein Spaziergang in verschiedenen Gruppen, wobei die schöneren Punkte der Stadt und der Umgegend besucht wurden. Der Abend war zum größten Teile für die schriftlichen Aufgaben bestimmt, die in den Lehrstunden erteilt waren. Nach dem Abendessen blieb man noch bei einander im Speisesaal; den Beschluß des Tages bildete das Abendgebet.

Auf mich machte dieses Tag für Tag fortgehende, wohlgeordnete Zusammenleben, bei dem mir ein bedeutender Teil der Arbeit zugeteilt war, einen sehr günstigen Eindruck. Ich fühlte mich glücklich, eine kleine Gemeinde zu besitzen, die ich Tag für Tag in die heilige Schrift einzuführen und zum Gebet anzuleiten hatte. Auch am Sonntag fand in der Anstalt nach der von uns vorgefundenen Ordnung, unter dem Namen einer Andachtsstunde, ein eigener Gottesdienst statt, den ich gleichfalls zu leiten hatte. Ich begann damit am nächsten Sonntag nach unserer Ankunft. Es war der zweite Sonntag nach Ostern, und ich sprach über das Evangelium vom guten Hirten. Das war der Anfang meiner Vorträge am Sonntag; er war für meine ganze Thätigkeit in der Anstalt oder doch für mein ganzes Streben bezeichnend. Der Beruf, der mir zu teil geworden war, hatte für mich etwas Erhebendes und regte mich zu frohen Hoffnungen an. Mein Verhältnis zu den Schülern, die mir

mit Offenheit und Vertrauen entgegen kamen, wurde immer erfreulicher. Wenn mein Verhältnis zu den Lehrern gleichfalls ein durchaus freundliches war, so durfte ich doch nicht voraussetzen, daß sie in Beziehung auf das Christentum mit mir ganz überein stimmen würden. Bei Raumer dagegen fand ich von Anfang an Verständnis und völlige Zustimmung in Bezug auf die Sache; hatte er wegen der Form etwas zu erinnern, so verschwieg er es mir nicht, und ich nahm es dankbar an. So bildete sich zwischen uns eine Freundschaft, die nie zerstört worden ist. Dittmar, der früher Jurisprudenz studiert hatte, war, so viel ich weiß, in Würzburg von der Begeisterung für Erziehung, die sich damals an verschiedenen Orten des Vaterlands regte, ergriffen worden und hatte seine frühere Laufbahn verlassen, um im Verein mit einigen Freunden an der Heranbildung der Jugend zu gut vaterländischer Gesinnung und zu geistiger wie leiblicher Tüchtigkeit zu arbeiten. Sein Streben war ein durchaus edles, dem Bedürfnis der Zeit entsprechendes, und wurde als solches vielfach anerkannt. So hatte der damalige Regierungs-Präsident, Graf Drechsel in Ansbach, seinen Sohn August der Anstalt anvertraut, ebenso der Konsistorialrat Roth daselbst und andere. Auch in Nürnberg fand die Anstalt viel Beifall und nicht wenige, zum Teil angesehene Familien der Stadt, ließen ihre Söhne an den Lehrstunden der Anstalt teil nehmen, die auf diese Weise einige Jahre lang eine Lücke, welche die öffentlichen Lehranstalten in Nürnberg ließen, ehrenvoll ausfüllte.

Dittmar hatte sich mit wackeren Männern umgeben, die für die ersten Elemente des Unterrichts sehr gut ausgebildet und auch als Erzieher recht tüchtig waren. Der musikalische Unterricht wurde eifrig und mit sehr gutem Erfolg von Joseph Gersbach betrieben, von dessen Hand eine Sammlung von Volksliedern, mit ihren Melodien, unter dem Namen „Wandervögelein" in den Händen der Kinder

war. Es war ein nicht geringer Schaden für die Anstalt, den Dittmar schmerzlich empfand, daß tüchtige Lehrer sie nach wenigen Jahren wieder verließen, weil die Mühe ihnen zu groß, die Besoldung aber zu gering war. Es ist kein Zweifel, daß er diesem Übelstand abhelfen und der Anstalt größeres Ansehen geben wollte, als er einen Professor mit Familie und auch mich aus weiter Ferne berief. Damit hing es auch zusammen, daß er mich dringend ersuchte, mir den Doktorgrad bei der philosophischen Fakultät in Erlangen zu erwerben, was ich auch bald nach meiner Ankunft ihm und der Anstalt zu Liebe that. Nach uns traf auch Eduard Wesselhöft als Lehrer ein, der den Religionsunterricht mit mir teilen und noch andere Lehrstunden übernehmen sollte. Er war schon Hilfsgeistlicher in einem Weimarschen Dorfe gewesen. Was ihn bewog, seine Stellung aufzugeben, als Raumer ihm die Möglichkeit zeigte, an der Erziehungsanstalt in Nürnberg ein neueres Feld der Thätigkeit zu finden, weiß ich nicht. Er war ein ernster, treuer Mann, der zu mir in ein brüderliches Verhältnis trat und eine Zeitlang mein lieber Mitarbeiter war. Doch wurde er nur zu bald von uns abgerufen, weil er der hohen Polizei wegen angeblicher demagogischer Gesinnung verdächtig war und deshalb in Untersuchung genommen werden sollte. Vielleicht hatte man auch nur gehofft, bei ihm bestimmte Beweise gegen seine jüngeren Brüder, Wilhelm und Robert, zu finden, von denen der eine sich nach Amerika rettete, der andere längere Zeit in einer Festung gefangen war. An unserem Eduard Wesselhöft konnte man auch nicht die mindeste Schuld finden, wie wir erwartet hatten; aber wir hatten ihn verloren. Er hat später als Geistlicher im Weimarischen gewirkt.

Der Mai jenes Jahres war außerordentlich schön. Ich genoß mit Freuden alles, was mir unsere Wohnung, unser Garten und die Umgegend darbot. Oft trat ich in aller

Frühe in den Garten und durchwanderte ihn; er hatte dann im vollen Schmuck des Frühlings etwas höchst Anziehendes, und nicht leicht verließ ich ihn, ohne an Leib und Seele neu gestärkt zu sein. Auch meine Ausgänge mit den Zöglingen wurden mir oft sehr angenehm. Wie unvergleichlich war die Aussicht von der Freiung vor dem Burgthor! Da lag die alte Reichsstadt in ihrer ganzen Pracht vor uns ausgebreitet; über alle die großartigen Gebäude ragten die Kirchen zu St. Sebald und zu St. Lorenz mit ihren prachtvollen Türmen empor. Ganz in unserer Nähe hatten wir das Haus Albrecht Dürers. In weiter Ferne zur linken Seite zeigte sich der Moritzberg. Zuweilen ließen wir uns das Burgthor öffnen und durchgingen die Räume, die manchen Kaiser in ihrer Mitte gesehen. Da standen wir auch bewundernd vor dem Bilde Kaiser Karls des Großen, diesem herrlichen Werke Albrecht Dürers, und gedachten der alten Zeiten. Welch ein Gang war es ein andermal, wenn wir an den Stationen vorüber zu dem Kirchhof von St. Johannes wanderten, wo wir die Grabsteine namhafter Männer, vor allem Albrecht Dürers, aufsuchten. Aber wir gingen auch weiter. So wurde an einem freien Nachmittag die alte Veste bei Fürth besucht, die an den Kampf Gustav Adolphs gegen Wallenstein erinnert und zugleich eine weite Aussicht in die Nürnberger Gegend gewährt.

Da sich eine solche Wanderlust in den Knaben regte, unternahm Dittmar mit mir und dem Lehrer Steinlein, begleitet von ungefähr dreißig Zöglingen und Schülern, eine Reise nach Stuttgart, die von Ansbach aus zu Fuß gemacht wurde. Wir gingen über Dinkelsbühl, wo, wie vorher in Ansbach, die Knaben, die wir von da in der Anstalt hatten, bei ihren Eltern vorsprachen, während wir mit den andern die Merkwürdigkeiten betrachteten. In Dinkelsbühl war es die schöne gotische Kirche, die den Evangelischen gehört hatte und erst in dem Schmalkaldischen Kriege wieder

an den katholischen Teil zurückfiel, was die Aufmerksamkeit erregte. Sie erinnerte uns an die Kirchen zu St. Sebald und St. Lorenz in Nürnberg, denen sie jedoch um ein Bedeutendes nachstand. Auch fühlten wir uns in ihr, die in ihrer Ausschmückung den Charakter der späteren katholischen Kirchen trug, ziemlich fremd. Nicht weit jenseits Dinkelsbühl erreichten wir das Württemberger Land, das die meisten von uns zum erstenmal betraten. Je weiter wir kamen, um so mehr fanden wir bestätigt, was wir von der Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes gehört hatten. Besonders angenehm war uns die Wanderung im Remsthal und der Besuch von Kloster Lorch, dessen Ruinen uns an die Zeit der Hohenstaufen erinnerten. Wir befanden uns hier auf einer Anhöhe, von der wir zum erstenmal den Hohenstaufen sahen, der sich jenseits unseres Thales bedeutend hervorhob und uns zu einem Besuch einlud. Aber es war Zeit, zuvor noch eine Erfrischung zu nehmen, die wir in dem Wirtshause von Kloster Lorch fanden. In der Nähe des Wirtshauses standen zwei prachtvolle Linden, unter denen uns aufgetragen wurde. Der Wein regte die Knaben an und in großer Schnelligkeit waren die Bäume von ihnen erstiegen und in Besitz genommen. Kaum hatten sie ihr Frühstück in den Zweigen verzehrt, so begannen sie zu singen: „Bei einem Wirte wundermild." Dieses Uhlandsche Lied schien ihnen hier ganz an seinem Orte zu sein. Während sie nun ihr Lied fröhlich erschallen ließen, traten zwei Herren zu uns heran und ließen sich in ein Gespräch mit uns ein. Sie äußerten ihr Wohlgefallen an unsern Knaben und der eine von ihnen lud uns ein, in Stuttgart bei ihm einzukehren, es werde ihm eine Freude sein, uns aufzunehmen. Dieser freundliche Mann war Kaufmann Conradi aus Stuttgart, der mit einem befreundeten Geistlichen, Spezial-Superintendent Kapff, kurz nach uns hier eingetroffen war. Die Einladung war offenbar so gut und treu gemeint, daß wir

sehr gern bereit waren, ihr zu folgen; doch zunächst wollten wir den Hohenstaufen besuchen. Der Weg dahin war beschwerlich; um so fröhlicher waren wir, als wir den Berg, an den sich so große Erinnerungen knüpften, erreicht hatten. Mit den Erinnerungen mußten wir uns aber auch begnügen; von der Burg der Hohenstaufen, diesem Stammsitz eines so großen Kaiserhauses, war nicht die kleinste Spur zu finden. Man sagte, die Steine der großartigen Ruine seien von den Bewohnern einer benachbarten Ortschaft in Besitz genommen und zu ihren Bauten verbraucht worden. Doch bot uns die Anhöhe eine schöne Aussicht in das umliegende Land und einen angenehmen Ruheplatz.

Es wird mir erlaubt sein, von da sogleich auf Stuttgart zu kommen. Wir erreichten es an einem der folgenden Abende ziemlich spät. Schon am Thor kam uns eine Botschaft von Kaufmann Conradi zu, wir möchten, auch wenn wir spät einträfen, uns nicht bedenken, zu ihm zu kommen. Wir bedachten uns aber doch und zogen vor, die erste Nacht in einem Wirtshause zuzubringen. Am Morgen — ich wüßte nicht zu sagen, wie es zuging — sahen wir uns bei dem ersten Ausgang in die Stadt von freundlichen Menschen empfangen, die den Anspruch machten, uns beherbergen zu dürfen; es währte nicht lange, so hatte jeder von uns seinen Wirt. Ich kam bei dieser fast gewaltsamen Verteilung mit meinem Allwill zu Herrn Conradi, den ich nun als Vater einer blühenden Familie kennen lernte. Da nun auch Frau Conradi mit großer Güte für uns sorgte, befanden wir uns bei diesen lieben, freundlichen Menschen vom ersten Augenblick an so heimisch, daß es uns eine Freude war, jede Frage über Nürnberg und über unsere Anstalt, auch über uns selbst zu beantworten, woraus sich ein Verkehr ergab, der nicht leicht angenehmer hätte sein können. Wenn wir dann mit unsern Reisegefährten zur bestimmten Stunde zusammen trafen, um gemeinschaftliche Gänge zu machen,

konnten auch diese nicht genug davon sagen, wie freundlich man sie aufgenommen und behandelt habe.

Unter den Merkwürdigkeiten, die wir aufsuchen wollten, stand für uns die Gemäldesammlung der Herren Boisserée oben an, die, wie früher in Heidelberg, so nun in Stuttgart aufgestellt war. Eine Schrift über Johann van Eyk und seine Nachfolger hatte uns über die Bilder aus der altniederländischen Schule, die wir hier finden würden, vorläufige Kenntnis gegeben und unsere Erwartung hoch gespannt. Wir fanden die Sammlung in einem Privathause in eine Reihe von Zimmern verteilt, die offenbar nicht zu einem solchen Gebrauch bestimmt waren. Wir hatten nicht lange im Vorplatz gewartet, als Herr Melchior Boisserée, der jüngere der beiden Brüder, uns freundlich empfing, um uns seine Schätze zu zeigen. Er führte uns von Zimmer zu Zimmer; die Wände waren mit Bildern bedeckt, über die er sich kurz aussprach, ohne sich dabei aufzuhalten. In jedem Zimmer befand sich aber ein Hauptbild, das einem Altarbild gleich aufgestellt war und kein anderes neben oder über sich hatte. Es war durch ein Gitter vor dem Zudrang und der Berührung geschützt, und überdies in die günstigste Beleuchtung gestellt. Vor diesem blieben wir mit unserem Führer stehen, der uns über die Geschichte und die Bedeutung desselben belehrte. In einem Zimmer war es die Anbetung des neugeborenen Christus durch die Weisen aus Morgenland, in einem andern die sieben Freuden der Maria, oder die beiden Bilder des heiligen Christophorus und Johannes des Täufers, oder der heiligen Jungfrau, die von Lukas gemalt wird. Alle diese Bilder sind gegenwärtig durch die schönen Nachbildungen der ganzen Sammlung allgemein bekannt. Aber man macht sich keine Vorstellung, wie die Bilder selbst, in der angedeuteten Aufstellung, die uns gleichsam in ein Heiligtum versetzte, auf uns und andere wirkte. Es war, als wären die damaligen Besitzer von dem Geist

der alten, kunstreichen Maler, aus deren Händen sie einst hervorgegangen waren, selbst erfüllt worden, um ihre Bilder zuerst in einer Zeit der allgemeinen Zerstörung zu retten und darauf einem so viel späteren Geschlechte gerade zur rechten Zeit vor die Augen zu stellen, wo im deutschen Volke die Liebe zu seiner großen Vergangenheit in einer Stärke erwacht war, wie nie zuvor. Belehrt und erfreut, denn wir fühlten uns mit neuen Anschauungen der edelsten Art bereichert, verließen wir das Haus, das mitten in einer modernen Stadt uns solche Schätze aus alter Zeit vor die Augen gestellt hatte. Daß wir nicht versäumten, die Werkstätte des Bildhauers Dannecker zu besuchen, will ich nur erwähnen. Wir fanden hier Belehrung anderer Art, ohne jedoch einen tieferen Eindruck zu empfangen.

Sehr erfreulich war für unsere jungen Leute und für uns selbst der Besuch des Turnplatzes, auf dem die Schüler des Gymnasiums ihre Übungen betrieben. Auch in unserer Anstalt fanden diese Übungen statt; aber hier, wo die Schüler der obersten Klassen daran teil nehmen, sahen wir sie in viel höherer Ausbildung. Im Gerwerfen nach einem bestimmten Ziele zeigten sie eine Kraft und Gewandtheit, wie ich sie auch in Berlin nicht gefunden hatte. Aber das Schönste war das fröhliche Treiben, das sich auf dem Turnplatz entwickelte. Mit uns waren einige jüngere Lehrer am Gymnasium anwesend. Hier lernte ich den jüngeren Klaiber kennen, mit dem ich in ein tiefer gehendes Gespräch geriet. Wir hatten viel mit einander gemein, und hieraus entstand zwischen uns Vertrauen und Zuneigung. Dies hat zwar, wie es wohl zu geschehen pflegt, nicht zu einem fortgesetzten Verkehr geführt; aber ich habe ihn für immer lieb behalten und mich immer gefreut, wenn ich von ihm hörte. Mit Herrn Conradi bin ich dagegen im Verkehr geblieben, da er uns die Erziehung seines ältesten Sohnes anvertraute, und das freundschaftliche Verhältnis

zwischen ihm und mir hat sich sogar, wie ich in viel späterer Zeit mit Rührung vernahm, in seiner Familie fortgepflanzt.

Der Aufenthalt in Stuttgart, obwohl er sich auf wenige Tage beschränkte, war nach unserem Gefühl der Glanzpunkt der Reise; eine Gastfreundschaft, wie sie uns hier entgegen kam, konnten wir nirgends erwarten. Auch unsere Knaben hatten Freundschaften geschlossen, und was sie in dem schönen Stuttgart erlebt hatten, das bildete für längere Zeit ihr Gespräch.

Unsere weitere Reise ging über Heilbronn, wo wir uns den Turm zeigen ließen, in dem Götz von Berlichingen gefangen saß und seinen Tod fand, nach dem hochgelegenen Wimpfen, wo wir den freien Blick auf den Lauf des Neckar und auf die umliegende Gegend sehr anziehend fanden. Jenseits der Stadt lagerten wir uns an dem Abhang des hohen Ufers, um uns der lieblichen Aussicht zu erfreuen. Die Knaben stimmten ihre liebsten Lieder an. Ich war indes, während wir uns so wohl fühlten, mit meinen Gedanken ganz in der Stille in einer andern Gegend, die für mich noch viel lieblicher war, in meiner Heimat, im Hause der Eltern, und schrieb an meine Mutter, deren Geburtstag, der 9. Juni, damals sehr nahe war, wenn er es nicht selbst war. Die Stimmung, in der ich mich befand, ist mir als eine der glücklichsten auf der Reise für immer in der Erinnerung geblieben.

Wimpfen sollte der westlichste Punkt der Reise sein. Von da wendeten wir, wiewohl ungern, um. Unser nächstes Ziel war Jaxthausen, wo wir von den jungen Grafen Berlichingen in Stuttgart schon angemeldet waren. Ich erinnere mich nur, daß die Wanderung zuweilen beschwerlich war.

An einem heißen Nachmittage blieb ich bei den jüngeren Schülern hinter den andern, die schon viel bessere Fußgänger waren, etwa um fünfzehn Minuten zurück. Da wir die Stelle erreicht hatten, wo die Gefährten auf uns hatten

warten wollen, fanden wir sie nicht; aber Dittmar trat uns entgegen und erzählte uns von einer neuen Gastfreundlichkeit. Im Schatten eines großen Hauses und der Bäume des dazu gehörigen Gartens hatte er sich mit seinen Begleitern gelagert, die dann, wie sie zu thun pflegen, fröhlich ihre Lieder anstimmten. Das hatte die Aufmerksamkeit der Bewohner des Hauses erregt und der Besitzer, Herr v. Ellrichshausen, war heraus gekommen, um sich nach den jungen Sängern und ihren Führern zu erkundigen. Da er vernahm, daß er die Knaben aus der Dittmarschen Anstalt in Nürnberg und Dr. Dittmar selbst vor sich habe, lud er ihn auf das Freundlichste ein, mit seinen Begleitern in das Haus zu treten und da ein wenig zu rasten. Wir Nachzügler sollten nun auch herein kommen, um da unsere Ruhestunde zu halten. Wir folgten der Einladung. Herr v. Ellrichshausen, ein stattlicher, noch jüngerer Mann, machte sich eine große Freude daraus, so viele Knaben bei sich zu sehen und zu bewirten. Mit uns unterhielt er sich so freundlich und eingehend, daß wir uns sehr wohl bei ihm befanden. Da wir nun nach einer Stunde Abschied nehmen wollten, um vor Nacht in Jaxthausen einzutreffen, was nach der Bestimmung über die Dauer der Reise nötig war, wollte er uns durchaus nicht entlassen und drang in uns, bei ihm zu übernachten, am folgenden Morgen wolle er uns selbst nach Jaxthausen fahren lassen, so daß wir doch unsere Zeit einhalten könnten. Wie hätten wir so großer Güte eines Mannes, den wir so wenig gekannt hatten als er uns, widerstehen können! Wir sagten zu und verlebten in dem so gastfreundlichen Hause einen sehr angenehmen Abend in der Gesellschaft unseres neuen Gastfreundes, der überdies die Freundlichkeit gehabt hatte, seinen Lehrer, den Pfarrer des in geringer Entfernung liegenden Dorfes, für uns einzuladen.

Am folgenden Morgen wurden einige große Leiterwägen

für uns zubereitet, auf denen wir dann, dankbar für die so unerwartet erfahrene Güte, unsere Reise bis Jaxthausen fortsetzten.

Von der Burg, die durch den alten Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand berühmt ist, war, wie uns mitgeteilt wurde, nur noch ein Turm übrig. Das Schloß der Freiherren von Berlichingen, das mit demselben in Verbindung stand, war erst in späterer Zeit gebaut worden. Wir waren in Stuttgart an die Gräfin von Berlichingen gewiesen worden, und besuchten daher das gräfliche Schloß, das, ganz in modernem Stile erbaut, der neuesten Zeit angehörte. Es machte einen eigenen Eindruck, daß zur Rechten und Linken des Eingangs im ersten Stock Ritter in voller Rüstung angebracht waren, als sollte der Eintretende genötigt werden, der alten Zeiten zu gedenken.

Die Frau Gräfin, die uns erwartet hatte, empfing uns mit einer Freundlichkeit, die weder bei uns noch bei unsern Schülern eine Befangenheit aufkommen ließ. Sie bot uns ein Frühstück an, das wir dankbar annahmen. Die größte Freude machte es uns aber, daß sie uns die berühmte eiserne Hand zeigte, mit der jener alte Held das Schwert so kräftig geführt hatte. Wenn wir auch ihren Mechanismus nicht verstanden, so betrachteten wir sie doch mit einer gewissen Ehrfurcht als das Denkmal eines Jahrhunderts von so hoher Bedeutung. Als sollte das Alte mit dem Neuen auf das Angenehmste verbunden werden, zeigte uns die Frau Gräfin eine lateinische Übersetzung von „Hermann und Dorothea", die ein Graf von Berlichingen in wohlklingenden Hexametern gleichsam zum Dank für Göthes Verherrlichung seines tapfern Ahnherrn verfaßt hatte. So wurde die gastfreundliche Behandlung, die wir in Württemberg gefunden, gewissermaßen gekrönt. In dem Kloster Schönthal sahen wir noch das Grabdenkmal des alten, ritterlichen Götz, wo er auf den Knien liegend und die Hände im Gebet erhebend,

dargestellt ist. Wir befanden uns schon in der Nähe von Rothenburg ob der Tauber, das wir am späten Abend erreichten. Zur Betrachtung dieser ehemaligen Reichsstadt blieb uns keine Zeit. Am folgenden Morgen fuhren wir von da nach Nürnberg zurück.

Unsere Reise mochte kaum vierzehn Tage gedauert haben; aber sie hatte mich erfreut und gestärkt, und ich kehrte von ihr mit neuer Freudigkeit zu meinem Berufe zurück. Auch meine biblischen Studien, die lange geruht hatten, nahm ich in den frühen Morgenstunden wieder auf und hiemit erwachten die Eindrücke, die ich auf Rügen empfangen hatte, mit neuer Kraft. Ich fühlte mich so glücklich, daß ich die Zeit meines Lebens nicht von dem Berufe eines Lehrers und Erziehers zu lassen gedachte. Aber eben damals zeigte sich, daß Dittmar und einige andere Lehrer mit der Art, wie ich die täglichen Gebete und die Erbauungsstunde am Sonntag hielt, sich nicht befreunden konnten. Ich bat sie, mir genau zu sagen, was sie daran auszusetzen hatten. Wir kamen zusammen, um die Sache zu besprechen, und dabei kam an den Tag, daß ihre Stellung zum Christentum von der meinigen sich bedeutend unterschied. Ich hoffte, unsere Gespräche würden zu einem guten Ziele führen. Da überraschte mich eines Tages Dittmar damit, daß er mir ein damals erst erschienenes Werk von de Wette, „Theodor oder die Weihe des Zweiflers“, als den Ausdruck seiner eigenen Ansichten anpries und zum Lesen übergab. Ich war gegen de Wette keineswegs eingenommen; war ich ihm doch persönlich nahe getreten und hatte ihn hochachten gelernt. Aber in seinem Buche fand ich eine Stellung zur heiligen Schrift, die mich befremdete und abstieß. Ihm stand es fest, daß die Philosophie von Fries das Rechte gefunden habe. Indem er sie aber als Grundlage seines Denkens annahm, konnte es nicht fehlen, daß er mit der Wahrheit, die uns im Evangelium offenbart ist, in mehrfachen Widerspruch

trat, wenn er auch das Christentum im allgemeinen anerkannte und rühmte. Die Freunde bemühten sich, mich zu de Wettes Ansicht zu bekehren; Dittmar hatte sich zu diesem Zweck einen ausführlichen Auszug aus der Weihe des Zweiflers gemacht und legte ihn seinen Gesprächen mit mir zu Grunde. Aber da ich mich nicht mehr unter den Zweiflern befand, so konnte ich auch die Weihe, die man mir anbot, nicht annehmen und bekannte freudig, daß das Wort Gottes mir unendlich höher stehe als jede Philosophie und jede auf sie gegründete Theologie.

Dennoch wurde ein zweiter Versuch mit mir gemacht. Ich wurde gebeten, die Glaubenslehre von Schleiermacher zu lesen, die damals anfing, großes Aufsehen zu machen. Mir war es nicht unangenehm, daß ich auf ein Werk dieses berühmten Theologen hingewiesen wurde, an dessen Predigten ich mich so oft erbaut hatte. Aber zu meinem Erstaunen vermißte ich in diesem Werk die biblische Grundlage. Es wollte mir nicht in den Sinn, daß die christliche Glaubenslehre aus dem christlichen Bewußtsein, nicht aus der in der heiligen Schrift gegebenen, göttlichen, Offenbarung entwickelt werden sollte, und bald fand ich, daß diese mit großem Scharfsinn versuchte Entwicklung sich doch nicht mit der in der heiligen Schrift bezeugten Wahrheit in Übereinstimmung befand. So konnte ich denn auch diese Entwicklung, so sehr ich auch die Kunst der Darstellung bewunderte, nicht als eine für mich entscheidende anerkennen. Ich hielt auch ihr gegenüber an der Wahrheit des Evangeliums fest, ja um so fester, je deutlicher ich zu erkennen glaubte, zu wie bedeutenden Abweichungen es führe, wenn die Theologie ihre Quelle und Richtschnur nicht in der heiligen Schrift finde.

Ich hätte damals das Werk von Schleiermacher gewiß nicht in den Kreis meiner Studien gezogen, wenn ich nicht dazu genötigt worden wäre. Aber später war es mir von Nutzen, daß ich es gethan und meine Überzeugung, meinen

Glauben daran geprüft hatte. Für den Augenblick diente es freilich dazu, den Freunden zu zeigen, daß ich nicht mit ihnen übereinstimme. Bei den Verhandlungen darüber wurde auch von ihrer Seite die Liebe nicht verletzt, und ich habe Grund zu der Annahme, daß dabei ein Samenkorn in ihr Inneres gelegt wurde, dessen Kraft, wenn auch nicht sogleich, zur Wirkung kam. Doch mochte in jener Zeit bei einigen Lehrern, namentlich bei Dittmar, der Gedanke sich regen, ob sie nicht, sobald sich Gelegenheit dazu darbieten würde, die Anstalt verlassen sollten. Sobald ich die Lage der Sache mit nicht geringer Betrübnis erkannte, bot ich Dittmar meinen Austritt an. Dittmar erwiderte, das dürfe auf keinen Fall geschehen, mein Verhältnis zu Raumer mache es zu einer Unmöglichkeit.

Es war für mich von nicht geringer Bedeutung, daß Raumer mir mit Entschiedenheit seine Beistimmung zu erkennen gab. Wenn ich nicht umhin konnte, die übrigen Mitarbeiter lieb zu behalten, so besaß Raumer mein volles Vertrauen, ja meine Verehrung. Es erschien mir als etwas Großes, daß er eine nach außen viel höhere Stellung aufgegeben hatte, um hier in aller Demut dem Werke christlicher Erziehung zu leben. Er war ein so vielseitig gebildeter Mann, daß es keinem von uns in den Sinn kommen konnte, sich mit ihm zu vergleichen. Ein großer Vorzug vor uns beruhte ferner darauf, daß er in früheren Jahren Pestalozzi und seine Anstalt aus eigener Anschauung sehr genau kennen gelernt hatte, ohne zu ahnen, daß er noch Gelegenheit finden werde, das zum Teil im Gegensatz zu ihm Erkannte als Leiter einer Erziehungsanstalt geltend zu machen. Welches Aufschwungs er fähig war, das hatte er durch seinen Anteil an der Erhebung im Jahre 1813 bewiesen. Denn gleich seinem Schwager Steffens hatte er sich als Professor in Breslau damals freiwillig zum Kriegsdienste gestellt und als Adjutant des Generals Gneisenau

gedient. So stand er unter uns als lebender Zeuge jener großen Zeit, was besonders dann hervortrat, wenn er von Kampfgenossen Besuche empfing. An seiner Seite, ihm ganz ebenbürtig, stand seine Frau mit liebenswürdigen, wohlbegabten Kindern. Es war mir eine Freude, in diese edle Familie einzutreten, und es dauerte nicht lange, so war ich wie ein Sohn von ihr aufgenommen. Das war aber nur der Anfang dazu, daß die Zöglinge der Anstalt, so weit das möglich war, in die Familie eintraten. Es war etwas Ideales in diesem Verhältnis; kein Wunder, daß eine Anstalt, die diese Familie in sich schloß, bald eine anziehende Kraft ausübte.

Die größte Freude erregte es, wenn Schubert von Erlangen kam und seine Selma mitbrachte, die von Frau v. Raumer wie eine Tochter geliebt wurde. Aber auch Schelling erschien zuweilen in unserer Mitte, ebenso Pfaff und Döderlein. In Nürnberg fühlte sich Karl Ludwig Roth, der Rektor des Gymnasiums, angezogen und wir kamen zu ihm in ein erfreuliches Verhältnis. Er war, als ich ihn kennen lernte, ungefähr so weit in den Dreißigen vorgeschritten, als ich in den Zwanzigen, und da er in so jungen Jahren ein großes Gymnasium zu leiten hatte, so konnte es nicht fehlen, daß ich mit Bewunderung zu ihm aufsah, womit sich bald ein volles Zutrauen zu ihm verband. Ihm verdankten wir es, daß sein Bruder Friedrich Roth, damals Ministerialrat, bald darauf Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München, zu uns gleichfalls in ein freundliches Verhältnis trat, und ebenso Niethammer, der als Oberschulrat für die Hebung des gelehrten Schulwesens in Bayern viel geleistet hatte und das angesehenste Mitglied des Oberkonsistoriums war. Es war mir eine Freude, wie Raumer mit diesen hochstehenden Männern umging, denen er ja auch ganz ebenbürtig war. Ich selbst hielt mich ihnen gegenüber, wie billig, in bescheidener Ferne.

Wenn Rektor Roth zu jener Zeit der wirksamste Mann in Nürnberg war, so fehlte es doch nicht an Männern, die in ihrer Weise gleichfalls eine segensreiche Wirksamkeit übten. Wie erwähnt, hatte Prediger Jänike in Berlin mich an Tobias Kießling und dessen Neffen Tobias Naumann gewiesen. Es verging einige Zeit, bis ich dazu kam, mich ihnen zu nähern. Kießling hatte neben seinen Geschäften als Kaufmann eine für jene Zeit großartige Thätigkeit für das Reich Gottes hinter sich, die sich besonders auf die Verbreitung der heiligen Schrift und guter Erbauungsbücher in den protestantischen Gemeinden in Österreich bezog. Jetzt stand er im höchsten Lebensalter und schien nur noch wie ein seliger Geist auf der Erde zu weilen, um allen, die zu ihm kamen, die Seligkeit in Christo lebendig vor Augen zu stellen. Denn sie ruhete auf seinem ehrwürdigen, von weißem Haupthaar umwallten Angesicht und sprach aus seinem friedevollen Blick. Wenn sein Mund sich aufthat, so war es nur zum Preise des Herrn und seiner wunderbaren Gnade.

In näheren Umgang, der mit Kießling nicht mehr möglich war, traten wir mit Kaufmann Naumann, der damals ein Mittelpunkt christlicher Bestrebungen war. Es bestand in Bayern zu dieser Zeit weder eine Missions- noch eine Bibelgesellschaft. Naumann, in Verbindung mit seinem Schwager Fabricius und andern Freunden, that alles, um diesen Mangel, so gut es geschehen konnte, zu ersetzen. Es fehlte in Nürnberg und unter den Landleuten des ehemaligen Gebietes der Stadt nicht an Teilnahme für die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden. Die hiefür Angeregten, wenn auch hin und her zerstreut, wollten gern vernehmen, wie dieses große Werk gefördert werde, und brachten auch willig ihre Beiträge dar. Da öffentliche Sammlungen noch nicht bewilligt waren, kam es darauf an, daß ein des Vertrauens werter Mann sich bereit zeigte, die Vermittlung zu übernehmen. Das war bei Naumann der

Fall, der sich deshalb mit dem Inspektor Blumhardt in Basel, mit dem Prediger Jänike in Berlin und auch mit dem Missionsdepartement der Brüdergemeinde in Verbindung setzte. Von ihnen empfing er die Nachrichten, die er dann an die zerstreuten Missionsfreunde zu bringen wußte; an sie übersendete er, was er für sie empfing. Diese Thätigkeit machte ihn in christlichen Kreisen so bekannt, daß sich nicht selten gleichgesinnte Freunde in seinem Hause, nahe bei St. Lorenzen, zusammenfanden.

In diesem Kreise hörte man noch oft den Pfarrer Schöner nennen, der bis in sein hohes Alter der Gemeinde zu St. Lorenzen gepredigt und außerdem kleineren Kreisen, die sich um ihn versammelten, bis zu seinem Tode mit treuem Zuspruch aus Gottes Wort gedient hatte. So empfingen wir noch einen Anteil an dem Segen, den dieser treue Zeuge des Herrn hinterlassen hatte. Wie tief er auf Schubert gewirkt, der ihn seinen geistlichen Vater genannt hat, das erfuhren wir erst später. Männer dieser Art werden nicht wieder ersetzt. Aber einige Geistliche standen bei einem Teile der Bevölkerung doch auch in hoher Achtung. So der treue Hering, der sich zu dem Bedürfnis der geringeren Glieder der Gemeinde herabließ und, um faßlich zu sein, so kunstlos sprach, daß ein anderer es sich kaum erlauben würde. Ferner Pfarrer Michel bei St. Martha, der sich hatte bewegen lassen, das geistliche Amt an der kleinen reformierten Gemeinde zu übernehmen, obwohl er der lutherischen Kirche angehörte. Er hat später dafür zu leiden gehabt; doch ich muß bezeugen, daß er in einer Predigt, die ich hörte, den Reformierten vorhielt, daß ihre Lehre vom heiligen Abendmahl irrig sei. Auf seine Bitte wurde er später aus diesem denn doch schiefen Verhältnis befreit und an eine lutherische Gemeinde auf dem Lande versetzt. Im Leben zeigte er sich offen und freundlich; als Prediger gewann er durch sein Festhalten am Wort Gottes und durch die Eindringlichkeit

seiner Rede nicht geringes Vertrauen. Bei der reformierten Gemeinde folgte ihm Kindler, der in Erlangen ein eifriger Zuhörer von Krafft gewesen war und ihn als Prediger und Seelsorger sich zum Vorbild dienen ließ. Etwa um dieselbe Zeit trat Böckh, der jüngste der drei Geistlichen bei St. Jakob, mit kraftvoller und anziehender Verkündigung des Evangeliums hervor. Er predigte nur des Nachmittags, aber bald sammelte sich eine so große Schar von Zuhörern um ihn, daß die Kirche oft überfüllt war. Es war eine Freude, diesen hochbegabten Mann zu hören, der sich von Anfang an ganz in den Dienst des Evangeliums stellte. Wir hatten längere Zeit nicht gewußt, aus wessen Händen wir das heilige Abendmahl empfangen sollten. Sobald wir Böckh gehört hatten, waren wir entschieden. Er wurde unser Beichtvater und unser Freund.

Zuweilen wurde uns in diesem Sommer die Freude zu teil, bedeutende Männer kennen zu lernen, die Nürnberg besuchten. Zuerst war es Dr. Steinkopf aus London, der an der Stiftung der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft Anteil genommen und neben seinem Beruf als Pastor einer deutschen Gemeinde in London viel für Verbreitung der heiligen Schrift geleistet hat. Seine Erscheinung hatte etwas Ehrwürdiges, seine Gesichtszüge trugen das Gepräge großen Ernstes. Er sprach langsam, aber immer bedeutend. Wir fanden ihn eines Tages mit Naumann bei Rektor Roth, der uns — Raumer und mich — auf diese Bekanntschaft eingeladen hatte. Er erzählte von seinen Reisen in Frankreich, die er zur Verbreitung der heiligen Schrift unternommen hatte. Hiebei hatte er die hin und her zerstreuten protestantischen Gemeinden aufgesucht, bei denen er auch die freudigste Aufnahme fand. Er sprach die Behauptung aus, durch die Bibelverbreitung seien diese Gemeinden erst mit einander bekannt geworden und in Verbindung getreten; er selbst habe hievon großen

Segen empfangen. Davon ging er zu der Ermahnung über, auch an unserem Teile nach Kräften für die Verbreitung der heiligen Schrift zu wirken, was nicht allein für andere, sondern auch für uns selbst, für unser Herz heilsam sein werde. Raumers kurze, geistvolle Bemerkungen darüber erfüllten den Dr. Steinkopf mit solcher Freude, daß er seine Hand ergriff und seine Genugthuung aussprach, einen so treugesinnten Christen kennen gelernt zu haben. Da wir Abschied nahmen, küßte er uns und wünschte uns Segen für unsere Anstalt. Dankbar und froh kehrten wir in diese zurück.

Von viel größerer Bedeutung war es für uns, den Professor Spleiß aus Schaffhausen kennen zu lernen. Dieser Mann, der später Antistes der Kirche im Kanton Schaffhausen geworden ist, war zu jener Zeit Professor der Mathematik und Physik, zugleich aber auch Pfarrer in Buch, einem kleinen, mehrere Stunden von da entfernten Dorfe. Den größeren Teil der Woche lebte er seiner Professur; die letzten Tage widmete er seiner Gemeinde in Buch, wo er zuerst als Seelsorger, dann am Sonntag als Prediger mit dem größten Erfolg thätig war. Diese Verbindung eines zwiefachen, von einander, wie es schien, weit abliegenden Berufes war für ihn bezeichnend. Wie er die Erforschung der Gesetze der Natur betrieb, so betrieb er auch die Erforschung des göttlichen Wortes. Wie in diesem, so sah er auch in der Natur eine Offenbarung Gottes. Hierauf beruhte seine Freundschaft mit Raumer, den er jetzt erst kennen lernte, und mit Schubert, den er schon länger kannte und liebte. Aber der Freund, der ihn in unsere Gegenden zog, war Krafft in Erlangen, Professor der Theologie und Pfarrer der deutsch-reformierten Gemeinde, die dort neben einer französisch-reformierten Gemeinde besteht. Mit diesem war er schon seit längerer Zeit innig verbunden. Im Umgang mit ihm hatte er erst gefunden, was er bis dahin nur geahnt, das stille Glück eines auf dem Evangelium

ruhenden, dem Dienste des Evangeliums geweihten Lebens, und dieser Anblick war es gewesen, der auf ihn für das ganze Leben entscheidend gewirkt hatte. So stand Spleiß zu Krafft in dem Verhältnis der Pietät, die jedoch von der zwischen beiden bestehenden brüderlichen Liebe und Hochachtung nach außen verhüllt war.

Diese beiden Männer sah ich eines Tages bei Naumann, zu dem sie von Erlangen herübergekommen waren. Beide machten einen tiefen Eindruck auf mich: Krafft mit seinem ruhigen Ernste, wenig sprechend, aber immer treffend, bedeutend; Spleiß mit seiner Beweglichkeit und mit dem feurigen Geist, der aus ihm sprach. Es wurde verabredet, daß Spleiß sich am folgenden Tage in der Frühe bei Raumer zu einer Besprechung einfinden sollte; wie man gehofft hatte, stellte sich auch Schubert dazu ein. Raumer las eine Abhandlung über den Unterricht in der Naturwissenschaft vor; das war die Grundlage der Besprechung, die diese drei hervorragenden Männer mit einander hielten. Da hörte ich, mit welcher Freudigkeit sie sich zu der in der heiligen Schrift niedergelegten Offenbarung Gottes bekannten, und wie sie von der Herrlichkeit Gottes und seiner Offenbarung in der Schöpfung der Welt mit einander sprachen. Sie waren hierin ein Herz und eine Seele. Um acht Uhr sollten die Lehrstunden mit Gebet eröffnet werden; da wollten die Gäste auch nicht fehlen. Auf meine Bitte ergriff hier Spleiß das Wort. Wesselhöft hatte den 81. Psalm gelesen, an diesen knüpfte er an. Alles was er sagte, war aus der Tiefe geschöpft und wurde den Schülern so nahe gebracht, daß sie sich mächtig angezogen fühlten. Ergreifend war besonders, wie er Vers 13 behandelte: „So habe ich sie gelassen in ihres Herzens Dünkel, daß sie wandeln nach ihrem Rat.“ Was es sei, wenn Gott den Menschen endlich läßt in seines Herzens Dünkel, und wie der Mensch dann immer tiefer fällt, wenn er nicht durch eine mächtige Hand

mitten in seinem Falle aufgehalten und wieder aufgehoben wird, davon sprach er mit dem tiefsten Ernst und aus reicher Erfahrung. Mitten im Sprechen ergriff er ein daliegendes Lineal und ließ es fallen; aber ehe es auf den Boden kam, ergriff er es wieder und hob es auf. Es gelang ihm, die Sache den Schülern so anschaulich zu machen, daß viele davon einen unvergeßlichen Eindruck empfingen. Er schloß mit dem Flehen, daß der Herr das durch seinen Geist hier angefangene Werk fortführen möge zu unserem Heil und zum Preise seiner Gnade. Von diesem Tage an fühlten wir uns für immer mit ihm verbunden. Am folgenden Sonntag zogen wir — Raumer und ich — ihm mit einigen unserer Kinder nach Erlangen nach. Da hörten wir zum erstenmal eine Predigt von Krafft. Zum Text hatte er die Worte des Herrn genommen: „So jemand will des Willen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede." Er sprach darüber als einer, der die Wahrheit dieser Worte an sich selbst erfahren hat, mit einer unerschütterlichen Zuversicht, ohne Aufregung, mit ruhiger Hoheit. Im Gespräch mit Spleiß hörte ich dann Worte, die mir für immer bedeutend geblieben sind. So das eine: „Der unvergängliche Same des göttlichen Wortes muß in die Kinderherzen gestreut werden, aber aus glühendem, feurigem Herzen; sonst geht er nicht auf." Dann: „Es darf uns nicht befremden, wenn das Böse, nachdem es überwunden schien, sich wieder in uns regt. Aber wir müssen dann um so treuer dem Antriebe des Geistes folgen; denn welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder." So sprach er auch von dem Segen, der auf dem täglichen Abendopfer ruhe, nämlich aus dem Dankopfer für die erfahrene Errettung aus der Welt. Man kam nicht mit ihm in Berührung, ohne sich von ihm kräftig angeregt zu fühlen. Die Predigt, die er am Sonntag vorher in Kraffts Kirche auf dessen Wunsch

gehalten, hatte mächtig gewirkt und war noch in aller Munde. Ich hörte nur eine Kinderlehre in derselben Kirche von ihm, bei der mir, da ich ziemlich weit von ihm entfernt war, vieles entging; doch machte er auch dabei auf alle, die ihm näher standen, einen tiefen Eindruck.

Für unsere Anstalt, die er auf seiner Rückreise in die Schweiz noch einmal besuchte, hatten wir an ihm einen treuen Freund gewonnen, dem wir es auch verdankten, daß uns Zöglinge aus Schaffhausen und aus Basel anvertraut wurden.

Einen Besuch anderer, aber nicht minder erfreulicher Art empfingen wir aus Halle. Mein jüngerer Bruder, Ferdinand, der dort studierte, hatte sich in Begleitung des Studiosus Lindner, der in Nürnberg daheim war, aufgemacht, um einen Teil seiner Ferienzeit bei uns zu verleben. Wie innig wir beide mit einander verbunden waren, habe ich schon bemerkt. Aber zwischen ihm und der Familie Raumer bestand gleichfalls ein Verhältnis, das sich später zu einer wahren Freundschaft entwickelt hat. So wurde er denn mit einer Freude aufgenommen, die ihn vom ersten Augenblick an bei uns heimisch machte. Wenn wir mit Stundengeben beschäftigt waren, sah er mit seinem Freund und Reisegefährten die Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgegend und kehrte dann immer erfreut über das Gesehene zu uns zurück. Ich versäumte nicht, ihn auch zu unseren Freunden in der Stadt zu führen, denen der liebenswürdige Jüngling so wohl gefiel, daß der Wunsch geäußert wurde, er möge doch, sobald er seine Studien vollendet habe, sich ganz bei uns ansiedeln. Wie gern hätten wir ihn zu unserem Mitarbeiter gehabt! Er war auch nicht abgeneigt, und es kam die Zeit, wo es uns schien, als könnten wir ihn nicht entbehren. Aber die Bahn, die er nach Gottes Willen gehen sollte, war eine andere. Er war für das höhere Schulamt bestimmt, und wie bedeutend hat er in diesem gewirkt bis zur Stunde!

Wer will beschreiben, wie es bei ihm zu der Verbindung gekommen ist, die an Innigkeit und an Dauer jede andere weit übertrifft und deren segensreicher Einfluß sich durch das ganze Leben erstreckt? Ich vermag es nicht und kann nur sagen, daß die Erinnerung daran mir immer noch das Herz erquickt.

In den Herbstferien der Universität war Professor Schubert mit seiner Familie in Bärenwalde im Erzgebirge gewesen, wo die Schwiegereltern lebten. In dieser Zeit hatte ich schmerzlich empfunden, daß ich das Schubertsche Haus verschlossen fand. Doch die Ferien nahmen ein Ende und das so lang verschlossen gewesene Haus that sich wieder auf. Da begann denn auch zwischen Nürnberg und Erlangen, das will sagen, zwischen den Familien Raumer und Schubert, ein neuer, reger Verkehr, der auch mir zu gute kam. Es ist wahr, daß die Tochter des Hauses, Selma, mir als eine Art Engel, als das beste und anmutigste Mägdlein erschien. Aber dieses Wohlgefallen an ihr blieb mein Geheimnis, das ich gegen keinen Menschen, am allerwenigsten gegen sie selbst auch nur in einer leisen Andeutung aussprach. Dennoch, ich weiß nicht, wie es geschah, hatten Raumers etwas davon gemerkt und mir die Zunge zu lösen gewußt. Kaum hatte ich ihnen mein Geheimnis entdeckt, als sie auch in mich drangen, meine Schüchternheit abzulegen, zu der kein Grund vorhanden sei. Ich solle getrost nach Erlangen gehen, Schubert habe mich lieb wie einen Sohn, er werde mir seine Selma nicht versagen. Der teure Mann hatte mich wohl seit meinem ersten Eintritt in sein Haus mit größter Freundlichkeit behandelt und ich war ihm von Herzen zugethan. Aber wer war ich, daß ich wagen sollte, ihn um sein einziges, geliebtes Kind zu bitten! Der Abstand zwischen ihm und mir erschien mir zu groß. Aber mich von Zeit zu Zeit ihm zu nähern, dazu fehlte mir der Mut nicht. So ging ich an einem Sonntag-

morgen, 2. November, nach Erlangen und sprach bei ihm vor. Ich blieb bis gegen Abend und fand die beste Gelegenheit, Selma zu sehen und mit ihr zu sprechen. Sie war freundlich und unbefangen, wie ich sie immer gesehen hatte. Der Vermittler zwischen uns war ein kleiner Knabe, dem ich Sprüche in hebräischer oder griechischer Sprache auf seine Schiefertafel schrieb. Daraus entwickelte sich ein angenehmes Gespräch; aber ich brachte es doch nicht weiter, als daß ich einmal wagte, ihr die Hand zu reichen, was sie sich in aller Ruhe gefallen ließ. Auf meinem Heimwege wirkte der Augenblick dieser Handreichung als ein beglückendes Ereignis nach. Aber Raumers hatten gehofft, etwas Entscheidendes von mir zu hören und zeigten sich unzufrieden mit mir. Nun ging es nicht an, schon am nächsten Sonntag den Besuch in Erlangen zu wiederholen; aber am übernächsten, am 16. November, wagte ich es. Ich traf Schubert allein zu Hause; die Übrigen waren noch nicht aus der Kirche zurückgekommen. Er selbst öffnete mir die Hausthür und führte mich in sein Studierzimmer, wo er sich in der Stille an einer Predigt von Schöner erbaut hatte. Ich wollte ihn nicht stören; er las mit mir die Predigt zu Ende, und daran knüpfte sich ein Gespräch, bei dem es mir vergönnt war, einen neuen Blick in die Tiefe seines gottliebenden Gemütes zu thun. Ich wurde für den Mittag eingeladen, wobei ich, da mir das Herz so voll war, nur wenig sprach. Aber nach Tisch kam der ersehnte Augenblick, wo ich Selma fast nur mit den Augen fragte und das Jawort von ihr empfing. Wir waren nur für einige Minuten von dem Vater verlassen, mit dem wir ein Danklied hatten singen wollen. Als er wieder kam, um mit uns zu singen, traten wir ihm Hand in Hand entgegen. Er war freudig bewegt und stand nicht an, uns im Namen des Herrn, den er liebte wie wir, zu segnen. Doch verschwieg er uns nicht, daß wir uns auf manches Schwere

gefaßt halten müßten. Wir nahmen das kindlich fröhlich hin und konnten „unsere Wege“ mit vollem Vertrauen „dem Herrn befehlen.“ Von dem Segen, der mir in Altenkirchen zu teil geworden, habe ich gesprochen; ich empfand sogleich, daß das süße Jawort, das ich jetzt empfangen hatte, damit innigst zusammenhing, und so hat es sich fortan bewährt. Gott sei gepriesen für seine heilige, gnädige Führung!

Wie freuten sich Raumers, als ich ihnen erzählte, was ich erlebt! Sie vertraten damals in gewissem Sinne Elternstelle an mir und, wie es bei Eltern der Fall ist, sahen sie das, was mir geschah, als ihnen selbst geschehen an. Aber diese Freude teilte sich dem ganzen Hause und allen unsern Freunden mit. Zuerst denen in Nürnberg und Erlangen, dann aber in noch höherem Grade meinen Eltern und Geschwistern und den Freunden auf Rügen. Es war eine Zeit des Segens und der Segenswünsche für mich und für meine Selma gekommen.

Hiemit trat aber auch eine Entscheidung ein, die für mein weiteres Leben von nicht geringer Bedeutung war. Selmas Vater drückte mir sehr bald den Wunsch aus, daß ich in Bayern bleiben möge. „Ich gebe dir meine Selma,“ sagte er, „mein einziges Kind; aber ich hoffe, du wirst nun auch bei uns in Bayern bleiben. Es ist in diesem Lande gut wohnen. Du wirst es erfahren, wie ich es erfahren habe.“ Ich verbarg ihm nicht, daß ich im Stillen die Hoffnung gehegt habe, es könne mir noch beschieden sein, an der Missionsarbeit unter den Heiden teilzunehmen, und Selma habe sich bereit erklärt, mir auch dahin zu folgen; aber in dem Wunsche des Vaters glaubte ich eine höhere Weisung zu vernehmen, der ich nicht widerstreben durfte, und ich versprach, in Bayern zu bleiben. Was dazu erforderlich sei, wußte ich nicht; ich überließ es ruhig dem Vater, der es denn auch betrieb. Er wendete sich an den Staatsminister von Lerchenfeld, der ihm schon oft sein

Wohlwollen gezeigt hatte, und legte ihm die Zeugnisse über den Erfolg meiner Prüfungen in Berlin und Magdeburg zur Einsicht vor. Die Antwort, die nicht auf sich warten ließ, besagte, daß ich ohne Schwierigkeit das bayerische Indigenat erlangen werde, wenn ich mich nur entschließen könne, mich der zweiten theologischen Prüfung — pro ministerio — zu unterziehen. Ich hatte keine Ahnung davon, von welcher Bedeutung dies für mich werden könne; aber ich konnte mich nicht weigern, auf dem nun einmal betretenen Wege weiter zu gehen. So knüpften sich die Fäden, die mich in Bayern festhielten und mir den Weg in den Dienst der Kirche dieses Landes bahnten.

Es war kurz nach dem Beginn des Jahres 1824, als ich einen Brief von meinem Bruder Leopold empfing, dessen Inhalt mich sehr bewegte. Er hatte im Traum den Vater in Lebensgefahr gesehen. Sobald er erwachte, beschloß er, zu ihm zu eilen. Da er dort ankam, fand er ihn, wie er das Bett nach schwerer Krankheit eben wieder verließ, obwohl er sich noch schwach fühlte. Leopold hatte nur wenige Tage bei ihm verweilen können und befand sich wieder in Frankfurt. Mir aber ließ die Sorge um den Vater keine Ruhe, und Raumers große Güte machte es mir möglich, mich nach ihm umzusehen. Ich fand ihn zu meiner großen Freude wieder hergestellt und verlebte im lieben Elternhause einige glückselige Tage. Raumer schickte mir Briefe von unsern Zöglingen und begleitete sie mit einer Zuschrift, in der er seiner Liebe zu mir einen für mich und meine Eltern sehr erfreulichen Ausdruck gab, zugleich aber Folgendes sagte, was für ihn bezeichnend ist.

„Ich werde deine Stunden gewissenhaft geben; wenn du kommst, gebe ich dir Rechenschaft. — Warum mußte ich doch Jura studieren! Alles, worauf ich Mühe im Leben verwendet, hat mir hier und da Frucht getragen, gehört zu meinem ganzen Wesen; aber die Zeit, die ich dem Jus

gewidmet, hat mir gar keine Frucht getragen, so viel ich weiß, es müßte denn sein, daß ich mich damals in der Selbstüberwindung geübt — und jetzt deinem Bruder Wilhelm freundlich raten kann, nicht Steine für Brot zu nehmen, indem er die herrliche Theologie aufgiebt und Jus anfängt.

Die Kinder sind lieb und gut, in den Religionsstunden besonders still und aufmerksam.

Hätte ich doch Theologie studiert! Kann es etwas Dummeres geben, als daß sich der Adel für zu gut zur Theologie, aber zum Soldaten- und Juristenstande für gut hält! Doch die Israeliten waren auch vierzig Jahre in der Wüste, ehe sie ins gelobte Land kamen. Vielleicht gewährt mir Gott, von meinem vierzigsten Jahre an ganz der Bibel zu leben und allem, was in innigem Bezug mit ihr steht. Welch ein schöner Beruf, Religionsunterricht zu geben! Während so vieles Lehren nur nach langem, langem Wege zu Gott führt, ja wohl selbst von Gott abführt, wenn man sein Herz nicht bewahrt, so heiligt uns der Religionsunterricht. Ich fühle recht, was es heißt: Ich will lieber der Thür hüten in meines Gottes Hause, denn lange wohnen in der Gottlosen Hütten."

Das war damals der Sinn meines Freundes und er ist es die Zeit seines Lebens geblieben. Daraus ist, als er Professor in Erlangen geworden war, sein Werk über Palästina hervorgegangen, zu dem er die Vorstudien schon in Nürnberg begann; ebenso seine Sammlung geistlicher Lieder und Gebete, die er bescheiden ohne seinen Namen erscheinen ließ, womit er aber in weiten Kreisen den Schatz der alten Kirchenlieder erst wieder bekannt gemacht und die Erbauung in den Familien befördert hat, mehrere Decennien früher, als wir ein gutes Kirchengesangbuch erhielten. Und ist nicht das eigentliche Werk seines Lebens, die Geschichte der Pädagogik, vom Geiste evangelischer Theologie durchdrungen? So fühlten sich auch die jungen Theo-

logen auf der Universität zu ihm besonders hingezogen, und indem er ihnen den Zutritt gestattete, hat er ihnen in Bezug auf ihr Studium und auf ihr inneres Leben Dienste geleistet, die ihnen der beste Theolog vielleicht nicht leisten konnte.

So ist ihm der Wunsch, den er in jenem Briefe an mich aussprach, in vollem Maße gewährt worden, was er mit demütigem Dank erkannte. Darum wurde er auch von der theologischen Fakultät in Erlangen zum Doktor der Theologie ernannt.

Auf der Rückreise berührte ich Weimar, wo ich die Anstalt, die der Legationsrat Johannes Falk für arme Kinder begründet hatte, zu sehen wünschte. Er ist in Deutschland der erste gewesen, der sich zu einer Zeit, wo es infolge des Kriegs und der durch ihn veranlaßten Zerstörung von Dörfern und Städten am nötigsten war, sich der in Verwahrlosung umherstreifenden Kinder annahm und, als wäre er ihr Vater, für sie sorgte. Der in Weimar bestehende Verein der Freunde in der Not bot ihm für den Anfang die Mittel, die Kinder, wie er sie auffand, bei Familien auf dem Lande unterzubringen, und andere, bei denen das nicht anging, die ihm, wie er sagte, auf dem Lager blieben, in seinem Hause durch einen Lehrer unterrichten und erziehen zu lassen. Mit der Zeit vermehrte sich die Zahl der Kinder, die ihre Zuflucht zu ihm nahmen, und die Sorge für sie wurde zu einem Geschäft, das ihn ganz in Anspruch nahm. Er blieb mit den Eltern, bei denen er Kinder untergebracht hatte, und mit den Kindern selbst in beständiger Verbindung. An bestimmten Tagen kamen sie vom Lande herein und versammelten sich um ihn. Es traf sich, daß ich einer solchen Versammlung am Geburtstag der Frau Großherzogin beiwohnen konnte. Hier sah ich denn, wie Falk in ganz eigentümlicher Weise auf die Kinder einen bedeutenden Eindruck zu machen wußte.

Sie wurden aus den unteren Räumen des Hauses, wo sie sich in den Schulzimmern zuerst aufgehalten hatten, in die oberen Räume, die Falk mit seiner Familie bewohnte, hinaufgerufen und stellten sich zu beiden Seiten eines geräumigen Korridors auf. Da sie sich geordnet hatten, trat Falk aus seinem Wohnzimmer und ging zwischen den beiden Reihen auf und ab. Er war wie zum Ausgehen gekleidet, mit der Mütze, die er dann zu tragen pflegte, bedeckt; so machte er, die Hände auf den Rücken gelegt, seinen Gang, indem er zu den Kindern sprach. Er erzählte ihnen von der Krankheit, die er durchzumachen gehabt. „Ich war sehr krank," sagte er, „ja dem Tode nahe. Aber da hatte ich die Gottgelassenheit und machte mir keine Sorgen. Ich sorgte nicht um meine Seligkeit, die mir mein Herr Christus verheißen, auch nicht um Frau und Kinder, die ich zurücklassen sollte; denn ich befahl sie und euch in den Schutz meines Gottes und Vaters." Er sprach diese Worte mit vollkommener Ruhe, die als edle Frucht seiner „Gottgelassenheit" erschien und seinen Worten eine um so größere Kraft verlieh. Daran knüpfte er die Ermahnung an die Knaben, sich eines gottseligen Wandels zu befleißigen, wobei sie auch, wie er, in jeder Not sich der Obhut des himmlischen Vaters überlassen und getrösten könnten. Da er in diesem Sinne zu den Kindern gesprochen hatte, wurde der von ihm selbst herrührende Hymnus: „Heil'ge Liebe, Himmelsflamme ꝛc." angestimmt. Während des Gesanges wurden in einem Armkorbe kleine Brote durch die Reihen getragen und indem jeder Knabe ein solches nahm, sangen sie den Vers desselben Liedes, der das Gelübde ausspricht, in Gemeinschaft mit dem Menschenfreund Jesus Christus die Not der Brüder zu lindern und ihre Thränen zu trocknen. Dieser Vers wurde wiederholt, bis jeder Knabe sein Brot empfangen hatte. Darauf folgte für sie unter Aufsicht des Lehrers ein festliches Mittagsmahl. Ich blieb

bei Falk zu Mittag, wobei ich ihm näher kam und seine Familie kennen lernte. Es war mir sehr wohl bei diesen trefflichen Menschen; aber ich mußte meine Reise fortsetzen. Durch neue Anschauungen bereichert verließ ich Weimar und eilte mit der Post nach Nürnberg zurück, wo ich mit neuer Liebe und Lust in mein schönes Arbeitsfeld wieder eintrat.

Aus der nächstfolgenden Zeit ist mir besonders erinnerlich, daß meine Selma mit ihrem Vater von Erlangen auf einige Tage zu uns herüberkam. Das war für alle und besonders für mich eine große Freude; aber es knüpfte sich hieran noch etwas anderes, was ich zu erwähnen habe.

Von Kießlings Verwandten war mir mitgeteilt worden, daß dieser ehrwürdige Greis zwar noch nicht erkrankt sei, aber doch sichtlich anfange, schwächer zu werden. Dies war für mich, wie es auch wohl gemeint war, die Veranlassung gewesen, den teuern Mann zuweilen, wenn auch nur auf eine Viertelstunde zu besuchen. Da er es mir erlaubte, brachte ich wohl auch einige meiner Zöglinge mit, mit denen ich ihm seine Lieblingslieder vorsang, unter denen das alte Loblied: „Allein Gott in der Höh sei Ehr" — die erste Stelle einnahm. Das war ihm immer eine Erquickung gewesen, er sang auch selbst mit heller Stimme und einer solchen Andacht mit, daß man sich der Thränen kaum enthalten konnte. Zu wiederholten Malen sagte er beim Abschied: „Im Frühling besuche ich euch in der Anstalt!" Darauf konnten wir nun wohl nicht hoffen; aber uns lag es um so mehr an, zu ihm zu gehen, so lange wir ihn noch hatten. So trieb es mich nun auch, meine Braut zu ihm zu führen. Wir waren ihm willkommen, auch die jungen Sänger in unserer Begleitung, die er nun schon kannte. Er bat uns, ihm etwas zu singen, was wir auch mit Freuden thaten. Dann trat ich mit meiner Selma zu ihm hin und bat ihn, uns zu segnen. Da ergriff er uns bei der Hand, sah uns mit großem Ernst in die Augen

und sagte nach einigen Augenblicken: „Kindlein, bleibet bei Ihm!“ Dieses Wort aus so verehrtem Munde drang uns beiden tief in das Herz; wir haben es niemals vergessen. Das war das Geschenk eines Mannes, der schon damals ganz nahe daran war, aus dieser Welt zu scheiden. Bald darauf, gegen Ende Februar, sah ich ihn als einen Sterbenden, für den ich mit den Freunden, die um ihn versammelt waren, nur um gnädige Auflösung, nur um Aufnahme in das Reich des ewigen Friedens bitten konnte.

Einen tiefen Eindruck auf mich machte die Entdeckung eines Verborgenen, der uns, sobald wir ihn fanden, sehr teuer wurde. In den freien Stunden ging ich mit unsern größeren Schülern gern den Weg um die Stadt, wobei wir uns zuerst an der Aussicht nach der Erlanger Seite hin, dann auch an vielem andern erfreuten. Im Weitergehen trafen wir auf einen armen Kranken, den man auf einem Schubkarren an eine Stelle gebracht hatte, wo viele Leute vorübergingen. Er bat uns nicht um eine milde Gabe; aber der Anblick des Mannes rührte uns; wir blieben bei ihm stehen und fragten ihn, woher er sei. Da zeigte sich, daß der arme Mensch kein vernehmliches Wort mehr sprechen konnte. Er deutete nach der Vorstadt Tafelhof. Von dort hattte man ihn also an diese Stelle des Weges gebracht. In seiner Hand sah ich ein altes, sehr abgegriffenes, auch zerrissenes Büchlein. Er hatte es lieb, aber er gestattete mir, es näher zu betrachten; es war das Nürnberger Kinderlehrbüchlein, das schon seit längerer Zeit aus den Schulen verschwunden war. Da er hörte, daß ich es für gut erkannte, wurde er froh und zeigte mir solche Sprüche, die ihm in seinem Elend zum Trost gereichten. Wie groß war meine Freude, da ich aus diesen Sprüchen erkannte, daß er das Heil in Christo gefunden hatte! Ich klopfte ihm auf die Schulter und ermunterte ihn dabei zu bleiben. Er bedurfte meiner Ermunterung nicht, nahm sie

aber doch mit Freude auf. Tiefbewegt ging ich mit meinen Schülern weiter. In dieser Gestalt war mir das Christentum noch nicht vor die Augen getreten. Wir sprachen viel miteinander über diesen dem äußern Anschein nach so elenden, aber innerlich und in Wahrheit so glückseligen Mann, der den Herrn gefunden und nur noch das eine Verlangen hatte, abzuscheiden und zu Ihm zu kommen, der seines Herzens einzige Freude war. Einige Mal sahen wir ihn noch neben seinem Schubkarren am Wege sitzen. Er freute sich immer, wenn er uns kommen sah. Bald aber fanden wir ihn nicht mehr. Er war so schwach geworden, daß es nicht mehr möglich war, ihn aus dem Hause zu bringen. Von da an suchte ich ihn in seiner Wohnung auf, wo ich ihn meist allein fand; doch nicht ganz allein; denn er hatte das Buch aller Bücher bei sich und beschäftigte sich mit Gottes Wort, das ihm lieber war als alle Schätze der Welt. Seine Frau, die sich als Wäscherin ernährte, war meist außer dem Hause; doch hielt sie ihre Wohnung rein, so ärmlich auch die Einrichtung sein mochte. Es währte nicht lange, so konnte mein lieber Kranker nicht mehr außer Bett sein; ich fand ihn auf dem Lager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Nun fingen auch Raumers an, mich zu ihm zu begleiten; einmal war auch meine Braut dabei. Man konnte den Gott ergebenen Menschen nicht sehen, ohne das Werk der göttlichen Gnade in ihm und die Kraft des Glaubens zu erkennen und Gott dafür zu preisen. Da er nicht sprechen, auch die heilige Schrift nicht mehr aufschlagen konnte, so blieb uns nichts übrig, als ihm Trostsprüche für Leidende zuzurufen, worauf er mit Blicken antwortete, die Freude und Dankbarkeit ausdrückten. So ist er im Glauben verschieden.

Bei einem unserer letzten Besuche begleitete uns Kandidat Barth aus Württemberg, der auf einer Reise nach dem nördlichen Deutschland begriffen war. Er hielt sich einige

Wochen in Nürnberg und Erlangen auf und schloß sich uns liebevoll an. Eine Familie, wie die Raumer'sche, war ihm noch nicht vorgekommen, und ihr liebreiches Eingehen in die Anstalt erschien ihm als etwas Einziges. Der Besuch bei Flott, unserem lieben Kranken, machte auch auf ihn einen tiefen Eindruck. Bei einer Religionsstunde, die er auf unsere Bitte in der Anstalt gab, zeigte er eine schöne Gabe, die heiligen Dinge den Knaben nahe zu bringen, die er besonders zur treuen Übung des Gebetes ermahnte. Mit mir schloß er eine brüderliche Freundschaft, die wohl zuweilen auf harte Proben gestellt wurde, aber doch nie zerstört worden ist. Nach der Rückkehr von seiner Reise hat er zuerst als Pfarrer in Möttlingen bei Calw, dann aber als ganz freistehender Mann vorzüglich für die Missionssache bedeutend gewirkt.

Ein Mann ganz anderer Art als Kießling war der Bäckermeister Burger, der gleichfalls zu hohen Jahren kam und bald nach jenem verschied.

Schon Neander hatte mich auf diesen merkwürdigen Mann aufmerksam gemacht, und Vater Schubert führte mich bei ihm ein. Das Geschäft der Bäckerei hatte er im Alter seiner noch rüstigen Frau und seinen beiden erwachsenen Söhnen überlassen. Er bewohnte ein oberes Zimmer, dessen Wände mit Büchern bedeckt waren. Außerdem waren Erd- und Himmelsgloben und Uhren nebst Instrumenten zur Reparatur derselben zu bemerken. Schubert stand von früherer Zeit her in einem sehr nahen Verhältnis zu ihm und hatte ihm in Bezug auf christliche Erkenntnis viel zu danken. Im Gespräch mit einander berührten sie Dinge, die mir fremd waren; aber nun war mir der Zugang zu diesem seltenen Manne geöffnet. Bei ihm lernte ich Taulers Werke in der Bearbeitung von Spener kennen; er besaß mehrere Exemplare davon. Da er die Freude bemerkte, mit der ich mich darin umsah,

überließ er mir ein Exemplar, dem der Titel fehlte, um einen geringen Preis; ich aber nahm das Buch als einen kostbaren Schatz mit mir. Nur selten hatte ich eine Stunde, in der ich mich damit beschäftigen konnte; aber jedesmal empfing ich daraus eine tiefgehende Anregung. Seine Predigten, die der ehrwürdige Spener, wo es ihm nötig schien, mit erläuternden, auch wohl berichtigenden Anmerkungen versehen hat, machten auf mich nicht den erwarteten Eindruck. Einzelnes diente wohl zum Beweise, daß er der reinen evangelischen Auffassung der Schrift nahe stand; aber anderes bewegte sich in einer Höhe der Betrachtung, wohin ich ihm, auch wenn ich es vermocht hätte, nicht folgen wollte. Aber in seinen kleineren Schriften, wie namentlich in der Nachfolge des armen Lebens Christi fand ich Stellen, die mich unmittelbar trafen und innerlich förderten. Mit Burger konnte ich über diese Dinge als mit einem tiefen Kenner derselben sprechen; aber seine Richtung mochte mehr mit Jakob Böhme übereinstimmen, und so kam es, daß auch er sich in Höhen aufschwang, die wohl meine Verwunderung erregten, aber nicht meine Beistimmung gewinnen konnten. Mit einer gewissen Begeisterung sprach er von der Wiederbringung aller Dinge, die ich nicht in der Schrift begründet fand. Er dehnte sie jedoch auch auf die gefallenen Geister aus und sagte mir einmal mit dem größten Ernst, daß er täglich für den gefallenen Engelfürsten bete, an dessen einstiger Erlösung er nicht zweifeln könne. War dies eine Verirrung, die mich auf das Äußerste befremdete, so kann ich sie bei diesem christgläubigen, von der geoffenbarten Wahrheit durchdrungenen Manne nur für eine Übertreibung der schriftmäßigen Lehre von der durch den Sohn Gottes vollbrachten, ewig gültigen Erlösung halten.

Auch dieser Mann stand, da ich ihn kennen lernte, dem Übergang vom Glauben zum Schauen, von der mangelhaften Erkenntnis zur vollkommenen schon nahe.

Schubert, der mich zum erstenmal zu ihm geführt hatte, nahm mich auch zu ihm mit, als er auf dem Sterbebett lag. Der große, in der Fülle der Kraft stehende Mann beugte sich zu dem kranken Freunde nieder und rief ihm zu: „Jesus Christus, dein Herr und dein Erlöser, wird dich erlösen von allem Übel und wird dir aushelfen zu seinem himmlischen Reiche.“ Der Kranke hörte diese Worte und faßte dankbar die Hand des Freundes, der sie ihm zurief. Das war der Abschied, den diese Männer von einander nahmen. Der Vater war dabei so freudig erhoben, wie ich ihn noch nicht gesehen; er erschien mir wie ein Engel. Da wir ins Freie kamen, sah ich, daß Thränen in seinen Augen glänzten. Schweigend gingen wir auf dem Wege nach Erlangen neben einander, bis ich mich von ihm trennte und zurückging. Es war der Abend des Karfreitags in diesem Jahr.

Mit meiner Braut, durch die mir eine neue Lebensfreude und Hoffnung zu teil geworden war, stand ich in einem Verkehr, der nicht reger hätte sein können; hiebei halfen uns drei junge Leute, die ich nicht übergehen darf. Es waren Erlanger Studenten, die dem Schubert'schen Hause ebenso nahe standen als uns selbst. Das waren die Theologen Peter Heller und Wilhelm Hengstenberg, und der Studiosus der Naturwissenschaft Robert Schneider. Heller stammte aus einer Nürnberger Familie, und hatte als Gymnasiast in Gemeinschaft mit Gottlieb Wagner, der gleichfalls das Gymnasium besuchte, ein Gartenhaus bei uns bewohnt, das nach der Seite des Hauptwegs als Holzstoß erschien und davon auch nur der Holzstoß genannt wurde. Er war ein langer, hagerer Jüngling mit ernstem Blick, aber mit den Zöglingen der Anstalt, an denen er täglich mehrere Male vorüberging, sehr leutselig und daher auch von ihnen geliebt und geehrt. Auch mir und der Familie Raumer stand er schon damals nahe. Robert Schneider stammte aus

Schlesien und hatte einige Jahre in Apotheken gearbeitet, war aber von dieser Thätigkeit nicht befriedigt und strebte nach gründlicherer Einsicht in die Naturwissenschaft. So kam er zu uns. Raumers nahmen ihn freundlich auf, und bald gestaltete es sich mit ihm so, daß er zugleich von Raumer lernte und der Anstalt als Lehrer und Führer der jüngeren Knaben half, bis er auf Raumers Rat die Universität Erlangen bezog. Wilhelm Hengstenberg, der aus einem Kaufmannshause in Elberfeld stammte, stand mit Krafft und seiner Familie in naher Verbindung. Was er von Elberfeld Gutes mitgebracht hatte, das war durch Krafft bedeutend vermehrt und befestigt worden. So stand er fest auf dem Grunde des Glaubens. Ich lernte ihn erst kennen, als er zu uns herüberkam. Auf den ersten Blick sah ich, daß ich einen edlen Menschen vor mir hatte; aber da er zu sprechen anfing, sah ich ihm in das Herz und freute mich seines Ernstes und seiner Liebe. Wir wurden Freunde und sind es geblieben. Diese drei Studenten waren es, die sich eine Freude daraus machten, den Verkehr zwischen mir und meiner Selma zu vermitteln. Bald kamen sie mit einander, bald einzeln zu uns herüber und brachten mir ein Briefchen von meiner Braut. Sie waren rüstige Fußgänger, denen es ein Spiel war, gegen Abend zu uns und nach kurzem Verweilen wieder zurück zu gehen. Wollten sie so schnell wieder umkehren, so thaten sie es doch nicht, ohne einen Brief von mir mitzunehmen. Zuweilen aber, namentlich an Sonntagen, blieben sie länger bei uns und nahmen an allem Teil, was in der Anstalt vorging, worüber sie genauen Bericht nach Erlangen brachten; aber ohne einen Brief von mir trennten sie sich nicht von uns. Diese lieben Menschen wurden im Scherz die drei Brautjungfrauen genannt. So haben sie ihr Andenken mit der Erinnerung an die Zeit unseres Brautlebens für immer verbunden.

Heller stand auch mit Professor Kanne in Verbindung,

der schon seit geraumer Zeit nicht mehr im stande war, Vorlesungen zu halten, und nur noch für die näheren Freunde zugänglich war. Bei diesem merkwürdigen Manne, der dem Ende seines Lebens schon nahe war, hat Heller die Liebe zu den orientalischen Sprachen und zur Vergleichung der Sprachen, sowie zur Erforschung ihrer Verwandtschaft empfangen. Später wurde er Raumers Schwiegersohn, Vorstand einer neugegründeten Missionsschule in Berlin, und zuletzt Pfarrer in Kleinheubach am Main, wo er als Seelsorger schöne Früchte gesehen und an sich und den Seinen augenscheinliche Beweise der göttlichen Aufsicht und Fürsorge erlebt hat.

Hengstenberg gehörte zu den jungen Männern, die während ihrer Studienzeit zugleich bei Krafft und bei Schubert sehr wohl aufgenommen waren. Durch ihn erfuhr ich fortwährend, welchen Fortgang die Wirksamkeit Kraffts hatte, aber auch welche Anfeindung sich gegen ihn erhob. Er war es auch, der mir zuerst von einer sehr einflußreichen Thätigkeit des Vaters Schubert Kenntnis gab, die mir ganz verborgen geblieben war. In einer bestimmten Abendstunde versammelte sich in seiner Studierstube eine Anzahl junger Leute, besonders Theologen, denen er von dem, was einen tieferen Eindruck auf ihn selbst gemacht hatte, aus der christlichen Litteratur, wohl auch aus seinem eigenen Leben mitteilte. Von diesen Abendstunden, die wöchentlich einmal wiederkehrten, konnte er mir nicht genug sagen, welchen Wert sie für ihn selbst und für seine Freunde hatten. Durch Mitteilungen dieser Art kam er mir immer näher. Später ging er nach Berlin, wurde nach seinem Abgang von der Universität Erzieher bei den Söhnen des Prinzen Wilhelm, was für sein inneres Leben von großer Bedeutung gewesen ist; jetzt lebt er als Hof- und Domprediger in Berlin. Mit dem Professor Hengstenberg stand er schon als Verwandter, aber mehr noch durch gleiche Liebe zum Evangelium in naher Verbindung.

Schneider wurde nach seinem Abgang von Erlangen Lehrer am Schullehrerseminar in Bunzlau, wo er eine Reihe von Jahren gewirkt hat. Durch einen lutherischen Geistlichen, den Professor Scheibel, war er einst zur Erkenntnis der evangelischen Wahrheit gekommen. Daran hielt er auch fest, als in Preußen der Kampf zwischen der Union und dem lutherischen Bekenntnis zum Ausbruch kam; er gehörte zu der Gemeinschaft, die sich um des Gewissens willen von der Landeskirche getrennt hat.

Diese drei Freunde waren es denn, die den brieflichen Verkehr zwischen mir und meiner Braut auf die liebenswürdigste Weise vermittelten. So wußte ich immer, was das Herz meiner Selma bewegte; ebenso genau erfuhr sie, was mich beschäftigte, sogar die Namen der Zöglinge, die mir Freude oder Sorge machten. An allem, was ich ihr schrieb, nahm sie von Herzen teil; so wurde sie immer mehr zum Eintritt in unsere Anstalt vorbereitet. Aber dieser Eintritt verzog sich viel länger als wir gedacht; doch ihre Ausstattung wurde allmählich herüber gebracht und die Zimmer, in denen sie wohnen sollte, wurden für ihren Empfang bereitet. Über dem Sofa wurde der Johannes angebracht, den ich aus Baiers Nachlaß empfangen habe, als Seitenstück kam dazu der Kupferstich eines Bildes von Raphael, Maria mit dem Kinde, der für Selma aus dem Nachlaß ihrer seligen Mutter war aufbewahrt worden. Über beiden hing ein zweiter Kupferstich nach Raphael, den uns eine Freundin als Hochzeitsgeschenk gegeben hatte. Es war der erste Versuch, ein Heim für meine Selma zu schmücken; in stillen Augenblicken, wie ich sie nur selten hatte, trat ich wie in ein kleines Heiligtum hinein. Das wird für das Gesagte vielleicht zur Entschuldigung dienen. Nur über die Freundin unseres Hauses will ich noch ein Wort sagen, das ihr zur Ehre gereicht und zugleich für unsere Stellung bezeichnend ist. Eine Fremde kommt mit zwei liebenswürdigen

Knaben in eines der ersten Gasthäuser von Nürnberg; bei Tafel gerät sie mit einem angesehenen Bürger der Stadt in ein Gespräch. Auf die Frage, wohin sie mit ihren schönen Kindern wolle, antwortete sie getrost, sie sollten in unsere Anstalt eintreten. Aber kaum hat sie es gesagt, so bricht man gegen sie los: „Wie, zu diesen Mystikern und Pietisten wollen Sie Ihre Kinder bringen?" Und was man noch weiter in diesem Sinne vorbringen mochte. Die Fremde hört diesen Ausbruch des Hasses ruhig an, denkt aber in der Stille, das müssen ja besondere Menschen sein, ich will sie doch kennen lernen. So kommt sie in die Anstalt, lernt Raumer und seine Familie kennen, bleibt einen Tag bei uns und nimmt aufmerksam an dem Leben der Anstalt teil. Was sie sieht, macht den besten Eindruck auf sie, besonders auch das offene, fröhliche Wesen der Kinder, die sich offenbar glücklich fühlten, in der Anstalt zu sein. Sie bittet um Aufnahme ihrer Kinder und, sobald es geschehen konnte, kehrt sie zurück, um sich auf längere Zeit in unserer Nähe anzusiedeln. Das war die Freundin, die ich erwähnte; ich will nur noch beifügen, daß ihre Söhne Männer von hervorragender Tüchtigkeit geworden sind.

Fast zu gleicher Zeit dachte Krafft in Erlangen an die Errichtung einer kleinen Anstalt für arme, verwahrloste Mädchen, und wir in Nürnberg an die Fürsorge für einige arme Knaben. Da wir selbst nicht im stande waren, die Aufsicht und den Unterricht für solche Knaben zu übernehmen, so wendeten wir uns an den Inspektor Zeller in Beuggen, dessen Wirkung uns durch Professor Spleiß bekannt geworden war, mit der Frage, ob er geneigt sei, uns einen von ihm zum Dienst der Armen gebildeten Mann als Lehrer und Erzieher einer kleinen Anzahl armer Knaben zu überlassen. Er war gern bereit, uns einen seiner Schüler Namens Blankenburg zu schicken, der denn auch bald darauf selbst erschien. Aus Berlin gebürtig, war derselbe als

Schneidergesell nach Basel gekommen, wo das christliche Leben, das er da kennen lernte, besonders aber der Umgang mit Zöglingen der Missionsanstalt, ihn ergriff und den Wunsch in ihm erweckte, sich gleich jenen zum Dienste im Reiche Gottes vorzubereiten. Für die Aufnahme in die Missionsanstalt fand man ihn nicht genug vorgebildet; man wies ihn aber nach Beuggen, wo unter Zellers Leitung junge Handwerker zu Armen-Schullehrern ausgebildet wurden. Dort hatte er denn seine Bildung erlangt. Er gefiel uns wohl und schien uns der Mann zu sein, den wir für unsere bescheidene Anstalt brauchten. Mit seiner Hilfe wurde diese am 9. April 1824 mit einem Zögling eröffnet. Wir waren des Abends im Betsaal versammelt, wo wir Gesang und Gebet mit besonderer Beziehung auf den Geburtstag Raumers, des Oberhauptes der Anstalt, hielten. Raumer saß am Instrument, mit dem er den Gesang begleiten wollte; da nahm einer von uns den armen Knaben an der Hand und führte ihn dem Papa Raumer als Geschenk zu seinem Geburtstag zu. Das war der Anfang einer Anstalt, die, höchst bescheiden gemeint, bald einen über alles Erwarten großen Fortgang hatte und noch jetzt, nach mehr als fünfzig Jahren, im Segen besteht. Unser Gedanke war nur gewesen, etwa vier arme Knaben mit ihrem Lehrer von dem, was unsere Anstalt an Lebensmitteln und Kleidungsstücken darbot, nebenher zu erhalten, was ohne Schwierigkeit geschehen konnte. Aber die Zahl der armen Knaben, die unsere Hilfe ansprachen, wuchs von Woche zu Woche; es mußte für größeren Raum gesorgt werden, den wir in einem gegenüber liegenden Hause um sehr billigen Preis mieteten. Vor Ablauf eines Jahres war die Zahl der armen Knaben auf etwa dreißig angewachsen. Das Merkwürdige war dabei, daß uns, ohne daß wir darum baten, aus der Stadt reiche Gaben für die Armenkinderanstalt zuflossen, die das wachsende Bedürfnis befriedigten. Als Vater

Schubert eine kurze Nachricht über diese Anstalt drucken ließ, die er dann bei seinen Freunden, auch im nördlichen Deutschland, wie er es bezeichnete, als einen Teller herum reichte, kamen uns über Erwarten reiche Geschenke zu. Es dauerte nicht lange, so bot ein reicher Patrizier — es war Herr Plattner — ein passend gelegenes Haus, außerhalb der Ringmauern, nebst Garten auf unbestimmte Zeit zum unentgeltlichen Gebrauche an. Dieser Wohlthäter hatte hiebei wohl schon im Sinn, es der Anstalt zum Eigentum zu überlassen, wie er später gethan hat. Der Segen Gottes ruhte sichtbar auf dieser Anstalt; es war, als sollte den Menschen Mut gemacht werden, da, wo ein gleiches Bedürfnis war, Ähnliches zu unternehmen, wie denn auch geschehen ist.

Die Erlanger Anstalt für arme Mädchen, die Professor Krafft zwei Monate vorher eröffnet hatte, war von Anfang auf zwölf Mädchen berechnet, und bei dieser Zahl blieb es eine Reihe von Jahren. In späterer Zeit hat auch diese Anstalt sich sehr erweitert. Sie besteht noch jetzt als die Rettungsanstalt in Puckenhof, mit der eine Brüderanstalt verbunden ist, die der Rettungsanstalt zu gute kommt und zugleich Arbeiter für ähnliche Anstalten ausbildet.

Beide Anstalten, die Nürnberger und die Erlanger, waren in weitem Umkreis eine neue Erscheinung; in einem großen Teile des südlichen Deutschlands bestand damals nichts Ähnliches. Doch die Fürsorge für arme, der völligen Verwahrlosung entgegen gehende Kinder, zeigte sich bald auch an andern Orten als dringendes Bedürfnis, und so ist mit der Zeit die Zahl solcher Anstalten in deutschen Landen groß geworden.

Es mußte in Erstaunen setzen, daß in Erlangen zu derselben Zeit, da Krafft als Wohlthäter der Stadt hervortrat, sich eine heftige Feindschaft gegen ihn offenbarte, und zwar da, wo man sie am wenigsten hätte erwarten sollen,

in seiner eigenen Gemeinde, der er mit seltener Treue als Prediger und Seelsorger diente; aber es war gerade die treue Übung der Seelsorge, die ihm solche Feindschaft zuzog. Zwar, wie es den Anschein hatte, nicht von Seite des Mannes, dem er eine Ermahnung erteilt hatte, denn dieser, gerührt von der Treue des Seelsorgers, dankte ihm dafür; aber wohl von Seiten der Verwandten, die an ihrer Ehre verletzt zu sein meinten. Die Sache wurde schnell herum gebracht und es dauerte nicht lange, so erhob sich in der Gemeinde ein Sturm gegen ihren besten Freund. Man verlangte von ihm, er solle nicht so dogmatisch predigen, er solle aller Sektiererei und allem Umgang mit Sektierern entsagen, er solle sich jeder Teilnahme an den Missions- und Bibelanstalten enthalten. Für den Fall, daß er auf diese Forderungen nicht eingehe, behielt man sich weitere Maßregeln vor. Wer Krafft jemals gehört hatte, wußte wohl, daß er auf dem Grunde des christlichen Glaubens, den er mit Freudigkeit verkündigte, die Herzen zu ergreifen und auf den Weg des Heils zu leiten mit allem Ernst sich bemühte, so daß der Vorwurf falschen Dogmatisierens in den Predigten ihn durchaus nicht traf. Aber es zeigte sich, daß, während die vielen Zuhörer, die nicht zu seiner Gemeinde gehörten, aus seinen Vorträgen den größten Segen empfingen, ein großer Teil der Gemeinde leer ausgegangen war. Der Vorwurf der Sektiererei gegen einen der treuesten Diener seiner Kirche zeugte von großem Unverstand derer, die ihn erhoben. Das evangelische Missionswerk stand schon damals im größten Teile von Deutschland in hoher Ehre. Wenn im Königreich Bayern damals noch nicht gestattet war, Missionsvereine zu bilden, so war doch der Wohlthätigkeit zum Besten des Missionswesens kein Hindernis in den Weg gelegt, und ebenso stand es mit der Thätigkeit für die Verbreitung der heiligen Schrift, die übrigens kurze Zeit nach diesem Angriff auch in Bayern

öffentlich anerkannt wurde. Maßte sich nun die Gemeinde das Gericht über den Geistlichen an, so blieb diesem nichts übrig, als sich an die höhere kirchliche Behörde zu wenden und um Schutz zu bitten, der ihm denn auch ohne alles Zögern zu teil wurde. Aber damit war ihm noch nicht ganz geholfen; denn die Aufregung gegen ihn war über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus gedrungen, und man fand einen neuen Weg, um den Widerwillen gegen ihn an den Tag zu legen. Krafft war so glücklich, eine ganz gleich mit ihm gestimmte Frau zu haben, die, als frühere Erzieherin, alle die Bildung besaß, um auf heranwachsende Jungfrauen einen heilsamen Einfluß zu üben. Als die Frau eines so vortrefflichen Geistlichen gewann sie bald großes Vertrauen, und es bildete sich ein kleiner Kreis junger Mädchen um sie. Einmal in der Woche hatten sie die Erlaubnis, zu ihr zu kommen, wo sie dann Ausgewähltes aus passenden Werken mit ihnen las und besprach. Es mochte bemerkt worden sein, daß diese Mädchen keinen Teil an Bällen und andern Belustigungen nahmen. Sobald der Sturm sich erhob, wurde auch dies mit Bitterkeit besprochen und Frau Krafft bekam die Weisung, ihre „Winkelschule“, so schämte man sich nicht, sich auszudrücken, zu schließen. Die Freunde baten sie, vor einem so ungerechten Angriff nicht zu weichen; aber sie empfand es schwer, daß man mit roher Hand etwas angetastet hatte, was ihr lieb, ja heilig war, und gab ihre Thätigkeit in dieser Richtung auf.

Indem wir nun den Freunden mit brüderlichem Zuspruch zu Hilfe eilten, mußten wir erleben, daß die Wogen des Hasses auch zu uns herüber schlugen und unsere Anstalt erschütterten. Nur war unsere Stellung eine viel mehr gefährdete als die unseres Freundes, der ein von Kirche und Staat anerkanntes und beschütztes öffentliches Amt verwaltete, während wir als freiwillige, von fernher in das Land gekommene Arbeiter da standen, deren Thätigkeit nur

auf so lange möglich war, als man sie duldete und unterstützte. Während Krafft in seiner Gemeinde als Prediger und an der Hochschule als Professor der Theologie ungehindert fortarbeitete, was er mit immer zunehmendem Segen that, so war es für uns schon ein empfindlicher Schlag, wenn uns Schüler und Zöglinge von ihren Eltern plötzlich genommen wurden, wie wir in dieser Zeit erleben mußten. Wir fingen an, unsere Stellung für nicht so gesichert zu halten, wie sie uns aus der Ferne erschienen war.

Im Frühjahr 1824 wurde ich zur Prüfung einberufen, die ich dann auch im Mai desselben Jahres mit vielen andern Kandidaten bestand. Man erzeigte mir große Güte und behandelte mich schon ganz als einen der Angehörigen, dessen Verwendung im geistlichen Amte noch in demselben Jahre bevorstehe, was ich jedoch dankend ablehnte, da ich mich von der Anstalt in Nürnberg nicht trennen wollte.

In der That war es nicht meine Absicht, in das geistliche Amt einzutreten. Meine Gedanken gingen nur auf ein weiteres, mehr gesichertes Wirken in der Anstalt, womit auch meine Braut ganz übereinstimmte.

Unter den Männern, die bei der Prüfung thätig waren, ragte Niethammer bedeutend hervor. Schon die Art, wie er unsern Antrittsbesuch empfing, war für ihn bezeichnend. Der Kandidat, der bescheiden den letzten Platz unter den Eintretenden einnahm, hatte vergessen, die Thür hinter sich zuzumachen. Dann rief er im scharfen Tone des Befehls zu: „Machen Sie die Thür zu!“ Das war das erste Wort, das wir von ihm vernahmen. War das schon eine Mahnung, auf uns zu achten, um keinen Verstoß zu machen, so empfingen wir von ihm eine noch viel schärfere. „Ich habe,“ so begann er die Gesamtheit der Kandidaten anzureden, „ich habe Ihre Probepredigten gelesen, und ich zittere für die Gemeinden, zu denen Sie kommen werden.“ Da mochte wohl manches Kandidatenherz vor dem gestrengen Herrn

Examinator erbeben. Mir aber war nicht bange vor ihm, denn ich wußte, auf welchem Grunde meine Predigt ruhte, und ich fürchtete nicht, daß er diesen Grund antasten werde. Er entließ uns mit den Worten: „Nun, wir werden uns noch näher kennen lernen.“ Es war offenbar, dieser Mann wollte die Kandidaten nicht für sich gewinnen, sondern er wollte, wo es nötig war, sie zur Ordnung bringen. Bei der mündlichen Prüfung, die er als Vertreter der obersten Kirchenstelle eröffnete, war es die Lehre von der Rechtfertigung, die er zur Sprache brachte. Er rügte zuerst die groben Verstöße gegen die Lehre der Kirche, die er in manchen schriftlichen Aufsätzen über denselben Gegenstand gefunden, und entwickelte dann die Kirchenlehre mit einer Lebendigkeit und mit einem Scharfsinn, der meine Bewunderung erregte.

Ich will nicht weiter auf die Geschichte dieser Prüfung eingehen; nur das will ich noch bemerken, daß Niethammer in seiner Schlußrede von der Vortrefflichkeit der Bekenntnisschriften sprach und uns zum Studium derselben ermahnte. Unter den Kandidaten lernte ich zwei kennen, die ein gleiches Streben wie mich erfüllte. Es war Pürkhauer und Donner. Beide sind mir für immer werte Freunde geblieben, obwohl ich mit ihnen erst in einer viel späteren Zeit meines Lebens wieder in Berührung kam. Von den Konsistorialräten, die bei der Prüfung thätig waren, hat mir Roth bei meinem Abschiedsbesuche das größte Wohlwollen gezeigt. Er sprach die Hoffnung aus, daß ich der Landeskirche gute Dienste leisten werde, und entließ mich mit der Aufforderung, mich mit allem Vertrauen an ihn zu wenden, wenn ich jemals seines Rates bedürfen würde; es werde ihm eine Freude sein, mir einen Dienst zu leisten. Es waren, wie sich später zeigte, keine leeren Worte, und ich kann nicht aufhören, das Andenken dieses gütigen Mannes zu segnen. Sehr erfreut kehrte ich von der Prüfung zu-

rück, die denn auch in ihren Folgen für mich von guter Wirkung gewesen ist.

In dasselbe Jahr fiel eine Reise, die ich in Gemeinschaft mit meinem Mitarbeiter Grosch und zwölf Zöglingen zu machen hatte. Ich war voll froher Erwartung; denn wir sollten den Rhein sehen und nahmen Empfehlungen von den Freunden mit, die uns den Zutritt zu trefflichen Menschen eröffnen sollten. Auch unsere Zöglinge waren freudig erregt, und besonders der Kaufmannssohn aus Köln, dessen Mutter uns alle zu sich eingeladen hatte. Es waren lauter rüstige Knaben, die wir führen sollten; aber um die Zeit zu sparen, wurde beschlossen, daß die Reise nach Frankfurt am Main und später auch von da zurück nicht zu Fuß, sondern zu Wagen gemacht werden sollte.

Es war der 20. Juli, an dem wir abreisten, und am dritten Tage gegen Abend trafen wir in dem schönen Frankfurt ein. Ich überließ es meinem Begleiter, die Zöglinge in der Stadt herumzuführen; denn mir lag sehr viel daran, den Senator Friedrich von Meyer aufzusuchen und mich durch einen Brief von Schubert bei ihm einführen zu lassen. Es gelang mir, ihn zu Hause zu treffen. Die äußere Erscheinung des Mannes hatte etwas Ehrfurchtgebietendes; sobald er den Brief, den ich ihm brachte, gelesen hatte, fand ich bei ihm die gütigste Aufnahme. Zuerst sprachen wir von Schubert, mit dem er befreundet war, dann von Kießling, von dessen seliger Stimmung vor seinem Ende er mit großer Teilnahme hörte. Als ich ihm beschrieb, wie der treue Krafft in Erlangen von seinen Gegnern in der eigenen Gemeinde angefochten werde, deutete er an, daß auch er wegen seines offenen Bekenntnisses manches zu leiden habe. Doch er zeigte sich nicht betrübt wegen solcher Anfechtungen, auf die sich jeder gefaßt halten müsse, der sich offen zu dem Evangelium von Christo bekenne. Dabei richtete er seinen Blick auf den seligen Ausgang aller dieser

Kämpfe und sprach mit froher Zuversicht von der endlichen Beseligung aller. Die Seligkeit sei nicht zu denken, wenn es auf ewig verlorene Menschen gebe. „Das Böse," so sagte er, „ist nicht von Anfang, es kann nicht ohne Ende sein. Gott erwählt sich Menschen und zieht sie zu sich, um durch sie endlich alle zu beseligen." Mir war diese Ansicht schon mehrmals begegnet; aber in solchem Zusammenhang und mit so großer Zuversicht hatte ich sie noch nicht aussprechen hören. So sehr ich selbst anerkenne, daß die Gnade Gottes in Christo die Rettung und Beseligung aller Menschen zum Ziele hat, und so groß der Trost ist, der darin für alle liegt, die des Trostes begehren, so finde ich doch in dem Worte des Herrn nicht begründet, daß alle das in hoher Gnade ihnen dargebotene Heil auch annehmen werden, worauf es doch ankommt, obwohl von Gottes Seite alles geschehen ist und fortwährend geschieht, um die Annahme des Heils nicht allein möglich zu machen, sondern auch nahe zu legen, so daß die Schuld nicht an Gott liegt, wenn Menschen verloren gehen, sondern nur an ihnen selbst. Worin ich mich mit dem verehrten Manne eins wußte, das war der Glaube an die Gnade Gottes in Christo, die für alle das Heil bereitet hat, und das war mir genug. Ich hatte ihm ja auch manches mitzuteilen, worüber ich sein Urteil gern hören wollte. Das erste war die Anrufung Christi, die einige meiner Mitlehrer nicht für zulässig erkannten. Seine Antwort war: „Das muß als das Allererste und Allerwichtigste fest bleiben, daß Christus Gott ist. In Christo wohnt ja der Vater, und er sagt, so ihr etwas bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun." Das zweite war die Erlösung durch das Leiden und Sterben des Sohnes Gottes. Hatten andere mich wegen dieser Lehre angefochten, obwohl ich sie unmittelbar aus der heiligen Schrift geschöpft hatte, so fand ich bei Meyer die vollste Beistimmung und kräftigste Bestätigung. Er erklärte, die

Erlösung durch Christi Tod müsse den Kindern als die Hauptsache vorgestellt werden.

Ehe mich der verehrungswürdige Mann entließ, sprach er noch von seiner Überzeugung, daß das Ende nahe sei. „Es kann,“ so sagte er, „noch 10, 20, 50 Jahre dauern; ich glaube nicht, daß es noch 50 Jahre dauert. Das Geheimnis von den zehn Jungfrauen ist offenbar. Es sind Christen da, die sich kein Öl zu rechter Zeit gekauft haben, und die andern werden ihnen nachher nicht mehr helfen können.“ Das war die Resignation eines bejahrten Mannes, die der Jüngling, dessen Thätigkeit kaum begonnen hatte, nicht teilen konnte. Ich war davon durchdrungen, daß an dem, was zur Verherrlichung Gottes durch die Verkündigung des Evangeliums unter allen Völkern geschehen solle, noch vieles fehle, und damit verband ich die Hoffnung, an diesem großen Werke, wenn auch in bescheidenster Weise, mitarbeiten zu dürfen. Ich schied von dem ehrwürdigen Manne, der mich so gütig aufgenommen hatte, mit großer Dankbarkeit. Ich habe ihn nicht wieder gesehen; aber an seinem Bibelwerk habe ich mich eine Reihe von Jahren erbaut, und so bin ich mit ihm in einem Umgang geblieben, der mir in vieler Beziehung lehrreich war.

Von Frankfurt wanderten wir am folgenden Tage nach Biberich, wo wir zeitig genug eintrafen, um auf einem Kahn, den wir hier mit Hilfe unseres Rheinländers für die Fahrt bis nach Köln mieteten, noch bis Rüdesheim zu kommen. Die Fahrt in der Mitte des herrlichen Stromes, den wir fast alle zum erstenmal sahen, war unbeschreiblich schön und wohlthuend. Wir stimmten unsere schönsten Lieder an, vor allen andern Arndts erhabenes Lied vom Rhein. Bei dem Johannisberg und weiter, wo die Weingärten bis an die Ufer des Flusses herab gingen, wurde die Aussicht, die wir genossen, immer schöner. Ehe wir es dachten, kamen wir in Rüdesheim an, wo wir übernachteten. Wir wohnten in

einem Gasthaus am Rhein; sobald der Morgen anbrach, erhoben wir uns. War es am Abend schön gewesen, so fanden wir den Rhein und die ganze Umgegend im Glanze des Morgens noch viel schöner. In der ersten Stunde stiegen wir die Anhöhe zum Niederwald hinauf, wobei das junge Volk abwechselnd auf einem Esel ritt. Wir betrachteten die Anlagen; doch das Schönste war der Wald der herrlichsten Buchen, durch die an einigen Stellen der Rhein im Morgenlicht zu uns herauf schimmerte. Hier sah ich mich an das Angenehmste auf der Insel Rügen, an die Stubbnitz und die Ostsee, erinnert. Wir konnten nicht von Rüdesheim scheiden, ohne das gegenüber liegende Bingen, wo die Nahe in den Rhein geht, besucht zu haben. Aber auch der Berg, an dem es liegt, lockte uns an, oder vielmehr die schöne Kapelle, die uns bei unserer Fahrt von Biberich her wie ein verheißendes Zeichen erschienen war. Es ist die Rochuskapelle, die auch von Göthe gerühmt wird. Der Weg zu ihr war etwas beschwerlich, aber die Lage der Kapelle gab reichen Ersatz. Sie liegt auf dem Punkte, wo der Bergzug, der den Rhein auf der linken Seite begleitet, in einem steilen Abfall endigt. Von da übersieht man den ganzen Rheingau, diese fruchtbare, mit anmutigen Ortschaften geschmückte Ebene. Auch das Innere der Kapelle erfreute uns. Wir waren ganz allein darin; da dachten wir unseres schönen alten Liedes: „Adeste fideles, laete triumphantes“, das uns in der Weihnachtszeit so lieb geworden war, und sangen es so ungestört, als gehörte die Kapelle uns. Während meine jungen Begleiter sich darauf im Anblick des Rheingaus vergnügten, setzte ich mich an einer einsamen Stelle nieder und feierte die schönen Augenblicke, indem ich meine Braut von hier aus begrüßte und einen Brief an sie schrieb, den ich von der Rochuskapelle datierte.

Nach Mittag fuhren wir weiter den Rhein hinab, wo wir eine Aussicht nach der andern bewunderten, bis wir

das prachtvoll gelegene Coblenz erreichten, wo wir übernachteten. Am folgenden Tage erreichten wir gegen Abend Köln. Unser erster Gang war zum Dom, dessen Türme damals wie Ruinen erschienen; aber das Innere war auch damals schon von wunderbarer Erhabenheit und Schönheit. Wir waren alle gleichmäßig davon ergriffen und erhoben, ich möchte beinahe sagen, entzückt. Einige kamen und fielen mir in die Arme, wie überwältigt von dem herrlichen Anblick; andere wiesen, ohne auch nur ein halblautes Wort zu sprechen, auf etwas hin, wovon sie sich besonders angezogen fühlten. Da sah ich meinen Begleiter Grosch auf mich zueilen. „Ach, komm' nur zu dem Bilde dort!“ Es war eine Verkündigung, zu der er uns führte, dann eine Anbetung des Kindes, das die Hand zum Segnen erhebt. Wie viel Schönes sahen wir noch! Aber ich denke nicht daran, es zu beschreiben. Es war uns, als hätten wir das Ziel unserer Reise erreicht.

Eduard M. war, sobald wir landeten, zu seiner Mutter geeilt. Wir blieben für die Nacht in der Stadt. Bei Sonnenaufgang erhoben wir uns vom Lager und eilten wieder in den Dom. Dann kam Eduard wieder, um uns zu seiner Mutter zu führen, die außerhalb der Stadt wohnte. Diese nahm uns mit großer Güte auf und zeigte uns, daß sie in ihrem schönen Hause, dem Türmchen, Raum für uns alle habe. Ich lernte in ihr eine ernste Christin kennen. Sie hatte keinen größeren Wunsch, als daß ihr Sohn vor dem Weltsinne bewahrt und ein wahrer Christ werden möge. Der Sohn sollte, wie es schien, der Erbe eines bedeutenden Vermögens werden, worin ja freilich die Gefahr für ihn lag, sich von der Liebe zur Welt überwinden zu lassen. Hierüber hielt sie in dem schönen Garten, in den sie mich führte, eingehende Gespräche mit mir. Die edle Frau durfte es nicht erst von mir hören, daß die Bekehrung der Menschenseele nicht unser, sondern Gottes Werk sei, der

aber die Gebete und Thränen einer treubesorgten Mutter gnädig ansehe.

Durch die Empfehlungen, die ich von Erlangen und Nürnberg mitbekommen hatte, wurde ich in einen Kreis eingeführt, in dem ich mich sehr bald heimisch fühlte. Es waren Menschen, die von der Kraft des Evangeliums berührt und durchdrungen waren und mich als einen gleich Gesinnten mit zuvorkommender Güte aufnahmen. Zuerst der Konsistorialrat Krafft, der Bruder meines Erlanger Freundes, von dem ich ihm viel erzählen mußte. Er wußte etwas von der Feindschaft, die sein Bruder in neuerer Zeit zu erdulden hatte, ohne jedoch ganz klar darüber zu sein. Meine Mitteilungen gaben ihm viel Trost, und um so mehr, da er selbst gerade damals, wenn auch in anderer Art, von feindseligen Menschen, die in ihm den wirksamen Verkündiger des Evangeliums haßten, empfindlich zu leiden hatte. Sein Familienleben trug, wie das seines Bruders, das entschieden christliche Gepräge. Doch fiel mir die Unähnlichkeit der beiden Brüder auf. Mein Erlanger Freund stellte in seiner ganzen Persönlichkeit den tiefen Ernst der christlichen Gesinnung dar, während sein Bruder in seiner Erscheinung etwas Zartes hatte, wozu sein freundlich entgegenkommendes Wesen stimmte. Dann lernte ich die Familie Göbel kennen, aus der, wie aus der des Konsistorialrats Krafft, treffliche Söhne hervorgegangen sind. Von dem jüngeren Göbel, der sich damals im Krafftschen Hause in Erlangen befand und mir nahe stand, hatte ich der Mutter Göbel einen Brief überbracht, der mir das Herz der lieben Frau aufschloß, so daß sie mich wie einen Verwandten behandelte. Ihr verdankte ich die Bekanntschaft mit der Gräfin B., die ich in einem ärmlichen Zimmer mit einer Anzahl armer Mädchen fand, die man ihrer Pflege übergeben hatte. Sie hatte schwere Erfahrungen hinter sich. Graf B. hatte nicht lange nach der Verbindung mit ihr

sein ganzes Vermögen verloren und in großer Dürftigkeit mit ihr gelebt. Als er starb, hinterließ er sie mit ihren Kindern völlig arm. In dieser Armut wurde sie aber reicher als sie je gewesen. Denn sie lernte das Evangelium von Jesu Christo kennen und fand in ihm mit dem Troste, dessen sie so sehr bedurfte, auch die Kraft, sich in ihre Lage zu fügen. Nach dem Rat der Freunde, die sich zu ihrer Unterstützung vereinigt hatten, suchte sie sich erst noch die nötigen Fertigkeiten zu erwerben, armen Kindern nützlich zu werden, um ihren Unterhalt selbst zu verdienen. Es machte auf mich einen tiefen Eindruck, als ich sie unter den armen Mädchen so freundlich und selbstlos walten sah, als gäbe es für sie nichts Höheres. Da ich ihr erzählte, daß wir in Nürnberg den Versuch gemacht hatten, uns armer Knaben anzunehmen, zeigte sie die größte Teilnahme. Schon von Erlangen aus hatte ich die liebliche Geschichte gehört von einem Knaben, der vor Weihnachten, weil er die Armut der Mutter kannte, sich mit seinen Bitten schriftlich an das Christkind wendete und einen Brief mit dieser Aufschrift zur Post brachte. Da das Fest kam, war der Knabe hoch erfreut, als ihm ganz genau dasselbe beschert wurde, was er sich in seinem Briefe erbeten hatte. In Köln hörte ich wieder davon. Der kühne kleine Briefschreiber war ein junger B., dessen Brief durch Vermittelung eines freundlichen Postbeamten in die rechten Hände gebracht worden war. Man sieht, die Familie wußte sich an die rechte Stelle zu wenden, die denn auch in späterer Zeit, als die rechte Stunde gekommen war, eine ganz unerwartete Wendung der Dinge herbeiführte und über Bitten und Verstehen half.

Mit großer Freundlichkeit wurde ich auch von Justus Naumann, dem jüngeren Bruder meines Nürnberger Freundes aufgenommen. Dieser liebe Mann, der mich lebhaft an seinen Oheim, den seligen Kießling, erinnerte, war

damals in einem großen Weingeschäft verwendet, was seiner Begabung und daher auch seiner Neigung nicht entsprach. Erst in späteren Jahren hat er als Buchhändler in Dresden die ihm zusagende Stellung gefunden und sich in christlichen Kreisen große Achtung erworben.

Es waren nur wenige Tage, die wir in dem schönen Köln verlebten, und jeder Tag war voll von Beweisen großer Güte gegen uns; aber wir hatten uns vorgenommen, die Anstalt des Grafen von der Recke in Düsselthal für arme Kinder zu sehen, und von da aus einen Besuch in Elberfeld und Barmen zu machen, wohin wir auch empfohlen waren. Freund Grosch wollte in derselben Zeit einen Ausflug nach Aachen machen und sich dann wieder bei uns einfinden.

Wir fuhren auf einem Kahn den Rhein hinab bis nach Düsseldorf. Von da gingen wir in dem Geleit von Straßenjungen, die viel Schlimmes über den Grafen von der Recke zu sagen wußten und auch mit Steinen nach uns warfen, nach Düsselthal. Wir mußten auf diese Art sogleich etwas von der Feindschaft erfahren, unter der die Anstalt in Düsselthal litt. Wir fanden das Thor der ehemaligen Abtei, deren Gebäude die Anstalt inne hatte, aus Gründen, die uns sehr einleuchteten, verschlossen. Wir mußten mehreremale die Glocke ziehen, bis uns geöffnet wurde. Der Thorwart, der uns endlich aufthat, war ein Zögling der Anstalt, dem eine Patrontasche ein militärisches Aussehen gab. Er fragte uns nach Namen und Absicht und eilte dann fort, um unsere Ankunft anzumelden. Unser Eintritt fand keine Schwierigkeit. In dem Wirtshaus am Thor wurden wir aufgenommen; aber wir legten hier nur unsere Ränzchen ab und eilten in das Hauptgebäude, wo gerade die Abendandacht gehalten wurde. Der große Betsaal war so ganz von Erwachsenen und Kindern angefüllt, daß für uns kein Platz darin war. Von der Thür aus, wo wir stehen blieben,

sahen wir uns gegenüber eine Art Kanzel und auf ihr einen Sprechenden, der mit einem feurigen Gebete um tiefere Erfahrung von der seligmachenden Kraft des Evangeliums von Christo die Abendandacht schloß. In bester Ordnung verließen die Erwachsenen den Saal, während die Kinder sangen, die sich dann auch in guter Ordnung entfernten. Der letzte von allen war der junge Geistliche, dessen Gebet wir gehört hatten. Ich trat ihm freundlich entgegen und nannte ihm meinen Namen. Kaum hatte ich es gethan, so schloß er mich in seine Arme und äußerte eine für mich höchst unerwartete Freude. Doch sobald er mir seinen Namen nannte, Sigmund Peuchen, so verstand ich ihn. Er war als Studiosus der Theologie in Erlangen von den Prèdigten und Vorlesungen Kraffts ergriffen worden und ihm, sowie seiner Familie, besonders nahe getreten. So hatte ich von ihm gehört und er von mir. Es war also die Freundschaft mit Krafft, die mir auch an diesem Orte einen so überaus freundlichen Empfang bereitete. Am folgenden Tage lernte ich den äußerst lebhaften Dr. de Valenti und den sanften, liebenswürdigen Grafen kennen, der mich und meine jungen Begleiter im „Laden“ empfing. So nannte man das Zimmer, in welchem die zum Teil kostbaren Geschenke ausgestellt waren, mit denen Freunde aus der Nähe und aus der Ferne ihre freudige Teilnahme an der Unternehmung des Grafen ausgedrückt hatten. Indem er sie uns zeigte, ergab sich ein leichter Austausch der Gedanken. Der Graf, der kaum das dreißigste Jahr erreicht haben mochte, zeigte sich nicht eben mitteilend, machte aber durch sein ruhiges, ernstes Benehmen einen sehr guten Eindruck, der sich zur höchsten Achtung steigerte, wenn man erfuhr, daß er allem entsagt hatte, um ganz dem schweren Werke der Erziehung verwahrloseter und verwilderter junger Menschen zu leben. Die Zahl der Knaben war schon auf 90, die der Mädchen auf 60 angewachsen. Daß eine nicht

geringe Anzahl von Aufsehern und Lehrern für so viele Kinder nötig war, leuchtet ein. Aber außer ihnen waren auch Handwerker der verschiedensten Art in die Anstalt aufgenommen. Denn es war ein Anliegen des Grafen, daß die größeren Burschen noch in der Anstalt ein Handwerk erlernten, um sich nach ihrer Entlassung ihr Brot selbst verdienen zu können. So wurden sie auch zu ländlichen Arbeiten angeleitet. Die Aufgabe, die man sich gestellt hatte, war demnach sehr umfassend und die Sorgen des edlen Vorstandes mochten nicht gering sein, zumal da er über die Aufrechthaltung guter Zucht und Ordnung mit Sorgfalt wachte. Eines Abends versammelte der Graf sämtliche Knaben der Anstalt und deren Lehrer im Hofe. Die Knaben bildeten einen Kreis um ihn und er trug ihnen vor, welches Vergehen einige der Größeren sich bei dem Heumachen hatten zu Schulden kommen lassen. Sie hatten sich, statt mit den andern fleißig zu arbeiten, der Trägheit und dem Trunk ergeben. Er setzte aus einander, wie groß dieses Vergehen sei und warum es öffentlich bestraft werden müsse. Hierauf ließ er den Hauptschuldigen, einen großen Burschen, in die Mitte des Kreises treten, sagte ihm, weil er sich mit Flüssigkeiten versündigt habe, solle er auch mit Flüssigkeit bestraft werden, und während der Angeredete noch gespannt sein mochte, welcher Art die Strafe sein werde, trat ein Knecht mit einem Kübel Wasser von hinten herzu und goß ihn rasch über den Kopf des Schuldigen aus. Dieser Vorgang machte auf mich einen peinlichen Eindruck. Wenn die kleineren Knaben davon betroffen oder erschreckt waren, so zogen größere es in das Lächerliche. Einen hörte ich sagen: „Der ist noch einmal getauft worden.“

Dr. de Valenti war mir nicht ganz unbekannt. Ich wußte, daß er als Student in Jena den Eid verweigert hatte, weil er nicht an einen Gott glaube, bei dem er schwören könne. Dann war er auf ein oder zwei Semester

nach Leipzig gegangen. Als er von da nach Jena zurückkehrte, gab er eine ganz andere Überzeugung zu erkennen und zeigte sich ungewöhnlich ernst. Das hatte mir einst ein Freund von ihm in Jena mitgeteilt. War auf diese Weise meine Teilnahme für ihn angeregt, so war es mir um so angenehmer, ihn kennen zu lernen. Er war sehr offen gegen mich. Ein Werk von Kanne: „Leben und aus dem Leben erweckter Christen,“ hatte auf ihn einen tiefen, entscheidenden Eindruck gemacht, nicht sowohl durch die darin erzählten merkwürdigen Lebensgeschichten als durch die Einleitung dazu, die ihm die Notwendigkeit einer vollständigen Umwandlung und den Weg zu ihr gezeigt hatte. Als junger Arzt in einem Weimarischen Städtchen, wo er mit seiner neu gewonnenen Überzeugung ganz allein stand, wollte er sich eine Gemeinschaft von Gleichgesinnten schaffen. Dadurch machte er sich im ganzen Lande bekannt und verhaßt. Er hatte viel Widerspruch, der denn auch in die öffentlichen Blätter drang, zu erfahren. Indem er sich in solcher Bedrängnis befand, lud ihn Graf von der Recke zu sich ein. Er folgte diesem Rufe und fand in der Anstalt des Grafen Raum genug für eine Thätigkeit, wie sie ihm zusagte, obwohl er nicht der Mann war, der sich auf längere Zeit hätte unterordnen oder einem größeren Ganzen sich hätte einordnen können. Eigentümlich war seine Neigung, meinen jungen Begleitern, die er scharf in das Auge faßte, vorauszusagen, was aus ihnen werden würde, womit er sie angenehm unterhielt, zum Teil auch, da es ohne Mißgriffe hiebei nicht abgehen konnte, belustigte.

Wie hätten wir aber in der Nähe von Düsseldorf sein können, ohne uns auch dort umzusehen? Besonders die Akademie der Künste war es, die uns anzog. Jüngere Künstler, die sich hier unter Cornelius Leitung ausbildeten, führten uns zu den Kartons dieses Meisters, die sich auf Dantes göttliche Komödie bezogen und den Jüngern als

Muster edler Komposition dienten. Ich zweifle nicht, daß uns Cornelius in seiner Malerwerkstatt freundlich würde aufgenommen haben; aber seine Schüler sprachen von ihm mit solcher Ehrfurcht, daß wir nicht wagten, uns bei ihm einführen zu lassen. Während wir noch mit seinen Schülern sprachen, ging er in einiger Entfernung vorüber und verließ die Akademie. Wir waren froh, dem schon damals berühmten Mann, dem wir nicht in das Angesicht zu blicken gewagt hatten, wenigstens nachzuschauen. Hierauf machte ich mir die Freude, das nahe Pempelfort aufzusuchen. Man sagte uns, der Garten sei in früherer Zeit viel schöner gewesen; aber ich fand ihn mit seinen prachtvollen Baumgängen immer noch sehr schön und war durch nichts gehindert, mir mit aller Lebendigkeit vorzustellen, wie dieser Garten einst von dem Kreise, der sich um Friedrich Heinrich Jakobi gebildet hatte, belebt worden sei, wovon ich denn auch meine Begleiter unterhielt.

Als letztes Ziel unserer Reise war uns das Wupperthal bestimmt. Die Wanderung dahin bei regnerischem Wetter und durchweichten Wegen war ziemlich beschwerlich; doch kamen wir des Nachmittags zeitig genug in Elberfeld an, um noch Besuche machen zu können. Ich eilte zu der Mutter meines brüderlichen Freundes Wilhelm Hengstenberg. Sobald ich ihr meinen Namen nannte, zeigte sie mir große Freundlichkeit; sie wollte auch meine jungen Leute bewirten. Kaum hatte ich diesen, die ich im Gasthof gelassen, davon gesagt, so kam auch schon die Botschaft von ihr, wir sollten, so bald wir könnten, zu ihr kommen. So gütig wurden wir in Elberfeld aufgenommen. Unsere Freundin begnügte sich nicht, uns auf das Beste zu bewirten; sie gab uns auch zwei junge Leute als Führer, mit denen wir in der lieblichen Gegend umher streiften. Sie ließ es sich auch nicht nehmen, daß wir am folgenden Tage, es war ein Sonntag, zu Mittag und zu Abend ihre Gäste sein sollten.

Mit Absicht waren wir Sonnabends eingetroffen, um am Sonntag etwas von dem geistlichen Segen in Elberfeld zu empfangen. Am Vormittag hörten wir den Prediger Wichelhaus, einen jüngeren Mann, der uns mit liebevollem Andringen ermunterte, mit vollem Vertrauen dem Herrn zu nahen. Nachmittags war es Prediger Daniel Krummacher, der uns erbaute, ein älterer Mann, der aus tiefer Erfahrung mit würdevoller Ruhe und Zuversicht das Heil in Christo verkündigte, das wir nur durch den Glauben, den er als die geöffnete Hand eines Bettlers bezeichnete, empfangen könnten. In den weiteren Stunden des Nachmittags gingen wir das schöne Thal entlang, das nach Barmen führt. In der Mitte zwischen Elberfeld und Barmen wohnte Prediger Snethlage, derselbe, der später als Seelsorger und Freund des Königs Friedrich Wilhelm IV., sowie als Prediger am Dom in Berlin, bekannt geworden ist. Wie es geschah, daß ich mit ihm in freundliche Berührung kam, weiß ich nicht zu sagen. Bei ihm lernte ich auch den Prediger Döring kennen. In Barmen suchte ich Gräber, den Schwager meines Erlanger Freundes Krafft, auf, von dem ich ihm Grüße zu überbringen hatte.

Diese Wanderung brachte uns zwei Einladungen, die wir nicht ablehnen konnten. Die erste hätte nicht auf eine frühere Stunde des folgenden Tages lauten können; denn es war die Einladung zum Frühstück bei Döring. Wir lernten in ihm einen würdigen Geistlichen lutherischen Bekenntnisses kennen, der aus Mitteldeutschland stammend, den Ruf nach Elberfeld angenommen und als Prediger und Seelsorger, namentlich auch als Gründer und Führer eines Jünglingsvereins einen bedeutenden Wirkungskreis gefunden, in dem er sich glücklich fühlte. Von seiner Gabe, mit jungen Leuten zu verkehren, konnte ich mich selbst überzeugen; denn er nahm sich meiner Begleiter auf die liebenswürdigste Weise an. Es war ebenso wohl ein geistliches als ein

leibliches Frühmahl, das wir bei ihm einnahmen. Darauf folgte eine Wanderung durch das gewerbreiche Elberfeld, wobei wir einige der bedeutenderen Fabriken besichtigten. Wohin wir uns wendeten, ließ man uns ohne alle Schwierigkeit zu. Zum Mittagsmahl waren wir bei dem Prediger Gräber in Barmen. Dort waren wir die Gäste einer Familie, die meinem Freunde Krafft in Erlangen sehr nahe stand; denn Frau Gräber war seine Schwester, die uns, als von ihrem Bruder kommend, mit einer Güte aufnahm, die das Gefühl des Fremdseins nicht in uns aufkommen ließ. Es war mir angenehm wahrzunehmen, wie sich die Art meines Freundes Krafft in einem weiblichen, mütterlichen Wesen wiederholte; sie erinnerte mich mehr an ihn als sein Bruder in Köln. Gräber machte, sobald man ihn sah, einen bedeutenden Eindruck, wie er denn auch in etwas späterer Zeit zum Präses der Synode für Rheinland und Westfalen gewählt worden ist. Nach Tisch führte er uns in das Freie. Wir erstiegen eine sanft sich erhebende Anhöhe, wobei er sich nebenbei in heiterster Weise mit meinen Zöglingen, besonders aber mit mir unterhielt. Ich mußte ihm Auskunft geben über mich selbst und unsere Anstalt, dann aber besonders über die Erlanger Zustände, über die Lage seines Schwagers, über Schelling und Schubert und ihr Wirken. Ich muß nachträglich bedauern, daß ich mich so viel fragen ließ, ohne selbst zu fragen; so erfuhr er mehr von mir als ich von ihm. Doch ist mir der Eindruck, den dieser ehrwürdige Mann auf mich machte, nie entschwunden, und das war der Gewinn, den ich von ihm mit mir nahm.

Am andern Tage verließen wir das Wupperthal. Wir gingen über Solingen nach Köln, wo wir im Hause unserer Gastfreundin fast alle die Freunde, die wir da gefunden hatten, noch einmal wiedersahen. Die größte Freude machte mir ein Brief, den mir Frau M. überreichte; er war von meiner Braut.

Die Rückreise, die wir den Rhein aufwärts zu Fuß machten, brachte uns noch viel Freude. Der Lehrer Grosch war von seinem Ausflug nach Aachen zurückgekehrt und trennte sich nicht wieder von uns. Als wir Bonn erreichten, war es mein erstes, daß ich Nasses aufsuchte. Ich traf sie in ihrer Wohnung am Rhein. Professor Nasse, den ich, es war Abend, wie einst am Klavier fand, erkannte mich sogleich und war zugleich erstaunt und erfreut, mich zu sehen. Beim Eintreten in den schönen Saal hatte ich schon die Kinder des Hauses erkannt, die ich immer noch im Herzen trug. Mein Hermann war ein hoch aufgewachsener Jüngling, die liebliche Hilda blühte eben zur Jungfrau auf, meine liebe kleine Oda war nun auch schon ein großes Mädchen geworden. Es war der lieblichste Anblick, und alle diese lieben Menschen empfingen mich wie einen Verwandten. Nasse wollte genau erfahren, wie es mir seit der Trennung von seinem Hause ergangen sei. Meine Thätigkeit in Nürnberg in Gemeinschaft mit Karl von Raumer gefiel ihm sehr. Er schätzte diesen als geistreichen Mineralogen und begriff ganz, daß er in Halle nicht habe bleiben mögen, und daß er das Leben eines Erziehers dem eines Professors in Halle vorgezogen habe. Er war der erste, der sich so aussprach; ich erkannte hierin seinen freien, auf das Ideale gerichteten Sinn mit Freuden wieder. Über Schubert sprach er mit derselben Liebe und Verehrung wie früher. Bei dem Gespräch über ihn zögerte ich, ihm mein Geheimnis zu offenbaren. Da sagte er mit bedeutendem Blick: „Ich weiß noch mehr, ich weiß Ihr Geheimnis; Sie sind verlobt, Ihre Braut heißt Selma." Wie ergriff es mich, diesen geliebten Namen aus seinem Munde zu hören! Er wollte nun wissen, ob Schubert noch mehr Kinder habe, und da er von mir vernahm, daß dies nicht der Fall sei, sagte er: „Das ist viel, daß er Ihnen sein einziges Kind giebt." So sprach er aus, wovon ich selbst durchdrungen war.

Am folgenden Morgen lagen wir noch auf unserer Streu, als Nasse zu mir trat und zugleich guten Morgen und Adieu sagte. Er war damals der namhafteste Arzt am Rhein und hatte sich schon in aller Frühe aufmachen müssen, um einem Kranken in Mülheim zu Hilfe zu kommen. Auch Frau Nasse war für mich nicht mehr zu sehen; sie war bei Nacht entbunden worden. Aber mein treuer Hermann war bereit, uns die Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebung zu zeigen. Unter seiner Leitung besuchten wir Poppelsdorf, wo uns Professor Goldfuß, der früher in Erlangen gewesen war, mit vieler Freundlichkeit die naturhistorische Sammlung zeigte. Zum Dank sollten wir in Erlangen Grüße von ihm bestellen. Von da führte Hermann uns zu seinen Geschwistern, die ich in freudiger Aufregung fand; denn sie hatten eine kleine Schwester bekommen. Als ich Abschied nahm, kam die treue Freundin und Dienerin des Hauses, Friederike, die schon die Pflegerin meines Hermann gewesen war. Sie sagte lächelnd zu mir: „Jetzt kommen Sie mit zwölf Knaben aus, in Halle konnten Sie ja mit dem einen nicht fertig werden.“ So empfing ich unerwartet Lob und Tadel zugleich, obwohl ich nicht mehr wußte, womit ich den Tadel verdient hatte. Nun führte mich Hermann zu Ernst Moritz Arndt, dem ich meinen Allwill als den Sohn des Pastors Baier vorstellte. Der treue, deutsche Mann, dessen Lieder wir so oft gesungen hatten, war zwar noch Professor der Geschichte; aber er durfte nicht mehr lehren, obwohl er in seiner vollen Kraft stand; denn auch über ihn, dessen Verdienste um Deutschland schon damals gerühmt wurden und jetzt allgemein anerkannt sind, war das Unheil einer polizeilichen Untersuchung gekommen, die um so eifriger in seinen Papieren suchte, je weniger sie Anhaltspunkte zu einer Anklage darin fand. Man wollte ihn, der die Offenheit und Treue selbst war, um jeden Preis zu einem Hochverräter machen. Er hat

lange Jahre darunter zu leiden gehabt. Ich fand ihn mit seiner Familie beim Frühstück, zu dem er auch uns einlud. Er trug ebenso wie die zwei Knaben, die bei ihm waren, ein blaues Staubhemd; er hatte in seinem Garten, den er ohne fremde Hilfe bebaute, gearbeitet. Sein Haus stand am Rhein und bot auf den herrlichen Strom wie auf das Siebengebirg, die freieste Aussicht. Er erschien wie einer jener Alten, die im Kriege das Größte geleistet hatten, dann aber in aller Einfalt, als wäre nichts geschehen, ihr Feld bebauten und ihrer Pflichten als Hausväter warteten, bis das Vaterland ihrer Dienste wieder bedurfte und sie zu größeren Dingen rief. Mit großer Anerkennung sprach er von Allwills Vater und bedauerte nur, daß er so früh abgeschieden sei.

Wir besuchten noch das neue Universitätsgebäude mit der Aula, die damals von jungen Künstlern aus der Düsseldorfer Schule mit Wandgemälden geschmückt wurde, die sich auf die verschiedenen Fakultäten bezogen. Es handelte sich gerade um die Theologie. Die jungen Männer hatten, um sich dafür zu begeistern, Neanders Chrysostomus mit einander gelesen und in ihrer Zeichnung diesem den Vorzug vor den übrigen Vätern der Kirche gegeben, Augustinus aber in den Schatten gestellt. Ich bemühte mich, ihnen eine Vorstellung von dem Geist und der Bedeutung desselben für die Reformation der Kirche zu geben. Sie hörten mir mit großer Teilnahme zu. Ob es ihnen noch möglich war, ihm in ihrem Gemälde die verdiente Stellung zu geben, weiß ich nicht.

Der Godesberg und der Drachenfels, den wir am Nachmittag desselben Tages besuchten, machten uns noch große Freude. Die Nacht brachten wir in Rolandswert zu. Unvergleichlich schön war die Wanderung am folgenden Morgen, bis wir uns verlocken ließen, einen starken Umweg über den Laacher See zu machen. Wir mußten erfahren, daß nicht

alles schön sei, was die Dichter besingen. Nach einem beschwerlichen Marsch kamen wir abends, der Ruhe und Erquickung bedürftig, in Neuwied an, wo wir den Sonntag feierten. Wir hörten einen Prediger aus der Brüdergemeinde, der mit großem Ernst über die Worte sprach: „Es werden nicht alle, die Herr Herr zu mir sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“ Auch die Erziehungsanstalt der Gemeinde lernten wir kennen, sowie treffliche Männer, die als Lehrer an ihr und andern Anstalten beschäftigt waren. Einer von ihnen hätte sich uns gern angeschlossen; er sagte, er sehne sich nach einer Gemeinschaft, die noch in der ersten Liebe stehe. Das war es also, was er dort vermißte.

In der Nähe von Neuwied lebte damals der in christlichen Kreisen viel genannte, katholische Pfarrer Martin Boos. Mir selbst war sein edles Büchlein, „Christus für uns und in uns“, in Nürnberg in die Hände gekommen. Es ist eine Sammlung einzelner Geschichten aus seinem amtlichen Leben, namentlich aus seiner Thätigkeit in der Pflege solcher Seelen, denen um ihr Heil bange war. Wie er diese mit einem geistlichen Humor ohnegleichen auf Christus und die von ihm erworbene Vergebung der Sünde hinzuweisen und den Glauben an ihn zu wecken versteht, das hatte mich tief ergriffen. Auf katholischer Seite hatte er sich durch sein Wirken in diesem Sinne verdächtig gemacht. Da er sich in Bayern nicht mehr halten konnte, hatte er eine Pfarrstelle in Gallneukirchen, in Österreich, angenommen und hier mit augenscheinlichem Segen gearbeitet, was ihm auch da eine so starke Anfeindung zuzog, daß er seine Stelle aufgeben mußte. Während er nun in den Rheinlanden, zuerst in Düsseldorf, dann in Sayn bei Neuwied sich in einer ruhigen Stellung befand, waren die durch seinen Dienst zum lebendigen Glauben gekommenen Gemeindeglieder

in Gallneukirchen einer scharfen, kirchlichen Untersuchung ausgesetzt, die kein Ende nahm, weil die Leute, gestützt auf das Neue Testament, sich tapfer verteidigten. Von diesen Untersuchungen und Verhören hatten wir ziemlich genaue Kunde; um so mehr verlangte mich, den Martin Boos kennen zu lernen; es wäre mir als ein Unrecht erschienen, von seiner Nähe zu wissen und an ihm vorüber zu ziehen. Wir scheuten den Umweg und das ungünstige Wetter nicht und wanderten nach Sayn, das überdies durch seine Eisenwerke meinen jungen Begleitern Unterhaltung und Belehrung geben konnte. Ich suchte das Pfarrhaus auf, das erste katholische, in das ich eingetreten bin; ein stattliches Gebäude in unmittelbarer Nähe bei der Kirche. Unten fand ich eine alte Magd, die mich die Treppe hinauf wies; die Thüren seien geöffnet, da oben werde ich den geistlichen Herrn finden. Die Zimmer, durch die ich kam, waren hell und geräumig, aber ganz leer; endlich kam ich an eine Thür, die nicht offen stand, ich klopfte an und wurde zugelassen. Da, im kleinsten Zimmer, fand ich den Mann, den ich suchte. Eine ehrwürdige Gestalt, die mir wohlgefiel. Ich sagte ihm, welche Teilnahme er in Nürnberg und Erlangen finde, und wie sehr wir uns dort an seinem Büchlein erbauen; auch seine Erweckungsreden seien uns zugekommen. „Ja, die Erweckungsreden,“ sagte er, „das ist eine Erfindung von meinem Neffen Thomas, der war einmal in einer Vakanz bei mir. Ich sah wohl, daß er bis tief in die Nacht Licht brannte, ich wußte aber nicht, was er that; da hat er Predigt-Konzepte von mir abgeschrieben, die hat er dann drucken lassen und Erweckungsreden genannt.“ Ich lobte den Neffen und wir kamen in ein so lebendiges Gespräch, daß ich nicht merkte, wie die Zeit verging. Er sprach von Goßner, den er sich zum Gehilfen wünschte; von Lindl, der die Mutterkirche verlassen habe und den er deshalb sehr bedauerte. Da Lindl ihn in Sayn besuchte, kam es zu einem

scharfen Gespräch. „Du hast die Mutter verlassen,“ rief ihm Boos entgegen; „warum hast du das gethan?“ „Ja,“ antwortete Lindl, „weil sie zur Hure geworden ist.“ Boos erwiderte: „Dafür wirst du viel Prügel bekommen.“ O, der arme Lindl! rief er mehreremale aus. Wir kamen dann auch auf die Gemeinde in Sayn zu sprechen. Da brach er in bittere Klagen aus; alles sei an diesen Leuten umsonst. Es sei kein stilles Plätzchen im Thal, wo er nicht auf den Knieen gelegen und um Hilfe gefleht habe, aber die Hilfe bleibe aus. Er habe schon gesagt: „Die Herzen sind wie Juchten, drum können meine Predigten nicht fruchten.“ Auch werde im Übermaß getrunken und jede gute Regung sogleich wieder erstickt. Dagegen zeigte er die freudigste Teilnahme, da ich ihm von den Regungen christlichen Lebens in Erlangen und Nürnberg erzählte. Von Krafft hatte er schon gehört, auch von den Anfechtungen, die er zu tragen habe. Das war ihm aber nach seiner eigenen Erfahrung der beste Beweis seines gesegneten Wirkens. Hiebei traten ihm seine so hart bedrängten Freunde in Gallneukirchen vor die Augen. Er habe ihnen geschrieben, aber seine Briefe seien ihm zurückgeschickt worden. Er wußte nicht, was Gott mit ihm vorhabe, was mein inniges Mitleid mit dem alten, schon etwas gebeugten Manne erregte. Da ein Schüler von mir hereintrat, um mich abzurufen, lebte er wieder auf. „Aus Augsburg sind Sie?“ sagte er zu ihm, „das kenne ich gut, da bin ich so und so lange im Strafhaus für Priester gewesen,“ und eben darüber sprach er mit dem besten Humor. Da ich von ihm schied, sagte er zu mir: „Da bleiben Sie nur dort und predigen Sie recht! Vielen Dank, daß Sie mich besucht haben; Sie sind mir wie ein Engel vom Himmel gekommen.“ So schieden wir von einander; es verging kaum ein Jahr, so las ich die Anzeige seines Todes. Ich trauerte über ihn wie über einen Freund; aber mehr noch freute ich mich

darüber, daß ich an dem noch Lebenden nicht vorübergezogen war. Es war doch eine schöne Zeit, als ich über die Scheidewand, die uns von der katholischen Kirche trennt, so leicht hinüber kommen und drüben mit einem Manne Gottes, wie Boos, wie ein Freund mit dem Freunde verkehren konnte! Freilich, wo steht jetzt auf jener Seite ein Martin Boos, dem es das Höchste war, der Gemeinde das Heil in Christo zu verkündigen?

Die Reise ging nun nach Coblenz, von wo der Ehrenbreitstein mit großer Lust erstiegen wurde, dann an den schönsten Punkten am Rhein vorüber nach Bingen, von da über Ingelheim, wohin uns der Name Karls des Großen gelockt hatte, aus dessen Zeit doch äußerst wenig zu sehen war, nach Mainz. Von Frankfurt aus, wo wir noch den Römer mit dem Kaisersaal bewundert hatten, fuhren wir nach Nürnberg und trafen am 15. August wieder ein, ohne auf der Reise irgend einen Unfall erlitten zu haben. Dankbar und froh traten wir wieder in die Anstalt ein.

Es hatte uns weh gethan, als Joseph Gersbach mit seinem jüngeren Bruder, der bei uns privatisiert hatte, von uns schied. An seine Stelle trat Valentin Strebel, der die Universität Erlangen eben verlassen hatte. Sein Verhältnis zu Schubert hatte ihm zur Empfehlung gedient; aber am besten empfahl er sich selbst durch sein ernstes und zugleich wohlwollendes Wesen, ja schon durch sein edles, von männlicher Festigkeit zeugendes Angesicht. Neben seiner sonstigen Bildung zeichnete ihn eine seltene Gabe des Gesanges und des Violinspiels aus. In früher Morgenstunde hörten wir ihn auf diesem Instrument einen Choral spielen, der wie ein Morgengruß durch unsere Räume drang. Unter seiner Leitung nahm in unserer Anstalt der Choralgesang einen neuen Aufschwung; aber wir übten mit seiner Hilfe auch die schönsten Stücke aus Händels Messias ein, die Raumer mit dem Klavier begleitete. An ihm gewannen

wir einen Freund, der, so lange er bei uns war, unsere Aufgabe als die seine ansah, und auch später mit uns treu verbunden blieb.

Als Dittmar von uns ging, um an einer öffentlichen Lehranstalt in der Rheinpfalz zu wirken, wurde das Bestehen der von ihm gegründeten Anstalt ernstlich in Frage gestellt. Freunde erinnerten, wir hätten ihn nicht ziehen lassen dürfen. Was solle aus der Dittmarschen Anstalt werden, wenn Dittmar selbst sie aufgebe und verlasse? Wir sagten uns das wohl selbst; aber Raumer war mit mir entschlossen, bei der Anstalt auszuharren, so lange es möglich sein werde. Daß die Anstalt finanziell auf schwachen Füßen stand, hatten wir sehr bald erkennen müssen. Es tauchte der Gedanke auf, ob Dittmar nicht von Anfang an im Sinne gehabt habe, die Anstalt, die nie glänzend gestanden, sich nur zur Not erhalten hatte, mit der Zeit uns zu übertragen, oder vielmehr diese Last auf unsere Schultern zu legen. Wir hatten nicht Zeit, viel darüber nachzudenken. Genug, wir, die er gerufen, die auf seinen Ruf gekommen waren, wir blieben, und er verließ uns.

Doch wir waren nicht verlassen. Wenn Freunde und Verehrer Dittmars nach seinem Weggang uns ihre Kinder entzogen, so wurden, wenn auch in geringerer Zahl, andere Kinder, zum Teil aus der Ferne, uns mit Vertrauen übergeben. Zu gleicher Zeit traten auch neue Mitarbeiter uns zur Seite, sogar ein junger Mann aus der französischen Schweiz, der sich uns mit großer Liebe anschloß und den Unterricht in seiner Muttersprache übernahm. Aber der größte Gewinn für uns war, daß Philipp Wackernagel zu uns trat, dieser von außen und innen reich begabte Mann, der in Halle ein Schüler und Hausgenosse Raumers gewesen war und in dessen Gedanken mit liebevollem Verständnis einging. Der Zeichenlehrer hielt treu bis zum Ende, ohne zu wanken, bei uns aus. Das war der treue

Kirchner, ein Nürnberger der alten Zeit, treuherzig im besten Sinn, voll Demut und Liebe.

Im Sommer des Jahres 1825 kam mein Schwiegervater auf den Gedanken, daß die von mir und von meiner Braut sehnlich erwartete Trauung in seinem lieben Bärenwalde, im sächsischen Erzgebirge, stattfinden solle. Von dort stammte ja seine selige Henriette, deren Mutter noch am Leben war. Eben da hatte er dann seine Julie gefunden, und es war zur Sitte des Hauses geworden, die Herbstferien in Bärenwalde bei ihren Eltern zu verleben. Es war ihm ein lieber Gedanke, daß seine Selma an demselben Orte mit mir zur Gemeinschaft für das ganze Leben verbunden und gesegnet werden möge. Selma hatte mir oft erzählt, wie sie im Hause ihrer Großmutter die glücklichsten Tage ihrer Jugend verlebt habe. Sie stimmte also fröhlich bei, und wie hätte ich dagegen sein können? So wurde der 2. Oktober zu unserer Hochzeit bestimmt.

Es war ein eigenes Zusammentreffen, daß ich vorher noch eine Reise nach Basel zu machen hatte. Wir hatten von daher Zöglinge bekommen, und waren deshalb mit einigen Baseler Herren in nahe Beziehung getreten. Einer von ihnen, Herr Ryhiner-Christ, ein edler Mann, der an der Leitung der Baseler Missionsgesellschaft beteiligt war, hatte unsere Anstalt besucht und war zu uns in ein freundschaftliches Verhältnis getreten. Es war eine Folge hievon, daß an Raumer die Einladung erging, mit mir, wenn auch nur auf kurze Zeit, nach Basel zu kommen. Wir glaubten, die mit großer Freundlichkeit an uns gebrachte Einladung nicht ausschlagen zu dürfen und machten uns, sobald wir Ferien hatten, auf die Reise. Wir hatten hiebei einen jungen Begleiter, der uns viel Freude machte, das war Rudolf Raumer. Ich war bis dahin nur bis Stuttgart gekommen. Jetzt wurde mir die Freude zu teil, auch den Schwarzwald zu sehen, dann Freiburg mit seinem

herrlichen Dom, Badenweiler am Blauen und das ganze liebliche Land, durch welches der Weg nach Basel geht. Hatte uns aber die Reise wohl gethan, so gingen die Eindrücke, die wir in Basel empfingen, noch viel tiefer. Im Hause des Herrn Ryhiner-Christ wurden wir wie alte Freunde aufgenommen. Schon am folgenden Tage fand sich Inspektor Zeller aus Beuggen ein, der zu dem Herrn des Hauses in einem brüderlichen Verhältnis stand. Es kam zwischen ihnen und uns zu tief eingehenden Gesprächen über das, was uns das Höchste war. Zeller, ein Mann voll feurigen Geistes, wurde so davon ergriffen, daß er aufstand und die Gnade des Herrn, die uns zu teil geworden, mit lauter Stimme pries. Beim Abschied bat er uns, ihn in Beuggen zu besuchen. Unter den Männern, die wir in Basel kennen lernten, waren die bedeutendsten Pfarrer von Brunn, ein hochbejahrter Mann, der wie ein Patriarch verehrt wurde, dann Inspektor Blumhard, der an der Spitze der Missionsanstalt stand und für die Missionssache bedeutend gewirkt hat. Wir waren mit diesem würdigen Manne schon seit Jahren in gewisser Weise verbunden gewesen. Wir hielten nämlich das von ihm herausgegebene Missions-Magazin, durch das die Bekanntschaft mit dem Missionshause in Basel und mit dem Missionswerk überhaupt in Deutschland vermittelt wurde. Als das erste und für längere Zeit einzige Werk dieser Art hat das Missions-Magazin damals wahrhaft segensreich gewirkt. Auch wir hatten das erfahren und wir fühlten uns daher gedrungen, dem Verfasser unsern Dank auszusprechen, den er jedoch in seiner Demut freundlich ablehnte. Er verhehlte uns nicht, wie viel Sorge und Mühe ihm diese vierteljährlich erscheinende Schrift fortwährend mache, zumal da auch sein Beruf als Inspektor und Lehrer der Missionsanstalt mit Schwierigkeiten verbunden sei, die man außerhalb derselben kaum ahne. In dieser Zeit war auch Kandidat Stier, den

ich vor einigen Jahren im Wittenberger Predigerseminar gefunden, Lehrer an der Missionsanstalt; es schien aber, als fühle er sich nicht recht an seinem Platze, wie er denn auch nicht lange nachher aus dem Schulamt in das Amt der Predigt und Seelsorge übergegangen ist. Er war voll Eifer für Erforschung der heiligen Schrift und für Bekanntmachung des von ihm Erkannten. Schon damals war er als Schriftsteller aufgetreten; namentlich hatte er schon das Werk über die Reden des Herrn begonnen.

Ein Mann von besonderer Bedeutung war Spittler, ein Mann, der sich äußerlich ruhig und unbefangen zeigte, während er in seinem Innern mit großer Lebendigkeit edle und in das Weite gehende Gedanken und Entwürfe bewegte, bis die Zeit zu ihrer Ausführung gekommen war. So wurde er als der eigentliche Gründer der Baseler Missionsanstalt betrachtet und mit besonderer Ehrerbietung auch als Mitglied des Missionskomitee behandelt. Wie viel er später unternommen und in das Werk gesetzt hat, denke ich nicht zu beschreiben; aber merkwürdigerweise hatte er damals Raumer und mich in das Auge gefaßt. Wir fanden ihn bei unserem Besuche in Beuggen dort schon vor, und kaum hatten wir die Anstalt des Inspektors Zeller kennen gelernt, als Spittler, dem übrigens die Begründung derselben hauptsächlich zu danken war, uns in die Wohnung führte, die er in der Nähe der Anstalt besaß. Dort eröffnete er uns seine Gedanken über eine Erziehungsanstalt für Söhne aus höheren Ständen, die in Beuggen gegründet werden sollte. Es schien zu Anfang, als wolle er nur unsere Ansichten über die Einrichtung einer solchen Anstalt vernehmen; aber bald sprach er aus, daß er uns für dieselbe ausersehen hatte. Er ging davon aus, daß unsere Anstalt viel besser in Beuggen als in Nürnberg gedeihen könne. Nach seiner Art hatte er sich schon längere Zeit mit diesem Gedanken getragen und die Sache bis in ihre Einzelnheiten überdacht.

Mit uns meinte er es sehr freundlich; auch Zeller sprach in liebevollster Weise aus, was es für ihn sein würde, wenn er uns in seine Nähe bekäme. Wir konnten so viel Güte nur mit Dank anerkennen; aber wir konnten uns doch nicht entschließen, in Nürnberg eigenwillig abzubrechen, um in einer Umgebung, deren Verhältnissen wir abermals als Fremdlinge gegenüber ständen, das Werk von vorn zu beginnen. Unsere Stellung in Nürnberg war wohl nichts weniger als gesichert; aber unser Entschluß stand fest, mit einander treu auszuhalten, so lange unsere Anstalt bestände und im übrigen Gott walten zu lassen. Die Freunde konnten nichts dagegen einwenden. So schieden wir von ihnen und eilten von Beuggen aus über Zürich und Schaffhausen in unsere Anstalt zurück. In Zürich hatten wir im Vorübereilen den ehrwürdigen Greis, den gewesenen Antistes Heß, gesehen, der, so schwach er schon war, ganz das Gepräge eines Jüngers an sich trug; dann auch dessen Amtsnachfolger, den Antistes Geßner, den Schwiegersohn und Biographen Lavaters. In Schaffhausen, wo wir uns angemeldet hatten, empfingen wir durch die Vermittlung unseres Freundes, des Professors Spleiß, ganz unerwartet eine nach Verhältnis ansehnliche Summe, die wir zur Hälfte der Nürnberger Anstalt für arme Knaben und zur Hälfte der Erlanger Anstalt für arme Mädchen zu überbringen hatten. So kamen wir mit einem handgreiflichen Beweis der Liebe, die wir auf unserer Reise in so reichem Maße erfahren hatten, nach Nürnberg zurück.

Doch der 2. Oktober nahte heran und rief mich zu meiner Braut, die mich in Bärenwalde erwartete. Bis nach Plauen genoß ich die Gesellschaft des Seminar-Direktors Henning in Bunzlau, der mit seiner Familie die Schweiz besucht hatte und nun nach Bunzlau zurückkehrte. Er war in jüngeren Jahren als preußischer Eleve bei Pestalozzi gewesen, über den ich mir gern von ihm erzählen ließ.

Mit großer Freude nahm ich wahr, daß er fest auf biblischem Grunde stand. Aber auf meinen Freund Raumer war er nicht zum Besten zu sprechen. Mit diesem war er nämlich in früherer Zeit in der Pestalozzischen Anstalt zusammen getroffen und hatte in Raumers Gegenwart einen Vortrag über den Unterricht in der Steinkunde gehalten. Daß ein Mann von Fach, wie Raumer, den Vortrag eines Unkundigen nur schwach, ja lächerlich hatte finden können, begriff ich leicht, aber konnte nur von fern darauf hindeuten, was ich von der Sache dachte. Das war der einzige Mißton, der in unsere Unterhaltung kam, die übrigens durchaus freundlich und für mich belehrend war.

In Plauen verließ ich meine Reisegesellschaft und fuhr, so schnell es ging, nach Bärenwalde, wo ich meine Selma im Hause der Großmutter Martin fand; ihre Eltern wohnten in einiger Entfernung, in der Nähe der Kirche; aber bald waren wir alle mit einander vereint. Es waren die letzten Tage vor der Trauung, zu der schon alles vorbereitet war. Aber, wovon ich keine Ahnung gehabt hatte, man machte mir Hoffnung, daß mein Bruder Leopold komme und wohl auch noch jemand mitbringen werde. Von den frohesten Hoffnungen erfüllt, bereitete ich mich in diesen Tagen zu einer Predigt, die ich am Vormittag des 2. Oktobers halten wollte, vor. Am Tage zuvor, gegen Abend, kam mein Schwiegervater und rief mich zu einem Spaziergang ab. Wir gingen auf dem Fahrwege gegen Hartmannsdorf, den schönen Gebirgsbach entlang, der das lang sich hinstreckende Bärenwalde durchzieht. Kaum waren wir eine halbe Stunde gegangen, als wir in einiger Entfernung einen Reisewagen auf dem steinigten Wege langsam daher kommen sahen. Er war leer. Kaum hatten wir es bemerkt, so sahen wir zwei Gestalten vorausgehen, eine aber jenseits des Baches. Wenige Augenblicke noch und wir lagen in den Armen meines Leopold und menies Ferdinand;

der Mann jenseits des Baches war mein Vater, der nicht säumte, durch den Bach zu schreiten. O, mein Vater, wer hätte hoffen können, dich hier zu sehen! Er schloß mich in seine Arme und ich feierte mit ihm einen seligen Augenblick. Schubert, den die lieben Gäste zum erstenmal sahen, hieß sie mit der größten Freundlichkeit willkommen. In glückseliger Gemeinschaft gingen wir nach Bärenwalde zum Hause der Großmutter Martin, wo für die Gäste alles bereitet war. Die Großmutter, die noch in voller Rüstigkeit stand, war die liebenswürdigste Wirtin, bei der die Gäste sich sogleich heimisch fühlten.

Selma war glücklich, meinen Vater und meine Brüder zu sehen, die von nun an auch ihr gehören sollten. Wie sie ihnen mit liebevoller Unbefangenheit entgegentrat, so gewann sie im Augenblick ihre Herzen. Das war die Feier des Vorabends der Hochzeit, und eine schönere wäre unmöglich gewesen. In der Frühe des folgenden Tages feierte ich mit Selma das heilige Abendmahl in der Kirche. Nur wenige Gemeindeglieder nahmen Teil; uns war es, als wären wir ganz allein mit dem Herrn, mit dem wir uns aufs neue verbinden wollten, ehe wir den Bund mit einander schlossen.

Wenige Stunden nach dieser stillen Feier begann der Gottesdienst, in dem ich predigen sollte. Die Gemeinde hatte sich zahlreich eingefunden; aber der festliche Schmuck der Versammlung bestand für mich darin, daß alle die nächsten Verwandten meiner Braut und meine eigenen zu ihr gehörten. Man sieht sich ja nicht um, wenn man die Kanzel betritt. Ich that es auch nicht; aber sobald ich die Augen aufschlug, wußte ich, wer die nächsten Plätze an der Kanzel einnahm. Sie waren es, die ich vor allen Menschen liebte; ihre Nähe war mir ein Trost, als ich meine Stimme erheben sollte vor der Gemeinde. Aber wie tröstlich war auch die Schriftstelle, die an diesem Sonntage,

dem achtzehnten nach Trinitatis, auszulegen war. Beginnt sie doch mit fröhlicher Lobpreisung der Gnade Gottes, die uns in Christo Jesu gegeben ist, und schreitet fort bis zu der tröstlichen Verheißung: Gott ist treu, durch welchen ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesu Christi, unseres Herrn. Daraus hatte ich in meiner stillen Vorbereitung für mich und die teure Seele, die sich mit mir verbinden wollte, einen Trost geschöpft, der mich im Innersten erquickte und erhob. Es war mir ein seliges Geschäft, der Gemeinde denselben Trost nahe zu bringen.

Am Nachmittag kam die Stunde, in der ich in derselben Kirche, in der ich gepredigt hatte, meiner Braut am Altar vor der versammelten Gemeinde die Hand reichte und der Geistliche des Orts uns unter Worten des Segens zur Gemeinschaft für das ganze Leben mit einander verband. Wir sind nun beide in das höhere Alter gekommen und stehen nahe an dem Jubeljahr der Ehe. So weit hat uns die Gnade des Herrn geführt! Aber was wir in jener glückseligen Stunde erlebten, das steht noch mit voller Klarheit vor unsern Augen, wir sehen uns noch von unsern Vätern und Brüdern und Verwandten umgeben, und die feierlichen Augenblicke, da wir das Jawort aussprachen und die Hände in einander legten, da der Diener Gottes seine Hand auf uns legte und uns segnete im Namen des Herrn, sind bei uns nie veraltet; sie sind vergangen mit jenem gesegneten Tage und sind doch noch gegenwärtig. Was wir damals sagten und was uns gesagt wurde, das wirkt immer noch nach und erfüllt sich von Tag zu Tag. Der verheißene Segen ist reichlich über uns gekommen, an dem Leid, das uns zugleich angekündigt wurde, hat es uns auch nicht gefehlt; aber auch das Leid ist aus einer guten Hand gekommen und ist uns zum Segen geworden. Daß unsere Ehe im Himmel geschlossen sei, daran haben wir nie gezweifelt.

Am zweiten Tage nach der Trauung verließen wir das

liebe Bärenwalde. Mit meinem Vater, der meine Selma von Herzen lieb gewonnen hatte, fuhren wir desselben Weges, den er gekommen war, dahin; denn Selma sollte unsere Heimat sehen. Nur den ersten Tag der Reise blieben die Brüder bei uns; am zweiten ging Leopold nach Berlin ab und Ferdinand nach Halle. In drei Tagereisen, auf denen wir Altenburg und Schulpforta berührt hatten, langten wir in der güldenen Aue und in Wiehe an. Hier bei der lieben Mutter und den Geschwistern war das Leben wohl noch schöner als in Bärenwalde, zumal da auch Ferdinand mit seiner Braut und ihren Verwandten zu uns kam. Unter diesen war Professor Blank aus Halle, der den Feldzug von 1813 und 1814 als Prediger mitgemacht hatte und sich später durch Herausgabe eines trefflichen geographischen Werkes ein anerkanntes Verdienst erworben hat. Indem wir die Umgegend mit so werten Freunden durchstreiften, kamen wir ihnen innerlich immer näher. Mir selbst war die Gegend von jeher als lieblich und schön erschienen; wie freute ich mich aller dieser Lieblichkeit, da meine Selma sie anerkannte. Wir sahen Memleben miteinander, das noch mehr durch die Erinnerung an die sächsischen Kaiser, als durch die Krypta der alten Klosterkirche, die aus so früher Zeit stammte, einen besondern Glanz bekam. Wir saßen schon im Wagen, als Blank meiner Selma eine edle Weintraube reichte, die an einem Hause des Dorfes gereift war. Die fruchtbare Gegend, durch die wir kamen, bewegte Selma zu lauter Äußerung ihrer Freude. Sie sah zum erstenmal eine Gegend, wo die Scheuern nicht zureichten, den Ertrag des Feldes aufzunehmen, und das Getreide, zu bedeutender Höhe aufgebaut, längere Zeit im freien Felde bleibt. Wir sahen alle die lieben Plätze, an denen die Erinnerung aus meiner Jugend haftete und jetzt noch haftet. Doch die Gäste mußten an ihre Rückkehr denken und wir selbst konnten nicht länger verweilen.

Nur noch ein Ausflug nach Altstadt zu Köthe, Schuberts altem Freunde, der dort Superintendent war, dann traten wir die Rückreise nach Nürnberg an, die wir über Jena, Schwarzburg, Bamberg und Erlangen in mehreren Tagereisen, im schönsten Herbstwetter, glücklich vollendeten.

Die Aufnahme, die wir in der Anstalt fanden, war die freundlichste. Meine Selma kam ja nicht als eine Fremde; von allen Gliedern des Hauses wurde sie mit aufrichtiger Freude willkommen geheißen. Bei Raumers nahm sie die Stellung einer geliebten Tochter ein, der auch manche Geschäfte zum Besten der Anstalt anvertraut wurden. Es währte nicht lange, so war sie ganz heimisch in dem neuen Kreise. Sie übernahm die Aufsicht und mütterliche Pflege für die kleineren Zöglinge und half auch bei ihrem Unterricht mit. In meiner Stellung zur Anstalt änderte sich nichts; ich nahm wie früher an den gemeinsamen Mahlzeiten teil; nur erschien ich jetzt selbander. Wie Raumers an der einen Tafel des Speisesaals den Vorsitz hatten, so wir beide an der andern. Selma nahm sich auch hier der Zöglinge freundlich an, und da sie das Gespräch belebte, so war das Zusammensein bei Tisch, das täglich dreimal stattfand, um so erfreulicher. Das gemeinsame Morgen- und Abendgebet, wobei ich jedesmal eine Stelle der heiligen Schrift vorlas, hatte an ihr die aufmerksamste Teilnehmerin; es war mir ein Trost, wenn sie sich darüber aussprach, was diese Andachten ihr seien. Da sie schon von ihrer Jugend an die heilige Schrift kannte und liebte, so brachte ihr der fortgesetzte Umgang mit derselben, wie er in der Anstalt geordnet war, um so größeren Segen, wie es auch Raumers an sich selbst erfuhren. Wie fröhlich ging jeder von uns aus der Morgenandacht an seine Arbeit! Und wir hatten nicht wenig zu thun, ganz besonders Raumer und ich. Meine Lehrstunden begannen schon um sechs Uhr des Morgens. Da ich meinen fleißigen und talentvollen Allwill

in den beiden alten Sprachen nicht mit den übrigen Schülern seines Alters unterrichten konnte, denen er weit vorausgeeilt war, so nahm ich ihn in so früher Stunde zu mir in mein kleines Kabinett, während die andern in dem anstoßenden, größeren Zimmer sich mit ihren Aufgaben beschäftigten. Ich diktierte ihm mit gedämpfter Stimme deutsch, was er lateinisch nachzuschreiben hatte. Während er dies that, schrieb ich es auch selbst in lateinischer Sprache auf, so daß Lehrer und Schüler eigentlich mit einander arbeiteten. Dieser frühe Unterricht hat mich nie ermüdet und immer erfreut, wie denn der Umgang mit fähigen Schülern mir immer erfreulich war.

Während ich die übrigen Unterrichtsstunden hielt, hatte Allwill für sich zu arbeiten. Gegen Abend, wenn ich mit meinen öffentlichen Lehrstunden fertig war, nahm ich ihn auf eine Stunde mit mir in das Wohnzimmer meiner Selma, wo er in ihrem Beisein unter meiner Leitung nach und nach die ersten Gesänge der Odyssee und der Aeneide, auch das erste Buch von Livius und von Herodot las und übersetzte. Das waren die angenehmsten, wohl auch besten Stunden, die ich in der Anstalt gegeben habe. Allwill fühlte sich durch die Ehre, die ihm zu teil wurde, erhoben und suchte sein Bestes zu thun. Selma hörte mit Aufmerksamkeit und Verständnis zu, denn sie besaß schon einige Kenntnis von Homer und Virgil, die sie in dieser Stunde mit Freuden vermehrt sah. Mir selbst war es eine Freude, meinen fähigsten Schüler in ihrer Gegenwart zu unterrichten; zu einer Verstimmung, wie sie zuweilen in meinen übrigen Lehrstunden vorkam, gab es hier keine Veranlassung. Wenn die Stunde zu Ende war, freuten wir uns schon auf die nächste. Daß Allwill bei dieser Unterrichtsweise, die ich eine häusliche nennen möchte, nicht zu kurz kam, war leicht zu erkennen. Ich denke noch gern daran, wie Rektor Roth die griechischen und lateinischen

Hefte Allwills einmal mit sichtlichem Wohlgefallen durchsah und sie für ganz korrekt erklärte.

Nach der erwähnten häuslichen Lehrstunde gehörte ich wieder der Anstalt an bis zu dem gemeinsamen Abendessen. War dieses vorüber, so pflegte Raumer, so oft es ihm möglich war, die Schüler in dem schönen, geräumigen Speisesaal zu behalten, wo er sie in recht hausväterlicher Weise angenehm beschäftigte und ihnen wohl auch aus den deutschen Klassikern und aus Shakespeare mit der ihm eigenen Meisterschaft vorlas. Ich und Selma wohnten diesen Vorlesungen nicht bei. Wir zogen uns in unser Zimmer zurück, und erst in so später Stunde hatte ich Zeit, mit Selma bedeutende Stellen aus der Kirchengeschichte des Eusebius zu lesen. Ich hatte die Ausgabe von Valesius vor mir, in welcher der griechische Text eine lateinische Übersetzung neben sich hat, und las, wo es nötig war, von dieser unterstützt die Geschichte der ersten Zeit der christlichen Kirche zu unserer Erbauung und Belehrung vor. Die Freude, die Selma darüber äußerte, war viel größer, als ich hatte erwarten können. Ihr Vater, der sich zuweilen nach uns umsah, pries, als er davon hörte, seine Tochter glücklich, daß ihr Trieb, sich weiter zu unterrichten, bei mir seine Befriedigung gefunden habe.

Mitten in unseren vielfachen Beschäftigungen waren wir sehr glücklich mit einander. Doch als der Frühling des Jahres 1826 herannahte, dem ersten, den wir ganz bei einander sein konnten, stellte sich bei Selma plötzlich eine Erkrankung ein, die mich erschreckte und mit banger Besorgnis erfüllte. An einem der milden Tage des Vorfrühlings hatte sie sich, während ich in der Anstalt beschäftigt war, eine Erkältung zugezogen, die lebensgefährlich für sie zu werden drohte. Gott wendete die Gefahr gnädig ab, aber die Hoffnung, die Selma einige Zeit im stillen gehegt hatte, ging verloren. Es war in dieser Zeit, daß die Eltern in

Erlangen sich zu ihrer Reise nach Südfrankreich und Italien rüsteten. Sie kamen noch einmal zu uns herüber; sie fanden Selma noch sehr krank darniederliegend. Da der Vater sie sah, sagte er zu mir: „Deine Selma sieht ja aus wie eine Sterbende!“ Ach, was wäre es für mich gewesen, wenn das geliebte Wesen, das sich kaum vor einem halben Jahre in so froher Hoffnung mit mir verbunden hatte, bei mir nur einen frühen Tod hätte finden sollen! Dieser Gedanke durchzuckte mich damals und erweckte eine Furcht in mir, von der ich auch später, wenn ich es nicht dachte, plötzlich überfallen und aufgeschreckt wurde. Die Eltern traten schweren Herzens ihre lange Reise an, sowie ich mit schwerem Herzen bei meiner lieben Kranken blieb. Wir haben damals viel Liebe erfahren, zuerst von Frau v. Raumer und ihrer Tochter Dorothea, dann aber auch von Freundinnen in Erlangen, die mit einander abwechselnd kamen und Selmas Pflege besorgten. Ich segne sie noch dafür; sie waren es auch, die meine Freude teilten, als Selma mit Gottes gnädiger Hilfe von Tage zu Tage sich mehr erholte und ihre volle Genesung fand. Ja, meine Selma, meine Freude und meine Krone, sie wurde mir noch einmal geschenkt, und ich wußte, von wem ich dieses große Geschenk empfing und konnte nicht aufhören, Ihm dafür zu danken und seine Gnade zu preisen. Mit welcher Freude gab ich den Eltern die Nachricht von Selmas Genesung, die sie schon jenseits des Rheins, in Straßburg empfingen. Mit einer Freude, die wir bis dahin noch nicht empfunden hatten, gaben wir uns den Arbeiten in der Anstalt hin. Der aufblühende Frühling erschien uns viel lieblicher als in früheren Jahren. Die Eltern konnten uns zwar nicht besuchen; sie gingen in immer weitere Ferne; aber der Vater erfreute uns mit Briefen, in die er den Ausdruck der treuesten Liebe gelegt hatte. Auch waren die Nachrichten, die er uns gab, immer erfreulich. So lebten wir froh und

dankbar weiter und gingen aus dem Frühling dieses Jahres getrost in den Sommer über.

Aber schon im Anfang dieses Sommers wurde der Abgang einiger Zöglinge angemeldet. Raumer nahm die Sache sogleich sehr ernst; aber da die Zahl der Abgerufenen sich in kurzer Zeit bis auf sechs erhöhte, so wurde das längere Bestehen der Anstalt zweifelhaft. Eine sorgfältige Berechnung, zu der ein erfahrener Kaufmann beigezogen wurde, zeigte, daß die Anstalt bei einer so namhaften Verminderung der Einnahme nicht mehr bestehen könne. Raumer nahm die Sache mit voller Klarheit und mit ruhiger Fassung auf, obwohl sie für ihn und seine Familie eine so ernste Bedeutung hatte. Als Dittmar, der Gründer der Anstalt, ausschied, wodurch die Lage derselben bedenklich wurde, hatten Raumer und ich uns die Hand darauf gegeben, uns nicht von einander zu trennen, sondern auszuhalten bis zum Ende.

Ein Vierteljahr nach unserem Eintritt hatte Dittmar uns beiden mitgeteilt, er sei nicht im stande, uns die Vierteljahrsbesoldung — 100 fl. für Raumer, 50 fl. für mich — auszuzahlen, worauf wir augenblicklich darauf verzichteten. Wir wären gewiß auch jetzt bereit gewesen, diesen Verzicht, und auch auf längere Zeit, zu leisten. Aber ein solcher Verzicht wäre bei dem bevorstehenden Ausfall bedeutungslos gewesen. Gewiß wäre es künftig manchen Eltern tröstlich gewesen, ihre Söhne uns zur Erziehung anzuvertrauen; aber darauf konnten wir nicht warten. Die Anstaltskasse, die ihren eigenen Verwalter hatte, konnte gerade jetzt noch alle Verbindlichkeiten erfüllen, so daß niemand Schaden zu leiden hatte; aber weiter als bis zu einer kurz bemessenen Frist reichten die Mittel nicht und hierin erkannte Raumer die Notwendigkeit, die Anstalt sofort aufzulösen. Die Bewegung, die hiedurch bei Lehrern und Zöglingen entstand, war außerordentlich. Die meisten Schüler hingen uns von Herzen an, wie wir ihnen mit treuer Liebe zugethan waren. Die

plötzliche Trennung, die nun eintrat, brachte die gegenseitige Liebe noch mehr an den Tag, als es bei dem ruhigen Zusammenleben hatte geschehen können. So wurde auch die Liebe unserer Nürnberger Freunde auf eine für uns ergreifende, tröstliche Weise offenbar. Aber alle diese Liebe konnte eine Abänderung unserer Lage nicht herbeiführen. Mir und meiner Selma blieb noch so viel Zeit, den Eltern Nachricht zu geben, die uns dann ohne Verzug anwiesen, uns für das Erste in ihr jetzt leerstehendes Haus in Erlangen zu begeben. Der gütige Konsistorialrat Roth, dem ich mich nun zur Disposition stellte, bewährte sich über alle Erwartung. Er antwortete mir sogleich und nannte mir eine in der Nähe von Nürnberg erledigte Pfarrstelle, um deren Besetzung es sich im Augenblick handle. Sei der Ertrag der Pfarrei mir nicht zu gering, so möge ich mich darum bewerben; sie werde mir ohne Zweifel verliehen werden. Ohne Bedenken gab ich meine Bewerbung ein. Ich begleitete meinen Allwill zur Post; als ich zurückkam, war gerade noch Zeit, für unser kleines Besitztum zu sorgen, das einstweilen im Hause eines befreundeten Kaufmanns, des Herrn Biberbach, aufbewahrt werden sollte. Raumers mieteten sich in einem hinter dem Garten der Anstalt gelegenen Hause ein. Sie, wie wir selbst, waren noch nicht ausgezogen, als schon hochbepackte Möbelwagen in den Hof hereinfuhren, zum Zeichen, daß für uns und für die Räume, die wir bewohnt, eine neue Zeit gekommen sei.

Wie schon bemerkt, wurde die Anstalt für arme Kinder hievon nicht berührt. Es bildete sich sogleich eine Vorstandschaft für dieselbe, die aus unsern besten Freunden bestand. Unter ihrer Leitung ist diese Anstalt, die man wohl unsern Nachlaß für Nürnberg nennen konnte, weiter gediehen und besteht bis zur Stunde.

Neuntes Kapitel.

Rückersdorf.

(1826—1830.)

In Erlangen waren wir diesesmal, obwohl im Hause der Eltern, doch nicht als die Kinder des Hauses, denn die Eltern waren noch in weiter Ferne. Während wir nun ihre Rückkehr von Tage zu Tage dringender wünschten und meine Anstellung im Dienst der Kirche erwarteten, kam ganz unerwartet die Berufung des Vaters an die Universität in München in unsere Hände. Die Mitteilung darüber, die ich ihm sogleich nach Italien entgegen schickte, war für ihn nicht erfreulich; sie setzte ihn vielmehr in Unruhe. Aber meine Ernennung zum Pfarrer, die nicht lange auf sich warten ließ, war ganz nach seinem Sinne. Mir kam sie sehr erwünscht; auch das war mir angenehm, daß ich die mir verliehene Pfarrstelle erst in der zweiten Hälfte des Septembers antreten sollte. So war mir eine stille Zeit der Vorbereitung gewährt, die ich denn auch zu eifrigem Studium der heiligen Schrift benützte. Die Freunde, die uns zu Anfang bedauert hatten, freuten sich meiner Anstellung und wünschten uns Glück dazu. Diese Veränderung unserer Lage bewegte mich im Innersten. Meine Führung, die mir oft so dunkel gewesen war, erhielt nun für mich ihr volles Licht. Mein ursprünglicher Wunsch, dem Herrn in seiner Gemeinde zu dienen, dem sich bisher ein Hindernis nach dem andern entgegen gestellt hatte, war nun doch, fast ohne mein Zuthun, seiner Erfüllung so nahe gekommen. Fern von meinem Heimatlande hatte ich die Gefährtin des Lebens gefunden, die freudig bereit war, mir für immer treu zur Seite zu stehen. Ich erkannte die gute Hand

Gottes, die mich führte, und war voll Freude darüber und froher Hoffnung für die Zukunft. Bald kehrten auch die Eltern meiner Selma aus Italien zurück. Sie waren beide so rüstig wie vorher; doch brachte der Vater aus dem Süden die erste graue Locke zurück. Nicht lange nach seiner Rückkehr hatte er die große Freundlichkeit, mich zu Fuß nach Rückersdorf zu begleiten. Ehe wir da einkehrten, besahen wir das Pfarrhaus. Schon die Lage desselben, entfernt von der Landstraße, an deren beiden Seiten der ansehnlichere Teil des Dorfes gebaut ist, gefiel dem Vater sehr wohl, aber auch das Innere des Hauses mißfiel ihm nicht. Er mochte durch das Wüst und Leer, das wir fanden, besser als ich durchschauen und sich schon vorstellen, was seine Tochter aus dieser Wohnung, die auf allen Seiten Licht und Luft hatte, machen werde. So war ich denn auch ganz getrost. Auch das Kirchlein, das wir jedoch nur von außen sahen, gefiel uns wohl. Das Haus, in dem wir einkehrten und eine Erfrischung nahmen, war die Post. Es zeigte sich bald, daß der Posthalter und Gastwirt Schlemmer zugleich Kirchenpfleger war, von dem wir manches über die Verhältnisse der Pfarrei erfuhren. An demselben Tage legten wir den Weg von fünf Stunden noch einmal zurück und kamen mit guten Nachrichten in Erlangen wieder an. In jene Zeit fiel auch meine Reise nach Ansbach, wo ich in der Gumbertuskirche die feierliche Weihe zum geistlichen Amt empfing. Mein Ordinator war Konsistorialrat Fuchs, dem die drei Geistlichen der genannten Kirche, Faber, Schnizlein und Fuhrmann, assistierten. Diese Herren waren mir, mit Ausnahme des Ordinators fast ganz unbekannt; aber ein Mann war in der Nähe des Altars, der mir sehr wohl bekannt war, mein lieber Schwiegervater, der mich nach Ansbach begleitet hatte, um der Feier, die für mich von so großer Bedeutung war, beizuwohnen. Seine Nähe war mir sehr tröstlich, denn ich wußte, daß er mit mir feierte und

für mich um Segen flehte. Ja, er war ein lieber, treuer Vater. Nun stand dem Eintritt in das heilige Amt nichts mehr im Wege. Der Tag kam herbei, an dem wir unsern Einzug in Rückersdorf halten sollten. Die Nacht vorher brachten wir in Nürnberg zu, wo die Familie Biberbach uns beherbergte.

Am folgenden Tage fuhren wir dem Orte unserer Bestimmung zu. Der Anfang des Weges, an St. Jobst vorbei nach Erlenstegen, war uns beiden wohl bekannt. Wir befanden uns in einer Gegend, die wir schon oft durchwandert hatten. Der Wald, durch den unser Weg bis nach Behringersdorf führte, war uns wenig oder gar nicht bekannt, aber er sollte uns bald sehr wohl bekannt und angenehm werden; denn kaum waren wir hinein gefahren, so erschienen Männer zu Pferd aus der Gemeinde in nicht geringer Zahl, die uns begrüßten und weiter geleiten wollten. Es waren meist jüngere Männer, die uns so freundlich entgegen kamen; sobald ich sie sah, neigte sich mein Herz ihnen zu. Einige ritten vor uns her, andere neben uns, so, daß wir ein Wort mit ihnen wechseln konnten, andere, als müßten sie uns schützen, hinter uns. Siehe, da kam uns ein offener Wagen entgegen, der brachte auch liebe Begrüßende. Das war Pfarrer Omeis von Behringersdorf, mein künftiger Nachbar und Freund, der Kandidat Hessel, der die Pfarrverwesung in Rückersdorf besorgt hatte, und unser guter Bekannter, der Posthalter und Kirchenpfleger von Rückersdorf. Sie schlossen sich uns an. So zogen wir weiter durch den Wald, dann an Behringersdorf vorüber. Die Straße nach Rückersdorf war weithin mit Menschen bedeckt. Da hielt der Wagen still und aus dem Haufen von Menschen traten Kinder hervor, die ein Lied zu unserer Begrüßung sangen. Während des Gesanges begannen die Glocken zu läuten. Da wurde mir unbeschreiblich ernst zu Mute. Ich dachte an meinen Tod, den ich für nahe hielt.

Die große Menschenmenge eilte nun vor uns dem Dorfe zu. Wir fuhren unter dem Geläute der Glocken langsam bis an das Pfarrhaus. Der freie Platz davor war mit Menschen bedeckt. Da wir ausstiegen, wurden wir an der Thür des Pfarrhofes abermal von singenden Kindern willkommen geheißen. Ich dankte ihnen, aber ich konnte mich nicht enthalten, auch ein Wort des Dankes und der guten Wünsche zu der Gemeinde zu sprechen, die sich mit solchem Eifer um mich, ihren künftigen Seelsorger, versammelt hatte. Darauf entließ ich sie zum erstenmal mit segnenden Worten. Im Pfarrhaus begann nun ein reges Treiben, bis mit Hilfe der Nachbarn die Räume, die uns zu Gebote standen, gefüllt und wohnlich gemacht waren. Unten war Wohnzimmer und Küche, über diesem ein besseres Zimmer mit vier Fenstern und einer schönen Kammer, wo wir unsere Gäste empfangen wollten. Oben auf der östlichen Seite des Hauses war das Studierzimmer, klein, aber hell und heimlich. Da standen meine Bücher und mein Schreibtisch; mein kleines Stehpult stellte ich fürs erste in unser Wohnzimmer. Es gehörten einige Tage dazu, bis alles in die erwünschte Ordnung gebracht war. Kaum waren wir so weit gekommen, als die Tochter des kranken Schullehrers erschien und sich die Lieder für den Sonntag erbat. Es war das Erntedankfest, an dem ich meine erste Predigt zu halten hatte; so waren es denn Lieder des Dankes, die ich bestimmte. Nach meiner Erinnerung war es ein sonniger Tag, der uns zur ersten gottesdienstlichen Feier geschenkt wurde. Meine Selma begleitete mich, als ich zur Kirche ging; sie nahm den ihr gebührenden Platz vor der Kanzel ein, gleichsam als Anführerin der Frauen, die in den folgenden Kirchenstühlen sich niederließen. Mein Ort war in der kleinen, offenen Sakristei, von der ich mich zur bestimmten Zeit rechts zum Altare begab, dann vom Innern der Sakristei aus zur Kanzel. Auf dem Altare fand ich zu meiner unbeschreiblichen

Freude die Agende von Veit Dietrich, mit denselben Kollekten, die ich in Altenkirchen gehört hatte. Ich sang sie in demselben Tone, den ich dort so oft vernommen. Auf die Kanzel nahm ich die Bibel mit mir, die schon mein seliger Großvater auf der Kanzel gebraucht hatte. Da sah ich zum erstenmal im Gotteshause die Gemeinde vor mir, die ich aus dem Worte des Herrn erbauen sollte. Ich konnte nicht anders, als den Herrn, der mich dahin geführt, mit lauter Stimme um Segen anflehen für mich und für die ganze Gemeinde. O, wie war mir, als ich das Gebet mit Amen beschlossen hatte und nun alle Augen erwartungsvoll auf mich gerichtet waren! Es war ganz anders, als wenn ich sonst gepredigt hatte. Wie hätte ich das Wort ergreifen können, ohne der Gemeinde für die Freundlichkeit zu danken, mit der sie mich empfangen hatte. Ich war ihnen ja ein Unbekannter gewesen; ich konnte die Ehre, die sie mir erwiesen, nicht sowohl auf mich beziehen, als auf den, der mich als Prediger und Seelsorger zu ihnen geführt, dem ich unter ihnen zu dienen berufen war. In der Predigt und dem weiteren Verlaufe des Gottesdienstes ließ ich dem Erntedankfest sein Recht widerfahren. In stiller Glückseligkeit verließ ich mit Selma das Gotteshaus. Wir gingen an den Nachbarn aus dem untern Dorfe vorüber, in unser liebes Haus. Ich will von diesem schönen Tage nur noch eines erzählen. Wir standen in der Mittagszeit vor der Thür des Pfarrhauses; da öffnete sich die Hofthüre und eine Bäurin kam herein, die einen Korb auf dem Rücken trug. Sie trat zu Selma und fragte, ob sie die Frau Wohlehrwürdin sei. Ihr Korb war voll der schönsten Äpfel, die in ihrem Gut auf dem Strengenberg gewachsen waren, und alle diese Äpfel wurden der neuen Frau Pfarrerin gebracht. Das war unter den Geschenken, die wir zu unserem Eintritte empfingen, als das erste wohl auch das erfreulichste. Wir haben es nie vergessen.

Die feierliche Einführung in das Amt erfolgte erst vierzehn Tage später. Mein Installator war Dekan Treiber von Lauf, ein schon bejahrter Mann, der mir sein Wohlwollen zeigte; mit ihm der Landgerichtsverweser Hartung, ein junger, gebildeter Mann, der nach damaligem Gebrauche gleichfalls in der Kirche sprach. So wurde ich vor der Gemeinde von den Vertretern der Kirche und des Staates in das Amt eingeführt. In meiner Einsetzungspredigt über Römer 1, 16 pries ich das Evangelium von Christo als seligmachende Kraft Gottes für alle, die daran glauben.

An diesem Tage wurde mir die gedruckte Instruktion überreicht, deren Beobachtung in den Diensteid eingeschlossen wurde. Der erste Blick in diese Instruktion zeigte mir zu meiner großen Freude, daß ich verpflichtet wurde, die reine Lehre des göttlichen Wortes in Übereinstimmung mit den Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche treu und eindringlich zu verkündigen. Es war mir durch manche Wahrnehmungen zweifelhaft geworden, ob in der Kirche des Landes das kirchliche Bekenntnis noch aufrecht erhalten sei. Jetzt erfuhr ich es mit größter Bestimmtheit. Da durchdrang mich die Hoffnung, die Zeit sei nicht fern, in welcher das kirchliche Bekenntnis bei denen, die das geistliche Amt verwalten, wieder zu seinem vollen Rechte kommen werde. Um so williger gelobte ich, der mir erteilten Instruktion treulich nachzukommen.

Ich habe noch nicht erwähnt, daß meine Schwiegereltern zu meiner Installation von Erlangen herüber gekommen waren. Sie wohnten denn auch dem festlichen Mahle bei, das allen bei der Installation Beteiligten in der Post gegeben wurde. Daran nahmen auch die beiden assistierenden Geistlichen teil, Pfarrer Omeis, den ich mir erbeten, und der vom Dekan gewählte Pfarrer Nopitsch aus Schönberg, derselbe, der über die Nürnberger Gelehrten ein fleißiges Werk geschrieben hat. Omeis war einst der Schüler meines

Schwiegervaters im Realinstitut zu Nürnberg, später auch in Erlangen gewesen, wo er auch ein begeisterter Zuhörer von Schelling war. Mein Schwiegervater griff in die Unterhaltung, die bei solchen Gelegenheiten leicht etwas Steifes hat, auf die liebenswürdigste Weise ein und gab ihr einen Inhalt, der alle erfreute. Nach dem Mahle fuhren meine Schwiegereltern wieder nach Erlangen zurück. So sahen wir an diesem Tage keine Gäste bei uns. Doch war ich zu Pfarrer Omeis in ein Verhältnis getreten, das sich mehr und mehr zur Freundschaft entwickelte. Zu dem andern Assistenten trat ich in ein litterarisches Verhältnis. Die beiden Herren aus Lauf hatten mein Vertrauen gewonnen. Aber, was der größte Gewinn dieses Tages war, mir war das Amt vertraut worden, das mir lange schon als das eigentliche Ziel meines Lebens vor Augen geschwebt hatte. Gott hatte mich, um mit dem Apostel zu reden, treu geachtet und in das Amt gesetzt, das die Versöhnung predigt. Ich gedachte des seligen Freundes, der Engelsdienste an mir gethan, und dankte Gott für alle die Wege, die er mich bis zu diesem Tage geführt hatte.

Es ist eine ernste Sache um die geistliche Leitung und Bedienung einer Gemeinde, zu der ich mich so feierlich verpflichtet hatte. Ich fühlte die Größe der Verantwortung, die ich übernommen, aber sie drückte mich nicht nieder. Hatte ich doch in Nürnberg eine gute Vorschule gehabt, zuweilen auch für Freunde gepredigt, und, was wohl noch belehrender für mich war, vortreffliche Predigten gehört. Was ich auf Rügen erlebt, stand mir um so lebendiger vor den Augen, da ich nun ganz dieselben Dienste leisten sollte, die mein seliger Freund dort mit so großer Treue geleistet hatte. Es war nun an mir, ihm, so weit ich vermögen würde, hierin nachzufolgen. Seine Gemeinde zählte zu Tausenden und war auf dem nördlichen Teil von Wittow weit zerstreut. Eine so große Gemeinde bedienen zu sollen,

würde mich, wie billig, erschreckt haben. Aber meine Gemeinde zählte nur zu Hunderten und war nahe beisammen. Ihr freundliches Entgegenkommen, in dem ich ein Werk von oben erblickt hatte, ließ mich auf weiteren Segen hoffen.

Die Gemeinde war, wie ich bald erkannte, einem Brachacker gleich. Das Evangelium, wie ich es ihr verkündigte, war ihr neu; aber es stieß sie nicht zurück, vielmehr hatte es eine anziehende Kraft und wurde mit sichtbarem Eifer gehört. Darf ich es bekennen? Meine Selma war meine aufmerksamste Zuhörerin; sie versäumte keinen Gottesdienst, und es kam vor, daß sie nach Beendigung desselben in die Sakristei trat und mit Thränen in den Augen für die Predigt dankte. Ich war erstaunt, aber doch auch hoch erfreut, denn ich sah die segnende Hand des Herrn über mir, von der ich alles erbat und alles erwartete.

Die Zeit des Jahres, die bald nach meiner Einsetzung begann, brachte mich täglich in Berührung mit der Gemeinde. An den vier ersten Tagen der Woche erteilte ich Religionsunterricht in der Schule. Bei den größeren Schülern legte ich den Katechismus und die Bibel zu Grunde; den kleineren erzählte ich neutestamentliche Geschichte. Wenn die Größeren sich ehrerbietig und aufmerksam zeigten, so konnten die Kleineren, die nur nachmittags die Schule besuchten, nicht genug vernehmen von der Geschichte des Herrn Jesus. Wie gerufen kam damals ein junger Mann aus Nürnberg, der im Auftrag einer Buchhandlung ausgegangen war, um einen neu erschienenen Band mit Bildern aus der neutestamentlichen Geschichte vorzuzeigen und zum Ankauf zu empfehlen. Mir hätte kaum etwas Angenehmeres in das Haus gebracht werden können, als dieses Buch. Bis dahin hatte ich meinen Kleinen die Geschichten nur durch Worte nahe zu bringen gesucht; von nun an konnte ich sie ihnen zugleich im Bild vor die Augen stellen. Indem sie es ansahen, hörten sie um so eifriger auf die Geschichte, die ich

ihnen erzählte. Was der Name Jesu bedeutet, was der Engel zu den Hirten sagte in der heiligen Nacht, wie die Weisen aus Morgenland das heilige Kind suchten und fanden, wie der greise Simeon das Kind auf seine Arme nahm und was er dabei sagte, das hörten die Kinder mit einer Freude, die mir noch nicht vorgekommen war, und die Worte, die dabei gesprochen wurden, prägten sich ihnen mit Leichtigkeit ein. Ein Knabe, und vielleicht er nicht allein, erzählte seiner Mutter von allen diesen Geschichten, als wären sie eben erst geschehen. An den Kindern lernte ich die Eltern kennen und die Eltern lernten mich durch ihre Kinder kennen. Am Freitag war Betstunde, wozu sich ein Teil der Gemeinde in der Kirche versammelte. Da sprach ich über die Anfänge der göttlichen Offenbarung; später schritt ich zur Auslegung des Evangeliums Matthäi und der Apostelgeschichte fort. Sobald es bekannt wurde, was in der Betstunde vorkam, wurde sie mehr von solchen besucht, die ein Verlangen nach gründlicher Belehrung hatten. So lernte ich bald den Kern der Gemeinde kennen. Das hatte zur Folge, daß ich hier eingehender und vertraulicher, wohl auch ruhiger sprechen konnte, als in der eigentlichen Predigt, wo ich eine große, mehr gemischte Versammlung vor mir sah, zu der ich von der Kanzel herab mit durchdringender Stimme zu sprechen hatte, während ich in der Betstunde unten am Lesepult stand und meinen Zuhörern näher war.

Am Tage darauf war der Beichtgottesdienst zu halten, der mir, wie die Verwaltung des heiligen Abendmahls, etwas ganz Neues war. O, mein Gott! was war es mir, als ich mich berufen sah, eine Gemeinde zur rechten Beichte, zum bußfertigen Bekenntnis ihrer Sünde anzuleiten und nach solchem Bekenntnis ihnen die Vergebung der Sünde zu sprechen im Namen des Herrn. Nach meinem Gefühl war ich viel zu gering, viel zu unwürdig dazu. Aber das Amt war mir vertraut, und so mußte ich selbst mit aller

meiner Schwachheit zurücktreten, ja verschwinden, damit der Wille des Herrn durch meinen Dienst vollbracht werde. Die Anmeldung zur Beichte pflegte am Freitag gegen Abend oder am Sonnabend morgens zu geschehen. Meist erschienen die Frauen oder die älteren Töchter, um sich und die Ihrigen anzumelden. Sie kamen nicht, ohne ein Geschenk von dem Ertrag ihres Feldes oder Hofes ehrerbietig in das Pfarrhaus zu tragen, am liebsten eine Schüssel oder einen Teller mit Mehl oder mit Eiern. Reichere schmückten wohl auch das Mehl in der Schüssel, das in die Höhe, wie eine Pyramide, aufgebaut war, mit Eiern, die wie ein Kranz geordnet und in das Mehl eingesenkt waren. Während die junge Pfarrfrau die unerwartete Gabe dankend annahm und sich auf einige Minuten damit entfernte, war ich mit einem der Pfarrei gehörigen Buche beschäftigt, in das ich die Namen der Angemeldeten eintrug. Indem ich das that, fand ich Gelegenheit, die Familien vorläufig kennen zu lernen und zu einzelnen Gliedern derselben in persönliche Beziehung zu treten. Die Gaben, die man uns brachte, nahmen wir, weil es so Sitte war, ohne Bedenken hin, doch nicht ohne den Gebern eine kleine Bewirtung dafür zu bieten. Wenn man mich fragte, ob diese Sitte nicht aufgehoben werden sollte, so würde ich es durchaus verneinen. Sie ist dem nahen Verhältnis, in welchem die Landgemeinde zu ihrem Geistlichen steht, ganz angemessen; auch dient sie dazu, dieses Verhältnis, auf dem so großer Segen ruht, zu fördern.

Am Sonntag folgte ein besonders feierlicher Gottesdienst, der die Feier des heiligen Mahles in sich aufnahm. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich bei dieser Feier die heiligen Gebräuche vollzog und als Diener Jesu Christi, wie in keiner andern Handlung, vor der feiernden Gemeinde stand. Ich war davon durchdrungen, daß diese Handlung die höchste und heiligste sei, die ich in meinem Amte jemals vollziehen konnte. Ich konnte sie darum nicht

demütig genug vollziehen. Indem ich nun den immer nur einzeln Herantretenden zurief: „Nimm hin und iß, das ist der Leib unseres Herrn Jesu Christi, der für dich in den Tod gegeben; nimm hin und trink, das ist das Blut unseres Herrn Jesu Christi, das für dich vergossen ist zur Vergebung der Sünde,“ indem ich diese Worte so oft wiederholte, drangen sie mir selbst immer tiefer in das Herz, und mit einer noch nicht gekannten, heiligen Freude sah ich die Gemeinde und jedes Glied derselben eingeschlossen in das große Werk der Erlösung und von dem Herrn begnadigt und gesegnet. Indem ich auszusprechen versuchte, was mich durchdrang, spüre ich wohl, daß es nicht ausgesprochen werden kann. Es kann nur erfahren werden, und ich habe es erfahren, so oft ich diesen allerheiligsten Teil des Amtes verwaltete. Als es in der Folge nicht mehr mein Beruf war, am Altare zu dienen, fühlte ich ein schmerzliches Heimweh danach, das mich nie ganz verlassen hat.

Gleichartiger mit meiner bisherigen Wirksamkeit war der Unterricht, den ich den Konfirmanden zu erteilen hatte, und doch war auch dabei etwas Neues und viel Höheres; denn der Unterricht, den ich ihnen erteilte, sollte sie zur Feier des heiligen Abendmahls vorbereiten. Es waren Abendmahlskinder, die ich vor mir hatte. Sie versammelten sich im Pfarrhause in meiner Studierstube um mich, wodurch auch äußerlich ausgedrückt war, daß sie mir näher stehen sollten als die andern Kinder. Es war nicht eine Schulstunde, die ich zu geben hatte, sondern ein kleiner Hausgottesdienst, der mich nicht weniger anzog und erbaute als die Kinder. Es waren Schwache darunter; bei denen begnügte ich mich mit dem guten Willen und mit den nötigsten Fortschritten. Aber ich hatte auch wohlbegabte Konfirmanden, die mich durch ihren Ernst und Eifer erfreuten. Zwei Knaben, Adam Pillhofen und Georg Walther, waren es, die mir vor andern durch ihre Auffassung des

göttlichen Wortes und durch den Eifer, mit dem sie dasselbe sich einprägten, große Freude machten. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie eines Tages in unser Wohnzimmer herein traten und um die Erlaubnis baten, etwas Schönes, das sie selbst gefunden, aufzusagen. Sie traten einander gegenüber und hielten vor uns ein poetisches Zwiegespräch, das zwei sich begegnende Pilger nach der himmlischen Heimat mit einander hatten, aus Habermanns kleinem Gebetbuch. Innig bewegt, reichten wir ihnen die Hand, mit dem Wunsche, daß sie mit rechter Treue weiter pilgern möchten. Dieser Wunsch ist bis zur Stunde in Erfüllung gegangen. Beide sind unsere Freunde geblieben und werden es, wie wir getrost hoffen dürfen, für immer bleiben.

Unter diesen Beschäftigungen, die von fleißigem Studium begleitet und getragen waren, kam die liebe Weihnachtszeit, die erste, die wir in einer uns angehörenden Gemeinde feierten, heran. Nach meiner Erfahrung, die ich sogleich das erstemal machte, ist dies, obwohl mitten im Winter, die beste Saatzeit. Die ländlichen Arbeiten ruhen alsdann und ein höheres Bedürfnis regt sich freier als zu anderer Zeit. Darum strömen die Familien zur Kirche, um ein festliches Danklied zu singen und um die Predigt vom Sohne Gottes zu hören, der vom Himmel herab kommt, um unser Heiland zu sein und uns zu Kindern Gottes zu machen. Der Prediger weiß, daß seine Aufgabe in den Tagen des Festes eine höhere ist als an andern Tagen, und die Gemeinde erwartet eine tiefer gehende Anregung. Das Schönste ist die Teilnahme der Kinder, denen es eine Freude und Wonne ist, das Evangelium von der Geburt des Christkindes vor der Gemeinde auszusprechen und dem lieben, heiligen Engel, den die Herrlichkeit des Herrn umleuchtete, die Botschaft von der großen Freude, die allem Volk widerfahren soll: „denn euch ist heute der Heiland geboren“, nachzusagen. Ja, auf diesem Feste liegt noch etwas von

jenem himmlischen Lichtglanz und die Botschaft von der großen Freude läßt sich aufs neue vernehmen. Aber auch der darauf folgende Sonntag ist von dem Lichte des Festes bestrahlt. Dann folgt der Jahresschluß und das Neujahr mit seiner ernsten, eindringlichen Predigt. Auch zu diesen Gottesdiensten strömt die Gemeinde herbei, und so ist es wohl deutlich genug, daß eine geistliche Saatzeit wie diese im ganzen Jahre nicht wiederkehrt. Hierin hat, wie ich glaube, der Geistliche auf dem Lande einen Vorzug vor dem in der Stadt, wo mehrere Geistliche sich in die Predigten dieser festlichen Zeit teilen. Der Landgeistliche ist allein mit seiner Gemeinde; ist ihm deshalb eine größere Zusammenfassung notwendig, ein anhaltenderes Schöpfen aus der unerschöpflichen Fülle des Evangeliums, so ist das für ihn selbst nur ein Gewinn, aber nicht minder für die Gemeinde, die sich immer mehr an die Sprache ihres Predigers gewöhnt und immer besser auffassen lernt, was er ihr darbietet. So bildet sich zwischen dem Prediger und der Gemeinde ein näheres, vertrauteres Verhältnis, als es unter andern Umständen möglich zu sein scheint. Doch wie dem auch sei, mir war es etwas Seliges, die Gemeinde so oft um mich zu sehen und ihr das Wort des Lebens zu verkündigen, dem so große Verheißungen gegeben sind.

Es war mir ein großes Anliegen, mit den Gemeindegliedern bekannt zu werden und ihnen, so weit sie es mir gestatteten, persönlich nahe zu kommen. Doch sah ich ein, daß hiezu die günstige Gelegenheit abzuwarten und nichts zu erzwingen sei.

Der erste, mit dem ich in vielfältige Berührung kam, war der Schullehrer, der, wie ich selbst, ein jüngerer Mann war. Ich sah ihn häufig in der Schule und hatte die Freude, daß er oft der Religionsstunde beiwohnte, die ich den größeren Schülern erteilte. Wie die meisten jüngeren Lehrer jener Zeit war er im Besitz der Schullehrer-Bibel

von Dinter, aus der er sich wohl manches Irrige angeeignet haben mochte. Aber er hatte, wie ich bald wahrnahm, nicht mit sich abgeschlossen und hörte meinem Unterricht mit sichtbarer Teilnahme zu. Hieraus ergab sich die erfreuliche Folge, daß wir beide in einem Sinn an den Kindern arbeiteten. Übrigens habe ich einmal die Grenzen, die meiner Wirksamkeit in der Schule gezogen waren, überschritten. Ich hielt es für passend, auch dem Unterricht des Schullehrers zuweilen beizuwohnen. Da ich nun bemerken mußte, daß mehrere Schüler im Rechnen zurück blieben, griff ich selbst in dieses Fach mit ein, nicht bloß ermahnend, sondern auch Fragen stellend und belehrend. Das ließ der Lehrer sich wohl einmal gefallen. Da ich es aber zum zweitenmal gethan, benützte er die Gelegenheit, mich unter vier Augen darauf aufmerksam zu machen, daß der Schulinspektor in die Fächer des Schullehrers, nach einer älteren Bestimmung, nicht einzugreifen habe. Ich konnte nichts dagegen erinnern und es dem Lehrer nicht verargen, daß er sein Recht behauptete. So blieb unser Verhältnis ungetrübt. Sein Vertrauen zu mir wuchs, je mehr er inne wurde, daß meine Predigten ihm etwas gaben, was er früher noch nicht empfangen hatte. Ich benützte jede Gelegenheit ihm innerlich näher zu kommen.

Von der übrigen Gemeinde kam zuerst ein junger Bursche von 19 Jahren, der sich als Holzhauer sein Brot verdiente, mit mir in Berührung. Als ein junger, noch unbesonnener Mensch, mit kräftigen Armen, war er schon früher mehrmals in Händel geraten. Da sich dieser Fall zu meiner Zeit wiederholte und auch mir zu Ohren kam, ließ ich ihn zu mir rufen. Er kam sogleich; ich hielt ihm vor, was ich von ihm gehört, und wollte wissen, wie sich die Sache verhalte. Da erzählte er mir ganz treuherzig, daß er einen andern tüchtig durchgehauen und niedergeworfen habe. In diesem Augenblicke erinnerte ich mich, daß mir in Nürnberg

über die Rückersdorfer Schlimmes gesagt worden war; es seien dort rohe Leute, zu denen ich nicht passen werde. Es sei eben erst vorgekommen, daß ein fremder Kutscher dort vom Kutschenbock herabgerissen und mißhandelt worden sei. Jetzt kam mir die Vermutung, der starke Bursche, den ich vor mir hätte, möge sich auch dabei beteiligt haben. Ich hatte mich nicht geirrt; er erzählte mir, wie die Sache mit dem Kutscher gewesen sei, an dessen Mißhandlung er auch teil genommen hatte. Er sprach mit voller Offenheit, aber er schien keine Ahnung davon zu haben, daß er etwas Unrechtes gethan habe. Da fragte ich ihn nach der Auslegung des fünften Gebotes, aus der er gelernt haben mußte, daß er niemand „an seinem Leibe einen Schaden noch Leid" thun dürfe. Er hatte die Auslegung und das Gebot vergessen. Ich fragte nach andern Geboten; er kannte sie auch nicht, er war nicht im stande, mir einen Artikel des christlichen Glaubens zu sagen. Ich kann nicht aussprechen, wie sehr mich dieses jungen Menschen jammerte, der sich doch gar nicht verstockt zeigte.

„Willst du nicht den Katechismus wieder lernen?" — „Ja, Herr Pfarrer, das möchte ich recht gern." — „Ich will dir einen Katechismus geben; wenn du Zeit hast, lernst du zuerst die heiligen zehn Gebote, eines nach dem andern; dann kommst du manchmal zu mir, ich werde dich gerne überhören. Willst du das thun?"

Da kam denn an den Tag, daß er nicht mehr lesen könne. Ich brachte ein Buch, er konnte nicht das leichteste Wort lesen, er kannte sogar die Buchstaben nicht mehr. Er mußte wohl sehen, wie sehr mich diese Entdeckung betrübte. Da wurde er auch ganz weich und auf die Frage, ob er nicht lesen lernen wollte, ich wolle es ihn lehren, rief er aus: „Ach, Herr Pfarrer, wenn Sie mir helfen wollten!" Von da an kam er regelmäßig zu mir. Es wurde ihm nicht leicht, die ersten Elemente des Lesens sich an-

zueignen, aber er war unermüdet. Da er einige Fortschritte gemacht hatte, fragte er, ob die „Schusterbuben“ nicht auch kommen dürften. Ich erlaubte es gern. Da brachte er nun zwei schöne, stattliche Bursche gleichen Alters mit ihm, das waren „die Buben;“ sie waren die Söhne eines Schuhmachers, bei dem sie auch arbeiteten. Ihnen war es mit dem Lesen und Schreiben ebenso schlimm gegangen; sie hatten so ziemlich alles vergessen. So bildete sich bei mir eine Schule für erwachsene Burschen, die fleißig besucht wurde und mir viel Freude machte. Das Lesen wurde ihnen der Schlüssel zum Katechismus, den sie nun auch mit allem Fleiß wieder lernten. So fing für sie ein neues Leben an. Die jungen Leute mochten sich gegen andere darüber geäußert haben, was sie bei mir wieder lernten. Das hatte zur Folge, daß auch größere Schulknaben zu mir kamen, um in der Fertigkeit des Lesens, auch in der Rechtschreibung von mir weiter geführt zu werden, als es in der Schule gewöhnlich erreicht wurde. Sie wollten gern der Gefahr überhoben sein, in kurzer Zeit wieder zu vergessen, was sie in der Schule gelernt hatten.

Nun kamen aber auch Hausväter, geachtete Männer, die zu mir in ein näheres Verhältnis treten wollten. Der Anfang dazu war dieser. Dem Pfarrhaus gegenüber wohnte ein junger verheirateter Mann, der mir schon bei meinem Einzug als einer von meinen Rittern angenehm aufgefallen war; so überaus freundlich sah er uns an. Ebenso bemerkte ich ihn von der Kanzel aus; er war einer von meinen fleißigsten Zuhörern. Seine Frau, mit der er im besten Frieden lebte, wurde mit meiner Selma infolge der nachbarlichen Nähe bald bekannt und mehr und mehr so zutraulich gegen sie, daß sie ihr manches Merkwürdige aus ihrem Leben mitteilte. Sie hatte an ihrem Mann, den sie herzlich liebte, nur eines auszusetzen, nämlich daß er

vom Kartenspiel nicht lassen wolle, das ihn des Sonnabends bis tief in die Nacht im Wirtshaus halte. Sie habe ihn schon oft gebeten, es doch zu lassen. Er sehe auch selbst ein, wie schädlich es für ihn sei; komme aber die Stunde, wo die Spielfreunde sich zu versammeln pflegen, so sei er plötzlich verschwunden und erst spät in der Nacht kehre er zurück. Sie meine, da könne der Herr Pfarrer helfen. Die kluge Frau Madlene ersah nun ihre Zeit, und eines Sonnabends, kurz vor der verhängnisvollen Stunde, ließ sie mich durch meine Frau bitten, ich möchte doch schnell ihren Michel zu mir kommen lassen. Ich that es, und als der junge Mann, ein Bild der Gesundheit, zu mir hereintrat und mir freundlich die Hand reichte, wußte ich schon, daß ich bei ihm auf keine besondere Schwierigkeit stoßen werde. Da er sich zu mir gesetzt hatte, sagte ich ihm, daß mich etwas sehr betrübe, was ich erst kürzlich erfahren habe. Teilnehmend hörte er mich an, und nun erzählte ich ihm, was ich von der Spielgesellschaft gehört habe, die des Sonnabends bis spät in die Nacht in einem Wirtshaus zusammen sei. Was er denn dazu sage und wie diesem Übel wohl abzuhelfen sei? Da stand der treue Mensch auf und sagte: „Herr Pfarrer, ich bin selbst dabei, aber ich gebe Ihnen die Hand darauf, es soll nicht mehr geschehen." Ob er denn nicht manchmal des Abends auf ein Stündchen zu mir herüberkommen dürfe? Ich hielt seine Hand fest und versicherte, daß ich das beste Vertrauen zu ihm habe, er solle nur zu mir kommen. Er bat, daß ich einen Abend in der Woche bestimmen wolle. Ich that es, und als der bestimmte Abend kam, erschien er, aber nicht allein; mit ihm kam mein Nachbar zur Rechten, ein Bauer, der ein schönes Bauerngut besaß und als nächster Nachbar uns manche Gefälligkeit erzeigt hatte. Ich freute mich sehr, als sie kamen, und nahm sie als meine lieben Nachbarn und Freunde auf. War der eine ein Bild der

Gesundheit und des Frohsinns, so trug der andere auf seinem edlen Gesicht das Gepräge des Verstandes und des Ernstes. Unsere Unterhaltung war belebt und für beide Teile ebenso belehrend als anregend. Absichtlich vermied ich, über einzelne Gemeindeglieder mit ihnen zu sprechen; aber ich erfuhr doch über das Feld, das mir zur Bearbeitung anvertraut war, manches, was für mich nicht geringe Bedeutung hatte. Bei den nächsten Abendbesuchen, den die beiden Nachbarn mir machten, kam ein dritter mit ihnen. Das war ein Mann, der die andern um eines Hauptes Länge überragte, seines Handwerks ein Schneider, ernst und aufmerksam, von wenigen Worten, die mir jedoch jedesmal wertvoll waren, weil sie ein gutes Streben zu erkennen gaben und von Nachdenken zeugten. Später kamen noch einige andere mit ihnen. Meist war es eine ganz freie Unterhaltung, die wir mit einander führten; zuweilen teilte ich ihnen etwas mit, was ich bei meinem Studium gefunden hatte; manchmal war es eine Stelle der heiligen Schrift, die uns beschäftigte, wobei ich die Männer zum Sprechen veranlaßte. Es war erst in späteren Jahren, daß ich die „Reise in die himmlische Stadt," so wie ich sie aus dem Englischen übertrug, in einer Kirche an Abenden stückweis vorlas. Das war meine Probe, ob Bunyan's, in England sehr viel gelesenes Werk, in der Gestalt, die es unter meiner Hand annahm, auch in Deutschland Verständnis und Eingang finden könnte. Die Probe fiel sehr befriedigend aus, und so wagte ich, das kleine Werk zum Druck zu übergeben. Man sieht, ich traute dem Urteil meiner Nachbarn und Freunde, und ich habe mich nicht getäuscht.

An anderen Abenden, zuweilen auch an demselben, an dem die guten Freunde sich bei mir in der Studierstube befanden, kamen Frauen in das Haus, um ihre Frau Pfarrerin zu besuchen, deren leutseliges Wesen die Herzen mehr und mehr gewann. Es kam vor, daß, während die

Männer bei mir waren, unten im Wohnzimmer von Frauen ein geistliches Lied angestimmt wurde, was auf mich und meine Freunde einen unerwartet erhebenden Eindruck machte. Mit Freude wurde es angenommen, wenn die Frau Pfarrerin ihren Gästen eine schöne, erbauliche Geschichte vorlas. So wurde das Pfarrhaus nach und nach für jeden, der es wollte, ein Haus der Belehrung und Aufmunterung zu einem christlichen Wandel, obwohl darin keine Erbauungsstunden gehalten wurden.

Ich ließ aber die Leute, wie billig, nicht bloß zu mir in das Pfarrhaus kommen; es war mir auch ein Bedürfnis, wie es auch mein Beruf war, sie in ihren Häusern aufzusuchen, um Bekümmerte, Kranke und Sterbende zu trösten. Ich will nur einige Züge davon geben.

Ein Mädchen von zwölf Jahren wurde gerade in der Zeit, da der Konfirmandenunterricht seinen Anfang nahm, von einer Krankheit ergriffen, die nach dem Urteil des Arztes sie langsam zum Tode führte, ohne daß sie dabei sehr gelitten hätte. Dieses Kind, die Tochter eines tüchtigen Schmiedmeisters, hatte sich vor ihrer Erkrankung auf den Unterricht und auf die Konfirmation gefreut, und es war ihr ein Schmerz, daß sie, die einzige von ihren Freundinnen, durch ihre Krankheit davon ausgeschlossen sein sollte. Bei meinem ersten Besuch, den ich meiner lieben Schülerin Madlene machte, erfuhr ich ihr Anliegen. Ich hätte nichts Angenehmeres hören können, denn ich sah in diesem Schmerz ein Werk des Geistes Gottes und war mit Freude bereit, den von ihr so schmerzlich empfundenen Mangel zu ersetzen. So kam es, daß ich fast Tag für Tag ausging, um mich nach meiner Kranken, die ich immer in einem reinlichen Zimmer fand, umzusehen und ihr ein freundliches Wort zu sagen. In freiester Weise habe ich ihr einen vorbereitenden Unterricht erteilt, wozu ich selten mehr als 15 Minuten verwendete. Ich überging dabei alles, was für diesen be-

sonderen Zweck entbehrt werden konnte. Da ich meine Zeit — es war eine Vormittagsstunde — genau einhielt, kam ich immer erwartet und war dem kranken Mägdlein sehr willkommen. Das Wort von der Gnade Gottes in Christo war ihr, da sie ihrem Ende entgegenging, im höchsten Grade Evangelium, Botschaft des Friedens und des himmlischen Trostes. Sie verlangte nach einiger Zeit nach dem Mahle des Herrn, als nach der höchsten Erquickung, die sie auf Erden noch empfangen konnte. Wie hätte ich es dem so wohl vorbereiteten Mägdlein vorenthalten dürfen? Sie feierte das heilige Mahl mit stiller Rührung. Dann wurde sie von Tage zu Tage stiller, aber jedesmal, wenn ich kam und ihr tröstliche Sprüche und Lieder vorsprach, zeigte sie ihre Teilnahme und freudige Einstimmung, und bald waren die Tage ihres Pilgerlebens vorüber. Ich vermißte sie längere Zeit und ihr Andenken ist mir für immer teuer geblieben.

Nahe am östlichen Ende des oberen Dorfes lag ein Haus, in dem ich oft eingekehrt bin. Die Frau des Hauses litt oft längere Zeit an einem fast unerträglichen Kopfschmerz, nach ihrem Gefühl war es, als wenn eine Menge scharfer Messer ihr durch den Kopf gestoßen würden. Mitten in ihrem Schmerz nahm sie es doch mit großem Dank an, wenn ich sie besuchte und ihr einige der tröstlichsten Sprüche vorsagte. Jener Georg W., der mir schon als Konfirmand so viel Freude machte, war ihr Sohn. Sie hatte aber noch einen kleinen Sohn, einen der lieblichsten Knaben, den man sehen konnte. Dieser Knabe hatte in seinen Augen etwas Himmlisches, das besonders dann zu sehen war, wenn er mir einen Bibelspruch oder einen Liedervers aufsagte. Einmal war ich auch einige Wochen nicht in das Haus gekommen. Da verlangte der Knabe nach dem Herrn Pfarrer, und die Mutter, die gerade nicht leidend war, führte ihn zu mir. Er hatte wieder einige

schöne Sprüche gelernt, die er mir auch sagen wollte. Es gefiel den beiden sehr wohl bei uns, wo sie auch von meiner Frau mit großer Liebe behandelt wurden. Da sie sich verabschiedet hatten, sah meine Frau ihnen mit Wehmut nach und sagte zu mir: dieses Kind ist nicht für die Erde bestimmt; die arme Mutter wird ihren kleinen Liebling nicht lange mehr behalten. Ich sah keine Spur von Krankheit an dem Knaben und so oft ich ihn sah, freute ich mich über ihn, ja ich erbaute mich an ihm. Aber bald sollte sich die Vermutung meiner Frau an ihm erfüllen. Aus der Schule, die er zu besuchen angefangen hatte, trug er den Keim einer Krankheit mit nach Hause. Es war das Scharlachfieber, das bei ihm ausbrach und bald eine gefährliche Wendung nahm. Wenn er zum Bewußtsein kam, waren es die ihm bekannten schönen Sprüche, die ihn erquickten und keine Todesfurcht bei ihm aufkommen ließen. Als er verschieden war, lag mir und der Mutter der Trost sehr nahe, daß er nun selig unter den Seligen sei. Ich bekenne, daß ich weder früher noch später ein so begnadigtes, gottseliges Kind gesehen habe.

Die Mutter trug ihren schweren Verlust mit christlicher Ergebung. Da ich einmal wieder einen Besuch bei ihr machte, fand ich, daß die Schmerzen im Kopf, die sie so lange Zeit zu ertragen gehabt, verschwunden waren, aber gleichzeitig hatte sie die Sehkraft verloren; sie war erblindet. Sie war zufrieden mit diesem Tausch, auch deshalb, weil die Blindheit sie an der Besorgung häuslicher Geschäfte nicht hinderte. Wo sie der Hilfe bedurfte, da trat der treue Georg ein. Sie klagte nie. Einige Jahre später ist sie im Frieden dahingegangen.

Ganz anders war es bei einer Wirtin, die ein langes Krankenlager hatte. Ich fand darin die Aufforderung, mich oft nach ihr umzusehen. Die ersten Male kam sie auf nichtige Dinge, mit denen sie mich unterhalten wollte. Ich

schlug ihr dann vor, ich wolle ihr jedesmal zuerst einen Abschnitt aus den Evangelien vorlesen. Sie nahm es an, ohne Freude darüber zu äußern. Vielleicht acht Wochen lang hatte ich sie mit dem Besten unterhalten, was der Mensch hören kann. Da ergriff ich einmal die Gelegenheit, in aller Sanftmut zu berühren, was man allgemein von ihr wußte, daß sie dem Trunk ergeben gewesen sei. Ich hoffte, das Wort des Herrn, mit dem ich so oft zu ihr gekommen war, werde ihr Gewissen aus seinem langen Schlafe aufgeweckt haben. Wohl mochte auch ihr Gewissen im Erwachen begriffen sein, aber ihr Ehrgeiz überwog, und sie verlangte, ich solle ihr den Menschen nennen, der sie so schmählich bei mir verleumdet habe. Da sie in große Aufregung geriet, stand ich auf und sagte ihr, ich könne von jetzt an nicht mehr zu ihr kommen, bis sie mich darum bitten lasse. Ich hoffte, sie würde dies nach Verfluß einiger Tage thun; aber es vergingen Tage, es vergingen Wochen, und sie ließ mich nicht bitten. Es that mir leid um die arme Verblendete, die ihrem Tode entgegenging, aber ich verhielt mich ruhig. Sie hatte viel Gutes durch mich gehört; ich verzweifelte nicht daran, daß es in der Stille in ihr nachwirken werde. Endlich hatte sie nach mir verlangt und ich wurde gerufen. Ich folgte sogleich. Da ich in das Zimmer eintrat, in dem ich sie sonst immer allein gefunden hatte, fand ich Männer, Weiber und Kinder bei ihr, die ihr lautes Rufen und Schreien mochte herbeigezogen haben. Man sagte mir, die Kranke meine böse Geister zu sehen, die sie ergreifen und mitnehmen wollten. Sie sah mit ängstlichen Blicken um sich; da ich an ihr Bett trat, fuhr sie in die Höhe, klammerte sich mit beiden Armen an mich an und schrie mit einer Stimme, die das höchste Entsetzen ausdrückte: „Herr Pfarrer, helfen Sie mir, ich bin verloren!“ Während sie so rief und mich fest umklammerte, rief ich mit lauter Stimme zu Jesu, dem Sohne Gottes

der allen geholfen, die um Hilfe flehten, er möge sich der armen Kranken auch erbarmen und diesem jammervollen Elend ein Ende machen. Während ich betete, hörte sie auf zu schreien und wurde ruhiger. Ich sprach ihr dann tröstlich zu, versprach ihr wieder zu kommen und verließ sie. Da ich nach einigen Stunden wieder kam, fand ich sie ruhig. Ich sah aber nun erst, welche große Veränderung mit ihr vorgegangen war, und ich erkannte, daß die Stunde des Todes nahe sei. Wenige Stunden später bekam ich die Nachricht, sie sei ruhig verschieden. Ich war durch diese Erfahrung, die mir ganz neu war, tief erschüttert. Mehrere Tage — und besonders Nächte — wurde ich den Eindruck nicht los, den der Anblick der Kranken und ihr Rufen um Hilfe auf mich gemacht hatte.

Oft besuchte uns die alte Frau Lobenwein. Sie stammte aus Happurg und hatte dort in Schule und Kirche viel Gutes gelernt, das ihr immer noch gegenwärtig war und ihr zum Trost diente in ihrer schweren Lage. Sie war die zweite Frau eines zur Schwermut neigenden Mannes, der allmählich so menschenscheu wurde, daß er nie mehr aus dem Hause ging und sich, in einen Weiberrock gekleidet, den ganzen Tag mit Spinnen beschäftigte. Die Kinder erster Ehe waren gleichfalls mehr oder weniger gemütsleidend. Der älteste Sohn, ein Zimmermann, war so jähzornig, daß man ihn fürchten konnte. Auf ihn wirkte meine Predigt das gerade Gegenteil von dem, was sie wirken sollte: sie reizte ihn zum Zorn, da es ihm vorkam, als sei er immer besonders gemeint; er drohte schon, in das Landgericht zu gehen und zu fragen, ob der Pfarrer immer gegen ihn predigen dürfe. Ein armer Mensch, bei dem in späterer Zeit der Wahnsinn in schrecklicher Gestalt ausgebrochen ist. Auch die übrigen Kinder erster Ehe machten ihr schwere Sorgen. Sie kannte aber die Quelle des rechten Trostes und schöpfte aus ihr. Diese schwer beladene

Frau kehrte an Winterabenden bei uns ein. Sie war glücklich, wenn sie uns von Happurg erzählen durfte, wobei sie gewöhnlich auf tröstliche Lieder und Sprüche kam, die sie dort gelernt hatte. So gereichte sie mir, ohne es zu wollen, selbst zum Trost. Unvergeßlich ist es mir geblieben, als sie mir einmal sagte, wie sie jedesmal für mich flehe, wenn ich auf die Kanzel trete. Die Worte, deren sie sich bediente, waren aus dem Altdorfer Gesangbuch genommen. Sie lauteten so:

Komm, heiliger Geist, mit deinem Schein,
Komm und erleucht' den Prediger fein;
Führ' ihm die Zung, regier den Mund,
Mit deiner Lieb' sein Herz verwund',
So werden all' unsre Seelen gesund.

Ich schrieb mir die Worte auf, und wie sie mir damals zum Trost gereichten, so sind sie mir für immer teuer geblieben. Sie war noch rüstig, als sie plötzlich von einer Krankheit befallen wurde, die gefährlich zu werden drohte. Sie sah dem Tode, wie es dem Christen geziemt, im Glauben mit solcher Ruhe entgegen, daß ich mich an ihr erbaute. Ein langes Lager wurde ihr erspart. Unter meinen Gebeten ist sie verschieden.

Nicht weit vom Pfarrhaus wohnte ein junger Mann, von dem wir nur wußten, daß er sich als Steinbrecher mit seiner Frau redlich nährte. Plötzlich kam mir die Nachricht zu, dieser Mann sei, man wisse nicht wie, von großer Angst überfallen worden und schon nahe daran gewesen, in der Pegnitz den Tod zu suchen. Man habe ihn davon noch zurückgehalten und in seine Wohnung geführt. In dieser fand ich ihn scheinbar ruhig. Ich konnte mich des größten Mitleidens mit ihm nicht enthalten und fühlte mich getrieben, in diesem ganz außerordentlichen Falle etwas zu thun, was ich bis dahin niemals gethan hatte. Ich richtete die Beichtfragen an ihn, ob er seine Sünden

bereue, und ob er bereit sei, sich von ganzem Herzen zu unserem Herrn Jesus Christus, dem Heiland der Welt, mit der Bitte um gnädige Vergebung zu wenden. Da er diese und andere Fragen mit großer Bewegung bejahte, sprach ich ihm unter Handauflegung die Vergebung aller seiner Sünden im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dann sprach ich das Gebet des Dankes für die heilige Absolution, auch den kirchlichen Segen und überließ ihn der Gnade des Herrn, die ihr Werk an dem Angefochtenen vollenden möge. Ich nahm mit Freude wahr, daß die Anfechtung nicht wiederkehrte.

Bei den Besuchen, die ich in der Gemeinde machte, war mir längere Zeit ein bejahrter Mann entgangen, der ein Zimmer in einem kleinen Hinterhaus bewohnte. Ich hörte von ihm, er habe in jüngeren Jahren manches Schlimme begangen und führe jetzt ein fast ganz verborgenes Leben. Um so mehr zog es mich zu ihm hin. Ich fand einen Greis mit weißem Haar, dessen Züge das Gepräge eines tiefen Ernstes trugen. Da ich zu ihm eintrat, sah er mich mit frohem Erstaunen an. Ich setzte mich ihm gegenüber und redete ihn freundlich an. Da sprach er von seinem Ende, das nicht mehr fern sei, dann mit einer Zuversicht, die mir noch nicht vorgekommen war, von dem seligen Leben in der Ewigkeit, auf das er sich freue. Ich fragte, worauf er seine Hoffnung gründe. Da stand er von seinem Sitze auf, und indem er seine zitternden Hände zu falten versuchte, sprach er das hohe apostolische Wort aus: „Von diesem Jesu zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen." Solchen Glauben und so feste Hoffnung auf das ewige Leben hatte ich hier nicht erwartet. Erstaunt und zugleich freudig bewegt, ergriff ich die Hand des Mannes und bezeugte, daß seine Hoffnung die allerbeste sei und daß sie auf dem rechten Grunde ruhe; bei diesem Grunde

möge er bleiben. Ich weiß nicht, wer tiefer bewegt war, der Greis, der seine Lebenszeit schon fast ganz hinter sich hatte, oder der junge Geistliche, dessen Aufgabe es war, die Gemeinde des Herrn zu weiden.

Ich war in meiner besten Thätigkeit, als ich einen Ruf von Berlin aus empfing, die Leitung einer Missionsanstalt, die man dort gründen wollte, zu übernehmen. Dieser Ruf, den Professor Hengstenberg vermittelt hatte und auch selbst an mich gelangen ließ, hatte für mich wohl etwas sehr Erfreuliches. Aber ich würde kein gutes Gewissen dabei gehabt haben, wenn ich die kaum erst begonnene Arbeit an der Gemeinde schon wieder hätte aufgeben wollen. Dazu kam, daß mein lieber Schwiegervater sich mit aller Entschiedenheit dagegen erklärte. So lehnte ich denn ab und blieb der Gemeinde treu.

Es wird schicklich sein, daß ich nun ein wenig von unserem häuslichen Leben sage. Es war ein Stillleben der lieblichsten Art. In Nürnberg war ein solches unmöglich gewesen; waren wir doch von früh bis spät in das Leben der Anstalt verflochten, fast ohne ein eigenes, selbständiges Dasein zu haben. Nach Erlangen waren wir dann wie Schiffbrüchige gekommen, froh genug, daß wir einen Bergungsort gefunden hatten, der uns für kurze Zeit aufnahm. Hier aber, in dem kleinen Dorfe, dessen Namen wir früher nicht gehört, fanden wir durch Gottes gütige Fügung einen eigenen Herd. Das Haus war nichts weniger als eine stattliche, glänzende Wohnung; aber eben in seiner Beschränktheit, in diesem Gepräge der Bescheidenheit, beinahe der Armut, gefiel es uns wohl. Auch bot es uns Raum genug, um uns darin auszubreiten und wohl auch einen Gast aufzunehmen. Feststehende Geldbesoldung, die spärlich genug war, hatten wir nur zweimal im Jahre zu beziehen. Dazu kam das Pachtgeld für einen Pfarracker, und Einnahmen für einzelne Amtshandlungen, wie Taufen,

Trauungen und dergleichen, Einnahmen, die meist unerwartet kamen, und, so gering sie sein mochten, doch Freude machten. So lebten wir, wie man sagt, von der Hand in den Mund, oder vielmehr aus der Hand Gottes, die sich für uns aufthat. Diese gütige Hand bediente sich von Zeit zu Zeit eines Mannes, der uns lieb hatte und auf unser Bedürfnis achtete. Das war Vater Schubert, in dessen Auftrag die Firma Södel und Merkel in Nürnberg ein Fäßchen schickte, das mit Zucker, Kaffee, Reis und dergleichen mehr gefüllt war. Das Aufschlagen des Fäßchens und das Herausnehmen der in ihm verborgenen Schätze war immer ein Fest für uns, wobei wir dem lieben, gütigen Vater nicht genug danken konnten. Aber wie viel schöner war es noch, wenn der Vater sich einmal selbst nach uns umsah! Er, dessen Freundlichkeit so viele Menschen erfahren haben, stand doch vor allem denen nahe, die er seine Kinder nannte, die ihn mit innigster Liebe verehrten. Wie glücklich machte es uns, wenn es ihm bei uns wohlgefiel! Wir verbargen ihm nichts und er erfuhr gern, wie ich mich beschäftigte. Einmal zeigte ich ihm einen Band des schönsten Papieres in Hochfolio, in das ich meine Predigten schrieb. Mit sichtbarer Freude sah er die Predigten, die ich bis dahin gehalten hatte, durch, und sagte dann: „das soll mein Predigtbuch werden, wenn du den Band vollgeschrieben hast.“ Wie ermunterte mich dieses freundliche Wort des Vaters, so fleißig fortzufahren, wie ich begonnen hatte, und auch auf meine Handschrift zu achten, die zu einer solchen Ehre kommen sollte. Selma that ihr Bestes, um den Vater so, wie er es liebte, zu bewirten, und doch mußte er zuweilen mit dem guten Willen vorlieb nehmen. Er fuhr jedesmal mit dem Wagen, der ihn am Vormittag zu uns gebracht hatte, gegen Abend wieder zurück; denn er ging mit seiner Zeit als ein treuer Haushalter um. Aber nur in unserem ersten Winter in Rückersdorf war es ihm möglich, uns mit

wiederholten Besuchen zu erfreuen; später war er viel zu weit von uns entfernt. Ehe nun dieser erste liebe Winter zu Ende ging, nahe am Frühlingsanfang, trat ein anderer lieber Gast bei uns ein, der uns nicht so bald wieder verlassen sollte. Er kam nicht überraschend, sondern seit Wochen sehnlich erwartet, dann aber auch bei Tag und Nacht von uns beiden mit sorgender Liebe gehegt und gepflegt. Das war die Gottesgabe, die uns in die Arme und an das Herz gelegt wurde, unsere liebe Erstgeborene, die am Montag den 12. März 1827 zur Welt kam. Wie war doch die Geburt dieses Kindes ein Wunder vor unsern Augen! Diese holde, kleine Gestalt, diese glänzenden Äuglein, diese Händchen mit den zarten, wohlgebildeten Fingern, wie oft sahen wir sie mit Bewunderung an als Werke der Hand Gottes, als Zeichen seiner wunderbaren Güte! Wir konnten uns an diesem Anblick nicht satt sehen und des Lobens und Dankens fanden wir kein Ende. In den ersten Tagen war ich fast allein der Pfleger meiner Selma, dann trat bis zur Taufe Mutter Schubert ein. Ihre Freude an dem Kinde war groß, und wohl schon damals hat sich bei ihr die Zuneigung zu demselben gebildet, die sie ein langes Leben hindurch bewahrt hat. Wir flehten zwar täglich zu dem Herrn, daß es ihm gefallen möge, das liebe Kind zu behüten und zu segnen, aber dadurch wurde unser Verlangen nur noch inniger, daß es bald den Segen der heiligen Taufe empfangen möge. Der neunte Tag nach der Geburt des Kindes wurde zur Taufe bestimmt, die ich selbst vollziehen wollte. Nach Erlangen, Wiehe und Bärenwalde wurden die Einladungen gesendet, obwohl wir wußten, daß nur die Erlanger Eltern der Taufe beiwohnen könnten. An dem bestimmten Tage stellte sich denn Vater Schubert, begleitet von Frau Adeline Winer, die geliebte Pflegeschwester meiner Selma, und deren Schwester, Minchen Ritter, bei uns ein. Selma hatte schon das Bett verlassen, aber die

Gäste traten nur auf Augenblicke bei ihr ein. Auch das Mittagsmahl hielten wir ohne sie. Doch als alles zur Taufe bereitet war, bot ich der lieben jungen Mutter meinen Arm und führte sie in das obere Zimmer, wo die Gäste versammelt waren. Es war ein helles, schönes Zimmer und jetzt wurde es zum Heiligtum für ein häusliches Fest, das wir im Frieden Gottes feierten und in der Zuversicht, daß der Herr nach seiner Verheißung in unserer Mitte sei und dem Kinde all den Segen schenke, den er in die Taufe gelegt hat. Die Worte, die ich aus der Agende las, stimmten damit vollkommen überein und belebten unseren Glauben so, daß in uns selbst der Segen der Taufe erneuert wurde, als das Kind ihn empfing. Die uns teuren Namen Agnes Maria wurden ihm beigelegt. Uns war es von nun an ein großer Trost, daß unser liebes Kind in Kraft der heiligen Taufe ein Kind Gottes geworden sei und oft wiederholten wir einander die Worte der Agende, aus denen wir Trost geschöpft hatten.

Gegen Abend fuhren die Gäste mit dem Erlanger Kutscher, der sie gebracht hatte, wieder zurück. Der Wagen war geräumig genug, um vier erwachsene Personen und einen kleinen Pflegesohn, den sie bei sich hatten, zu fassen. Ob die Räder in gutem Stande und der Kutscher des Weges so kundig war, daß er ihn im Halbdunkel sicher fahren konnte, wußten wir nicht. Der Weg war aber damals, ehe die Straße erbaut war, an einigen Stellen, und besonders in der Nähe von Erlenstegen, sehr ungleich und für einen fremden Kutscher sogar gefährlich. Mehrmals verlangte der Vater, der Kutscher solle anhalten und sie aussteigen lassen. Dieser Mann aber, der auf seine Ehre hielt, versicherte, es sei nicht die mindeste Gefahr, und hielt nicht an. Doch das Gefürchtete trat ein, der Wagen fiel, stürzte nach der rechten Seite um, und der Kutscher wurde von seinem Bocke weggeschleudert. Während die Übrigen

mit dem Schrecken davon kamen, erlitt der Vater, der auf der rechten Seite des Wagens saß, einen Armbruch. An Nürnberg hatte man vorüberfahren wollen; aber nun war man genötigt, bei einer befreundeten Familie Unterkunft zu suchen, bis der gebrochene Oberarm eingerichtet und die Heilung so weit vorgeschritten war, daß der Vater die Reise nach Erlangen ohne Nachteil wagen durfte. Da der Vater seine sonst so thätige, rechte Hand längere Zeit nicht gebrauchen konnte, ließ er Studenten, deren Anhänglichkeit er kannte, abwechselnd zu sich rufen und diktierte ihnen seinen „Oberlin,“ ein kleines Werk, das trefflich gewirkt und weitere Verbreitung gefunden hat, als irgend eine seiner Schriften.

Es waren etwa sechs Wochen vergangen, als Selma nach bestehender Sitte ihren Kirchgang hielt, wobei die Frau Madlene, unsere liebe Nachbarin, sie begleitete. Die kleine Agnes Maria wurde ein wenig später zur Kirche getragen, als die Betstunde ihrem Ende nahe war. Als ich mich nach dem Altargebet wieder zur Gemeinde wendete, um ihr den Segen zu erteilen, sah ich unsere Magd, die das Kind auf ihren Armen trug, an der dem Altar gegenüber liegenden, offenen Thür stehen. Als ich den Segen über die versammelte Gemeinde sprach, zu der damals auch meine Selma wieder gehörte, sprach ich ihn auch dem Kinde, das zum erstenmal in der Kirche erschienen war. Ein aus alter Zeit stammender Gebrauch, der bei keinem Neugeborenen in dieser Gemeinde versäumt wurde.

Mit diesem zarten Kinde wagten wir die Reise nach Erlangen, wo die Eltern sich schon zu ihrer Üebersiedlung nach München vorbereiteten. Wir verlebten bei ihnen einige schöne Tage. Selma's Freundinnen kamen, um sie als Mutter mit dem Kinde auf dem Arme zu sehen und ihre Glückwünsche auszusprechen. Die liebe Kleine fand vielen Beifall und selbst als sie tüchtig zu schreien anfing, wurde die Kraft ihrer Stimme gelobt. Von diesem Besuche in

Erlangen ist mir eine Äußerung Schellings im Gedächtnis geblieben. Da ich zu ihm kam, war eines seiner ersten Worte die Frage: „Nun, was sagen die Bauern zu Ihrer Predigt?“ Ich erwiderte, „das Evangelium ist ihnen neu.“ Darauf sagte er: „Ja, diese Rationalisten hätten das Christentum in aller Stille ausgerottet!“ — Indem wir von den Eltern Abschied nahmen, empfanden wir ihr Weggehen aus unserer Nähe als einen großen Verlust. Aber sie meinten, München sei nicht aus der Welt, da könnten wir einander wiedersehen. Mit dieser Hoffnung schieden wir von ihnen, die denn auch ihre Erfüllung gefunden hat. Überdies wurde durch den Abgang meines Schwiegervaters nach München eine Professur in Erlangen erledigt, die für meinen Freund Karl von Raumer in seiner damaligen Lage sehr erwünscht sein mußte. Auf diesem Wege kam Raumer, dessen Stellung in einer Privatanstalt sich als unhaltbar gezeigt hatte, zu einer öffentlichen Stellung in Bayern, in der er nach manchen schweren Erfahrungen, die ihm auch da nicht erspart wurden, mit großem Erfolge gearbeitet hat.

Zwischen Raumer und mir bestand fortwährend ein reger Verkehr. Da ich ihn in Erlangen einmal besuchte, war es mir angenehm, ihn und seine Familie in denselben Räumen zu finden, die meine Schwiegereltern bewohnt hatten. Er machte mir denn auch die Freude, sich nach uns umzusehen. So geschah es, daß wir immer von einander wußten, womit jeder von uns beschäftigt war. Einmal kam er mit seinen Zöglingen, die er auch als Professor in Erlangen eine Reihe von Jahren noch behielt, gegen Abend zu uns; sie blieben über Nacht. Am folgenden Morgen begleitete ich sie in dem Pegnitzthale aufwärts bis nach Hersbruck. Diese Gegend, die zu den schöneren des Landes gehört, hatte er seinen jungen Leuten zeigen wollen. Mir war es ein großes Vergnügen, sie an der Seite eines

Freundes zu durchwandern, der so bewährt war wie dieser, und dessen Gespräch immer etwas Anregendes und Belehrendes hatte. Wir waren alle gute Fußgänger, und so brachte ich die ganze Gesellschaft vor Nacht wieder zu meiner Selma zurück, bei der sie sich wohl fühlten und die freundlichste Bewirtung fanden. Raumer behauptete einmal, ihr einziger Fehler sei, daß sie zu gut bewirte. Und es ist wahr, in dem, was die innere, also die wahre Güte der Bewirtung ausmacht, ließ sie es niemals fehlen; wir hatten auch zu keiner Zeit über Mangel an Besuchen zu klagen. Die Nürnberger Freunde waren am Sonntag in zweifachem Sinn unsere Gäste, denn sie wohnten auch den Gottesdiensten bei. Ich gedenke hiebei der lieben Familien Tobias Naumann und Heinrich Fabricius, die schon in Nürnberg in ein wahres Freundesverhältnis zu uns getreten waren und für immer treu mit uns verbunden blieben.

Die Gottesdienste waren überhaupt oft von Fremden besucht. Am meisten rührte es mich, wenn Landleute, die einen weiten Weg zu Fuß zurückgelegt hatten, dabei erschienen und die Predigt so aufmerksam hörten, als wollten sie sich jedes Wort in das Herz prägen. Erst in viel späterer Zeit habe ich die entfernten Orte gesehen, aus denen sie zu mir kamen. Zuweilen kehrten solche heilsbegierige Männer, wenn die Gottesdienste beendigt waren, auch noch im Pfarrhause ein. Durch sie hörte ich von einem abgelegenen Orte, wo zuerst ein oder zwei Einwohner ganz in der Stille zu einer lebendigen Erkenntnis der Wahrheit gelangt waren, an die sich dann bald andere anschlossen. Es waren einfache, bescheidene Männer, denen es eine Glückseligkeit war, einen Prediger zu hören, der dasselbe aussprach, was sie im Worte Gottes gefunden hatten, und durch den sie noch tiefer in die Erkenntnis alles des Guten, das uns in Christo geschenkt ist, eingeführt werden konnten. Diese Männer haben mir viele Freude gemacht.

Zuweilen kam auch, von Fabricius in Nürnberg dazu aufgemuntert, ein treu und gut aussehender, junger Mann, Namens Pauli. Er war als Ingenieur bei der Nivellierung des Kanals beschäftigt, der Donau und Main verbinden sollte, und kam aus ziemlicher Entfernung herbei, um an unsern Gottesdiensten teil zu nehmen; gewöhnlich am Vorabend eines Festes stellte er sich ein. Er war uns immer willkommen, denn er störte mich nicht und seine Anwesenheit konnte die Feier des Festes nur noch erhöhen. Er war noch nicht oft bei uns gewesen, so liebten wir ihn schon wie einen nahen Angehörigen. Nach einigen Jahren, da sein Geschäft in unseren Gegenden beendigt war, verschwand er aus unserer Nähe. Mit der Zeit gelangte er zu einer hohen und immer höheren Stellung; doch seine Glaubenstreue hat nicht gewankt.

Wohl die meisten von den Fremden, die zu unsern Gottesdiensten kamen, sind mir nicht näher bekannt geworden. Von einem dieser unbekannten Freunde habe ich erst vierzig Jahre nachher erfahren. Er war Webermeister in Schwabach, wohin mein späteres Amt mich zu bestimmten Zeiten führte. Dieser Mann hatte seiner Familie oft von einem jungen Geistlichen Namens Ranke in Rückersdorf erzählt, dem er viel verdanke. Auf seinem Sterbebett erzählte er dem Geistlichen, der ihn besuchte, von Pfarrer Ranke in Rückersdorf, den er von Lauf aus gar oft gehört habe; durch den sei er „wie ein Brand aus dem Feuer gerissen worden.“ Ich war erschüttert, da ich das vernahm, denn es war oft mein Gebet gewesen, daß es Gott gefallen möge, doch nur eine Seele durch meinen Dienst dem Verderben zu entreißen. Während der Geistliche an der Arbeit ist, muß ihm das Beste von dem, was er wirkt, verborgen bleiben. Er ist ja nur der Säemann, der den guten Samen des göttlichen Wortes ausstreut. Er thut es auf Hoffnung; aber das Gedeihen zu geben, das liegt in höherer Hand.

Zuweilen kamen auch Studenten oder angehende Kandidaten der Theologie zu uns, die Freund Raumer uns zugewiesen hatte. Drei von ihnen sind mir besonders im Gedächtnis geblieben: Hornung, Löhe und Layriz. Hornung und Löhe verdankten den Vorlesungen Krafft's die erste und ganz entscheidende Anregung; die Namen Neander und Hengstenberg hatten sie dann bewogen, in Berlin ihre weitere Ausbildung zu suchen. Sie fanden auch da viel Gutes, namentlich bei den Predigern, die in Berlin mit verschiedenen Gaben, aber meist mit gleichem Eifer wirkten. Aber einen Eindruck, wie sie ihn von Krafft empfangen hatten, machte von den Berliner Professoren und Predigern keiner auf sie. So kam es, daß sie bald wieder nach Erlangen zurückkehrten. Hornung war, wie schon erwähnt, auch zu meinem Schwiegervater in ein näheres Verhältnis getreten. Layriz hatte nach Erlangen auch Leipzig besucht, wo damals der Professor der Theologie, Dr. Hahn, später General-Superintendent in Breslau, mit großem Erfolg wirkte. Layriz hatte ihn mit Eifer gehört und verdankte ihm viel. Auf Löhe's Angesicht ruhte schon damals ein ungewöhnlicher Ernst. An diesen jungen Männern sah ich etwas von dem Segen, der auf dem Wirken solcher Theologen ruht, in denen das Evangelium neues Leben gewonnen hat; zugleich erschienen sie mir als Zeichen der von mir erwarteten besseren Zeit. Ich bin mit ihnen denn auch für das ganze Leben in freundlichem Verhältnis geblieben. Hornung nahm eine Hauslehrerstelle in Hersbruck an und hatte es daher nicht schwer, uns zu besuchen. Da er dem Dekan Bullemer daselbst mit der Zeit näher trat, brachte er auch diesen treu meinenden Geistlichen zu mir. Das wurde der Anfang eines näheren, sehr freundlichen Verhältnisses, das zwischen mir und ihm für immer bestand. Nicht oft, aber doch zuweilen wanderte ich seinetwegen nach Hersbruck, wo ich ihm immer willkommen war.

Er zeigte mir dann die Stadt, die zugleich Spuren der Bürgertugend und der Wohlhabenheit trug. Er nannte mir die Namen der Bürger, die in einfacher Kleidung mit einem ländlichen Werkzeug an uns vorüber kamen und dabei sich im Besitz eines ansehnlichen Vermögens befanden. Zwei von den Hersbrucker Bürgern, die von ihrem Vater sein bedeutendes Vermögen geerbt hatten, kannte ich schon; denn, wie vorher ihr Vater, hatten sie mich schon in Rückersdorf besucht, wobei sie sich mir als christlich-gesinnte Männer zu erkennen gaben. Dekan Bullemer wollte mich zu ihnen führen; aber wir fanden weder den einen noch den andern zu Hause. Der ältere Bruder arbeitete in seinem Garten, der andere war als Hopfenhändler auf der Reise durch Süddeutschland und die Schweiz. Der Vater, der Bärenwirt Schmid, war sehr wohlthätig gewesen; die Söhne folgten ihm hierin wie in seinem ganzen gottseligen Wandel treulich nach. Es war mir immer eine Freude, wenn ich sie bei mir sah.

Aber welche Freude als eines Tages der teure Krafft von Erlangen einmal zu uns herüber kam. Er war mit seinen Zöglingen, die unter seiner Aufsicht die Erlanger Anstalten besuchten, auf einer kleinen Fußreise begriffen, deren erste Station das Pfarrhaus in Rückersdorf bildete. Er war mir und meiner Selma, die ihn als ihren Lehrer verehrte, ein hoch willkommener Gast; aber er ließ sich nicht lange aufhalten, am Abend desselben Tages wollte er noch in Hersbruck sein. Dahin geleitete ich ihn denn, und hatte so die Freude, länger in seiner Nähe zu sein und ihn in Hersbruck, wo auch Hornung noch war, mit Dekan Bullemer bekannt zu machen. Wir übernachteten in einem Wirtshause; die jungen Leute auf einer Streu, wir beiden fanden in einem Nebenzimmer ein besseres Lager. Ich hatte mich schon gelegt, da sah ich wie Krafft, der sich unbemerkt glaubte, an seinem Bett niederkniete und

betete. Ich ließ nicht merken, daß ich ihn gesehen habe; aber der Anblick dieses Betenden ist mir für immer heilig geblieben. Krafft war auf der Kanzel und auf dem akademischen Lehrstuhl, aber ebenso sehr im Hause und auf dem Wege in Wahrheit ein Mann Gottes, von dem überall Segen ausging.

Wenn ich nun von den Freunden rede, die uns durch ihren Besuch in unserem stillen Heim erfreuten, so darf ich derer nicht vergessen, die es öfter als alle andern thaten. Das war der schon erwähnte Pfarrer Omeis in Behringersdorf, dessen Freundschaft mir wie ein Erbteil zufiel; denn er liebte meinen Schwiegervater nicht bloß als seinen ehemaligen Lehrer, er war auch im Hause desselben aus- und eingegangen und hatte meiner Selma den ersten Unterricht im Schreiben erteilt. Bei diesem lieben Nachbar, den ich in 3/4 Stunden leicht erreichte, erkundigte ich mich, wie ich mich bei solchen Amtshandlungen, die mir ganz neu waren, zu verhalten habe; denn ich fürchtete mich, bei den heiligen Handlungen durch einen, wenn auch nur kleinen Verstoß, die Andacht der Teilnehmer zu stören. Wir hüteten uns, einander zu belästigen, aber wir machten einander von Zeit zu Zeit Besuche, die um so wertvoller waren, da sie sich nicht zu oft wiederholten. Es that mir leid, daß ein so ruhiges, angenehmes Verhältnis sich löste, da mein Nachbar in ein, freilich nur um einige Stunden von uns entferntes Dorf übersiedelte.

Sein Nachfolger im Amte, Karl Glaser, war von den Eindrücken, die er in Erlangen, besonders von Krafft, empfangen hatte, noch ganz erfüllt und trat uns noch näher als sein Vorgänger. Er kam an schönen Tagen oft nur, um mich auf einem Gange durch unsere liebliche Gegend zu begleiten, wobei denn alles zur Sprache kam, was uns bewegte. Zuweilen setzte er sich zu mir, wie er mich in meiner Studierstube fand, und ließ sich sagen, womit ich

gerade beschäftigt war; denn er war von edelster Wißbegier durchdrungen und es ging ihm über alles, wenn er sich in seiner theologischen Bildung gefördert sah. In späterer Zeit wurde er als Dekan an die Spitze einer sehr ausgebreiteten Diözese gestellt, und da seine Gesundheit nicht die beste war, so erlag er nach wenigen Jahren den Anstrengungen seines beschwerlichen Amtes. Er war mir ein treuer Freund und ich habe ihn nie vergessen. Auf seiner Familie hat ein sichtbarer Segen geruht. Durch eine Beispielsammlung zum Katechismus, die er als ein Hilfsbuch für Geistliche mit großer Sorgfalt verfaßt hatte, hat er der Sache einen trefflichen Dienst geleistet und seinen Namen auch in weiteren Kreisen ehrenvoll bekannt gemacht.

Wir haben in Rückersdorf manchen unerwarteten Besuch empfangen; aber nie war es uns in den Sinn gekommen, daß von den Freunden auf Rügen jemand bei uns eintreten könnte, und doch geschah es. Eines Tages erschien bei uns Malchen Baier, die ältere Schwester meines seligen Freundes, die in Altenkirchen wie eine Mutter für mich gesorgt hatte. Sie war von einer Verwandten gebeten worden, sie nach Nürnberg zu begleiten, und war darauf nur darum eingegangen, weil sie hoffte, von Nürnberg aus uns besuchen zu können. Das führte sie auch so oft aus als es ihr möglich war. Selma hatte sie schon lieb gehabt, ohne sie gesehen zu haben. Nun aber entstand die innigste Freundschaft zwischen den beiden, die nie aufgehört hat. Es traf sich schön, daß unsere zweite Taufe in die Zeit ihres Nürnberger Aufenthalts fiel; denn im August 1828 wurde uns eine zweite Tochter geschenkt, Malchen Baier war glückselig, das liebe, holdselige Kind bei der Taufe auf ihren Armen halten zu dürfen und ihm ihren Namen zu geben. Sie hat sich auch als treue Taufpatin des Kindes und als unsere wahre Freundin bis in das höchste Alter bewährt. Sie gehört zu denen,

auf deren Wiedersehen im Lande der Verklärung wir uns freuen.

Mit vieler Freude denke ich noch jetzt der Besuche, die ich von Rückersdorf aus in München bei meinen Schwiegereltern machte. Dies geschah gewöhnlich, wenn die Feste und die großen Kommunionen vorüber gegangen und eine Erholung auf einige Wochen für mich, wenn nicht notwendig, doch sehr erwünscht war. Diese Besuche wurden auf unerwartete Weise eingeleitet. Friedrich von Roth, damals noch Ministerialrat, bald nachher Präsident des Ober-Konsistoriums, hatte seine Nürnberger Verwandten mit seiner ganzen Familie besucht und, um meinem Schwiegervater eine Freude zu machen, lud er mich ein, mit ihm nach München zu fahren, was ich mit Dank annahm. Es war mir vom größten Wert, einige Tage lang in der Nähe dieses vortrefflichen Mannes zu sein, der mir als dem Schwiegersohn seines Freundes Schubert eine Güte erwies, die ich selbst auf keine Weise hatte verdienen können. Wie schön fand ich es in München! Meine Schwiegereltern fand ich in den ersten Jahren noch in dem alten München, in der Fürstenfelder Straße, wo Ringseis und Schelling neben ihnen wohnten und das Gebäude der Akademie mit den Sälen zu den Vorlesungen nahe war. Schubert und Schelling standen als akademische Lehrer auf der Höhe ihrer Wirksamkeit. Ihre Vorlesungen wurden damals immer von 3—400 Zuhörern mit großem Eifer gehört. Man faßte neue Hoffnungen für das Gedeihen der lernbegierigen Jugend des Landes. Während nun diese Männer mit andern an einem geistigen Bau für die Zukunft arbeiteten, waren Architekten beschäftigt, die Residenz des Königs zu erweitern und prachtvolle Gebäude für Skulpturen und Gemälde zu vollenden, und im Innern derselben schufen Männer wie Cornelius und Schnorr mit ihren Schülern Wandgemälde, die wohl von noch höherem Wert waren als die Pracht-

gebäude, denen sie zur Zierde dienen sollten. Was jetzt vollendet vor uns steht und Besuche aus allen Ländern herbeizieht, war damals im Werden. Es entstand neben dem alten München ein schöneres neues. Durch meinen Schwiegervater erlangte ich überall Zutritt, und ich empfing auf diese Weise Eindrücke einer ganz neuen Art, die mir nie wieder entschwunden sind. Ich weiß nicht, ob ich es sagen darf; aber das werdende München war mir viel anziehender als später das gewordene. Es war etwas Erhebendes, die großen Werke der Malerei und der Architektur entstehen zu sehen. Mit Cornelius, dem Oberhaupt und Vorbild der Maler, und mit Schnorr, der sich ihm angeschlossen hatte, ohne seine Selbständigkeit aufzugeben, stand mein Schwiegervater in einem freundschaftlichen Verhältnis. Daher kam es, daß ich diesen Männern näher trat und mit dem liebenswürdigen Schnorr, der mir schon im Alter, aber ebenso in evangelischer Gesinnung näher stand, durch das Band inniger Freundschaft verbunden wurde. So fand ich in München schon in den ersten Jahren viel mehr als ich erwartet hatte. Ein besonderer Reiz der Lage von München ist die Nähe des Gebirgs. Man hat nicht weit zu gehen, so erblickt man das Gebirg in weiter Ausdehnung; ich hatte das Hochgebirg noch nie gesehen. Wie erstaunte ich, als mir dieser Anblick sich eröffnete! Ich fand ihn noch erhabener als den des Meeres. Eine Fahrt auf dem See bei Starnberg mit dem Hintergrund der mächtigsten Häupter des Gebirges entzückte mich, und mein lieber Schwiegervater, der mich dahin gebracht hatte, teilte meine Freude.

Zwei Jahre nach einander war mir die Freude zu teil geworden, in der schönsten Jahreszeit einige Wochen in München zu verleben. Es bedurfte nicht der Ermahnung von Eltern und Freunden; ich wäre selbst nicht gern wieder gekommen, wenn ich nicht meine Selma mit den Kindern

hätte mitbringen können, um auch ihr zu zeigen, was mich so sehr ansprach. Im dritten Jahr kam ich also mit Frau und Kindern in der Fürstenfelder Gasse an, wo in der Wohnung der Eltern sich Raum genug für uns fand. Unsere Aufnahme hätte nicht freundlicher sein können. Selma, die noch etwas Jungfräuliches hatte und doch schon Mutter war, gewann den Eltern und den Freunden durch ihr bloßes Erscheinen die größte Zuneigung ab, zumal da sie von ihren lieblich aufblühenden Kindern, Agnes, die schon ihr zweites Jahr zurückgelegt und Malchen, die das erste noch nicht vollendet hatte, umgeben war. Was wäre auch schöner als eine solche Mutter, die ein Kind auf dem Arme trägt, indem sie ein anderes an der Hand führt! So war ich denn glücklicher als je im Hause der Eltern. Daß uns nur wenige Wochen vergönnt waren, that meiner Freude keinen Eintrag; denn ich dachte, diese beschränkte Zeit um so treuer für die Meinen zu benützen und dann froh zu meiner Gemeinde zurückzukehren. Aber es kam anders; mein kurzer Urlaub wurde von derselben Stelle, die mir ihn erteilt hatte, ohne meine Bitte und gegen meinen Wunsch auf ein Vierteljahr ausgedehnt. Die protestantische Gemeinde in München befand sich damals in einer eigenen Lage. Die Berufung der beiden für sie bestimmten Pfarrer, Böckh in Nürnberg, der zugleich die Würde eines Dekans bekommen sollte, und Edelmann, der zum zweiten Pfarrer bestimmt war, hatte eine unerwartete Schwierigkeit gefunden und der Antritt ihres Amtes zog sich viel länger, als man angenommen hatte, hinaus. Ein Vikar, wie brauchbar er auch sein mochte, konnte dem Bedürfnis nicht genügen. Die Kirchenbehörde hatte dem Mangel dadurch abzuhelfen gesucht, daß sie Bomhard von Augsburg, einen ausgezeichneten Geistlichen, einlud, herüber zu kommen und das protestantische Pfarramt einstweilen zu versehen. Er ließ sich bereit finden; meine Schwiegereltern

nahmen ihn gastfreundlich bei sich auf, und er versah die Geschäfte in der Hoffnung, bald wieder zu der Gemeinde St. Jakob in Augsburg zurückkehren zu dürfen. Aber da eine Woche nach der andern und auch die sechste Woche verging, ohne daß einer der für München bestimmten Geistlichen eintraf, entschloß er sich rasch, nach Augsburg zurückzukehren. Einen Tag nach seiner Abreise, die einer Flucht ganz ähnlich sah, traf ich in München ein, ohne zu ahnen, was mir bevorstand. Kaum war ich angekommen, so wurde mir schon die weitere Führung der bis dahin von Bomhard besorgten Geschäfte auferlegt. Die Einwendungen, die ich besonders wegen meiner eigenen Gemeinde, aber auch wegen meiner Familie erhob, wurden nicht anerkannt, und endlich wurde mir bedeutet, das Ober-Konsistorium, als die oberste Kirchenbehörde im Lande, habe das Recht, mich eine Zeit lang hier festzuhalten. Ich wußte dem nicht zu widersprechen und fügte mich, obwohl es mir außer allem andern noch besonders unangenehm war, daß ich meinen Schwiegereltern, die uns für einige Wochen mit so großer Freude aufgenommen hatten, länger zur Last fallen sollte. Aber sie selbst sahen es nicht ungern. Mein Schwiegervater ging in seiner Güte so weit, daß er mir sein Studierzimmer überließ und sich für die Zeit der Arbeit mit dem Zimmer im Gebäude der Akademie begnügte, das ihm als dem Konservator der naturgeschichtlichen Sammlungen zu Gebote stand. Schon in der nächsten Woche nach meiner Ankunft hatte ich die Geschäfte zu übernehmen. Es waren zuerst die Religionsstunden, die ich in dem Max-Josefs-Stifte in München und in der königlichen Erziehungsanstalt in Nymphenburg zu erteilen hatte, dann die Sonntagspredigten für die protestantische Gemeinde, die damals noch in der Residenz gehalten wurden; mit andern Geschäften hatte man mich verschont. Es waren Mädchen, meist von Adel, die ich in beiden Anstalten zu unterrichten hatte. Ich

fand sie ebenso wohl vorgebildet als an Ordnung und Aufmerksamkeit gewöhnt. Es machte mir daher nur Freude, sie in dem, was mir das Teuerste war, zu unterrichten. Das Max-Josefs-Stift, das damals noch in Anger war und davon auch das Anger-Institut hieß, konnte ich leicht erreichen. Nach Nymphenburg fuhr ich in einer Hofkutsche; es war aber gesorgt, daß ich mir darauf nichts einbilden konnte, denn mit mir fuhr jedesmal der Tanzlehrer. Die Vorbereitung auf meine Predigten machte mir viele Sorge. Nicht allein deshalb, weil ich zum Teil Zuhörer hatte, die hoch über mir standen und deren Urteil von bedeutendem Gewicht war, sondern weil ich ein vielleicht zu starkes Gefühl davon hatte, daß ich mich auf einem fremden, mir nicht zugehörenden Gebiete befand. Aber um so mehr bemühte ich mich, die göttliche Wahrheit so rein und kraftvoll als mir möglich war, zu verkündigen. Den Erfolg hatte ich, wie immer, dem anheimzustellen, dessen Wort ich verkündigte. Aber ich hatte die Freude, daß Männer, auf deren Urteil ich etwas gab, vor allen andern Friedrich Roth, der an der Spitze des Ober-Konsistoriums stand, mir ihre Zustimmung aussprachen. Mein Schwiegervater machte durch seine Vorlesungen auch auf die Begabteren unter seinen katholischen Zuhörern einen bedeutenden Eindruck, und manche von ihnen traten in ein näheres Verhältnis zu ihm. Mit diesen wurde ich denn auch bekannt, und das veranlaßte sie, meine Predigten zu hören und auch ihre Freunde darauf aufmerksam zu machen. Diese jungen Leute, denen man wohl viel Schlimmes über die Evangelischen und ihre Prediger gesagt haben mochte, fanden es nun ganz anders und wurden von dem Evangelium, das sie hörten, um so mehr angezogen, wovon ich jedoch keine Ahnung hatte. Ein junger, katholischer Theolog hatte mir auf mein Befragen mitgeteilt, daß er von dem hebräischen Alten Testamente nur wenige, besonders abgedruckte Bogen

gelesen habe. Ich bedauerte ihn, daß ihm diese Quelle der Erbauung verschlossen sei und fragte ihn, ob es ihm Freude machen werde, wenn ich ihm das Alte Testament in der Ursprache verschaffe. Er hob seine Hände auf und rief aus: „O, wenn Sie das thun wollten!“ Ich that es mit Hilfe des edlen Pinkerton, der im Dienste der britischen und allgemeinen ausländischen Bibelgesellschaft so viel geleistet hat und damals gerade München besuchte. Wohl sind viele Bibeln, die von dieser Gesellschaft verbreitet worden sind, mit großer Freude aufgenommen worden, aber kaum mit größerer als die hebräische, die ich dem jungen, katholischen Theologen überreichte. Pinkerton war ein vortrefflicher Mann, und es machte mir Freude, ihn bei Friedrich Roth, Schelling und andern Größen der protestantischen Gemeinde einzuführen.

Aber Woche verging auf Woche, und es war für mich immer noch keine Aussicht auf baldige Befreiung aus einer mir zwar nicht unlieben, aber doch durch einen, wenn auch freundlich gemeinten Zwang mir auferlegten Thätigkeit. Ich sehnte mich immer mehr nach der Gemeinde zurück, der ich eigentlich angehörte. Aber bei meiner Frau trat das Verlangen, bald wieder nach Hause zu kommen, mit noch größerer Entschiedenheit, zuweilen auch in Thränen hervor. Sobald man dies an maßgebender Stelle erfuhr, wurde auch die ersehnte Befreiung gewährt und wir kehrten mit neuer Liebe und Freude zu unserer Gemeinde, in unser liebes, stilles Pfarrhaus zurück.

Während meiner unfreiwilligen Abwesenheit war die Gemeinde nicht eigentlich verwaist gewesen. Mein lieber Nachbar in Behringersdorf hatte meine Stelle mit aller Treue vertreten und dafür gesorgt, daß die Sonntagsgottesdienste von befreundeten Kandidaten aus Nürnberg und Erlangen gehalten wurden. Wir empfingen auch Beweise der Liebe, als wir wiederkehrten, und besonders er-

freuten uns die Schulkinder, die uns mit Kränzen entgegenkamen. Aber es blieb mir nicht verborgen, daß meine Stellung zur Gemeinde eine gewisse Erschütterung erlitten hatte. Da meine Rückkehr sich so lange verzog, hatten Ungünstige sich verlauten lassen: „Da kann man sehen, wie viel dem Herrn Pfarrer an seiner Gemeinde liegt.“ Andere die sich einen solchen Verdacht gegen mich nicht erlaubt hätten, waren doch betroffen und gaben sich dem Gedanken hin, daß sie mich nicht mehr lange behalten würden. Ich empfand das sehr schmerzlich, und da ich fürchten mußte, meine Wirksamkeit werde von nun an gelähmt sein, so gab ich mir um so größere Mühe, der Gemeinde das Beste zu geben, was ich vermöchte. Auch ließ ich im Pfarrhause durch Maurer und Zimmerleute Verbesserungen, die ich schon länger gewünscht hatte, nun ohne Verzug auf meine eigenen Kosten vornehmen, um der Gemeinde zu zeigen, wie weit ich von dem Wunsche entfernt war, sie zu verlassen. So kamen wir wieder in das Geleise und die Arbeit ging wieder wie früher von statten.

Wenn nun die Arbeiten meines Berufes, wie billig, allem andern vorangingen, so blieb mir doch Zeit genug für meine weiteren Studien, die sich auf die Urkunden der göttlichen Offenbarung in ihrem ganzen Umfang bezogen. Die Studien für mein Amt bewegten sich vorzüglich auf neutestamentlichem Gebiete. Darauf bezog sich auch eine längere Beschäftigung mit Josephus, aus dem ich die Jüdische Geschichte vor Christus, dann auch die nachfolgende bis zur Zerstörung Jerusalems kennen lernte. Es ist die Geschichte eines in tiefes Verderben versunkenen, der römischen Weltmacht unterworfenen und zum Untergang reifenden Volkes. Die Erscheinung Jesu Christi bildet zu dieser Geschichte den größten Gegensatz, der sich denken läßt; doch ergiebt sich aus ihr manches zur Erläuterung des Einzelnen in den neutestamentlichen Schriften. Ich war nicht

abgeneigt, dies im Zusammenhang nachzuweisen. Aber ich war viel mehr darauf gerichtet, mich durch weiteres Studium selbst zu belehren, und so bedurfte es erst einer von außen an mich kommenden Aufforderung, um mich zur Abfassung einer kleinen Schrift über jenen Herodes, in dessen Zeit die Geburt Christi gefallen ist, zu bewegen! Das neue Testament stellt sich selbst als die Erfüllung des alten dar und nimmt auf dasselbe unaufhörlich Bezug. Davon ausgehend bestrebte ich mich, zu einer gründlichen Erkenntnis der alttestamentlichen Offenbarung zu gelangen. Die frühen Morgenstunden waren der Beschäftigung mit den Schriften des alten Testamentes, von der Mosaischen an, gewidmet. Gute, obwohl nicht genügende Dienste leisteten mir Rosenmüllers Scholien, sowie die geographischen Arbeiten dieses verdienstvollen Schriftstellers. Zum tieferen Verständnis der heiligen Geschichte konnte er mir nicht helfen, und dieses war es doch, woran mir vorzüglich gelegen war. Da aber Rosenmüller in seinen Scholien und Gesenius in seinen hebräischen Wörterbüchern, sowie in seinem Commentar über Jesaias ohne Unterlaß auf die arabische Sprache und Litteratur, als auf ein bedeutendes Hilfsmittel zum Verständnis der hebräischen Sprache hinweisen, so sah ich mich genötigt, auch dem Arabischen mein Studium zuzuwenden. Ich bekam hiezu ohne Mühe die in lateinischer Sprache verfaßte Grammatik von Erpenius-Schultens, der schon lehrreiche arabische Stücke mit lateinischer Übersetzung beigegeben sind, ferner die Grammatik von Tychsen und die bedeutendste von allen, die von Silvestre de Sacy, dem größten Kenner der orientalischen Sprachen. Nachdem ich mir aus diesen Werken das Nötigste angeeignet hatte, arbeitete ich mich durch des gelehrten Jahn Chrestomathia Arabica, die mit einem Lexikon versehen ist, nicht ohne Mühe hindurch. Darauf folgte die aus handschriftlichen Quellen geschöpfte, mit größter Sorgfalt verfaßte Chresto-

mathia Arabica des trefflichen Kosegarten, deren Verständnis durch ein musterhaftes Lexikon mir erleichtert, oder vielmehr erst möglich gemacht wurde. Endlich kam ich in den Besitz des Goliah; ein neueres lexikographisches Werk für die arabische Sprache war noch nicht erschienen. Da ich ihn hatte, schritt ich zu arabischen Werken, die nicht mit einem besonderen Lexikon versehen waren, zuerst zu Silvestre de Sacy's Chrestomathie Arabe, dann zu den Annalen von Abulfeda. Den Koran studierte ich in der Ausgabe von Masacci. Da ich zu gleicher Zeit im Studium der heiligen Schrift lebte und webte, so mußte mir der unermeßliche Abstand beider von einander um so mehr auffallen. Alle diese Studien hatten keinen andern Zweck, als mir zu gründlicherem Verständnis der Sprache der heiligen Schrift, vornehmlich des alten Testaments zu dienen. Aber was hilft es, wenn man immer Bausteine zusammenträgt und nie zum Gebrauch derselben kommt? In dieser Gefahr befand ich mich. Da empfing ich — Anfang 1831 — einen Besuch, der mir die ersehnte Hilfe brachte. Es war der Besuch meines Bruders Leopold, der nach mehrjähriger Abwesenheit aus Italien zurückkehrte. Ich sah mit freudiger Bewunderung zu ihm auf, während er mir von seinen Arbeiten in Venedig, Florenz und Rom erzählte. Aber er wollte auch wissen, was ich in meiner ländlichen Stille, in meiner Häuslichkeit, die ihm als eine idyllische erschien, neben dem Amt, das mir doch viel freie Zeit ließ, getrieben habe, und ich verhehlte ihm in brüderlichem Vertrauen auch nicht das Geringste. Ich stand ja zu ihm, als dem Ältesten, von Kindheit an in einem Verhältnis der Pietät. Daran hatte sich in so vielen Jahren nichts geändert. Einmal standen wir vor einem Bücherbrett, aus dem er de Wettes Kritik der Mosaischen Geschichte herausnahm. Indem er es durchblätterte und schnell begriff, worauf de Wette ausgehe, sagte ich: „Ich kann ihn wider-

legen.“ Ohne den Blick von dem Buche abzuwenden, antwortete er mir: „So thue es.“ Dieses Wort meines Bruders zündete in mir. Seit der schönen Feier in Bärenwalde hatten wir einander nicht wieder gesehen. Wir hatten darum viel mit einander zu sprechen und alles, was ich von ihm hörte, war mir lieb. Aber jenes Wort war das eigentliche Gastgeschenk, das er bei uns zurückließ.

Zu de Wette's Kritik nahm ich noch Vaters Commentar zum Pentateuch, der in demselben kritischen Sinne verfaßt ist, nach welchem dieses alte, ehrwürdige Werk, das in so vielen Jahrhunderten als ein zusammenhängendes gelesen und heilig gehalten worden, in eine Menge loser Fragmente zerfällt, die mit einander sogar in Widerspruch stehen. Es kam mir nicht in den Sinn, die Sache leicht zu nehmen. Ich folgte den Angriffen Schritt für Schritt, um einem jeden sein Recht zu thun. Indem ich mich damit beschäftigte, ging mir von Tage zu Tage ein helleres Licht über den Bauplan der Genesis auf. Ich hatte mich hinreichend mit orientalischer Geschichtsschreibung beschäftigt, um einzusehen, daß dieselbe nicht mit dem Maß des Abendlandes gemessen werden darf. So löſten sich mir die gegen den Zusammenhang erhobenen Einwürfe einer nach dem andern auf. Die Freude, die ich hiebei empfand, war groß und sie trieb mich an, in meiner Forschung eifrig fortzufahren und als es zur Darstellung kam, auch auf diese allen Fleiß zu verwenden. So entstand in den dreißiger Jahren der erste Band meiner Untersuchungen über den Pentateuch. Hatte mir nun die darauf sich beziehende Forschung, sowie die Ausarbeitung eine nicht geringe Freude gemacht, so wurde es mir um so schwerer, mit meiner Arbeit hervorzutreten. Mein Freund, Karl von Raumer, hat behauptet, er habe das Manuscript ohne mein Wissen an sich genommen und es dem Buchhändler Heyder in Erlangen übergeben, bei dem es dann auch erschienen ist.

Das geschah im Jahr 1833, das in mehrfacher Beziehung für uns bedeutend geworden ist.

Wir erlebten damals zuerst die Freude, daß uns ein zweiter Sohn geboren wurde. Aber dieses liebe Kind, schön, wie man die Engel zu bilden pflegt, war nicht für die Erde bestimmt; wir mußten es sterben sehen. Ich habe Nächte an der Wiege des kleinen Engels durchlebt, die zu meinen schwersten gehören. Denn ich konnte mich nicht hinein finden, daß der kleine Kranke, der unsere volle Liebe besaß, nicht wieder genesen sollte. Aber er genas nicht. Als er starb, war es uns beinahe, als stürben wir selbst; so lieb hatten wir unsern kleinen Sohn. Aber der Herr, der ihn uns gegeben, hatte ihn doch viel lieber als wir selbst. Unsere Liebe war doch nur ein schwaches Abbild von der Liebe Gottes. Da uns das auf das Herz fiel, empfingen wir einen himmlischen Trost, der mit der Zeit das trübe Gewölke unserer Betrübnis überwand und verscheuchte. Unsere etwas älteren Kinder, Agnes und Malchen, sagten: wir haben nun ein Brüderlein im Himmel, und die jüngeren, Heinrich und Pauline, glaubten es und sagten es ihnen nach. Heinrich, den der Großvater Schubert als den Erstgebornen des Hauses, wie er ihn nannte, mit besondrer Freude und Hoffnung willkommen hieß, hatte am 8. Mai 1830 das Licht der Welt erblickt. Er war ein ungewöhnlich großes, kräftiges Kind. Nach ihm kam Pauline am 18. Dezember des folgenden Jahres: ein feines, liebliches Kind, das, sobald es sich etwas entwickelte, viel Lebhaftigkeit zeigte, während Heinrich sich meist still und ernsthaft verhielt.

In denselben Sommer, in welchen das kurze Erdenleben unseres Hermann fiel, kam von der kirchlichen Oberbehörde die Anfrage an mich, ob ich bereit sei, bei der nahe bevorstehenden theologischen Aufnahmsprüfung mitzuwirken und neben andern Geschäften namentlich das Alte Testament

zu übernehmen. Ich freute mich darüber, ich möchte sagen, mit Zittern. Aber ich sagte nach einiger Überlegung zu. Nicht lange, so wurden mir die versiegelten Aufgaben zu den schriftlichen Arbeiten für das Alte Testament und für die Dogmengeschichte mitgeteilt, und als die Zeit der Prüfung näher rückte, folgten die Predigten der Kandidaten, die ich censieren sollte. Die Arbeit, die mir bevorstand, war groß; denn nicht weniger als 75 Kandidaten hatten sich angemeldet, und die Kommission bestand nur aus drei Mitgliedern. Das erste Mitglied war Dekan Burkhardt aus Würzburg, das zweite Dr. Fikenscher, Professor am Gymnasium in Nürnberg, der meine Berufung zu diesem Dienst veranlaßt hatte. Mit diesem machte ich die Reise nach Ansbach, und derselbe war es, der mich überall einführte und mir das Nötige über die Reihenfolge unserer Arbeit mitteilte. Ihm verdanke ich, daß ich mich nicht allzu fremd fühlte auf diesen Gewässern, die mancherlei Klippen und Untiefen hatten. Aber bald fand ich mich zurecht. Da lernte ich denn neben manchen schwachen auch nicht wenige wohl vorbereitete und begabte junge Männer kennen, in denen ich mit Freude die künftigen Arbeiter im Reiche Gottes sah. Das war die süße Frucht eines an sich mühseligen Geschäftes, das sich durch fünf Wochen hindurchzog. — Unter den Geistlichen der Stadt ragte Dekan Lehmus und Stadtpfarrer Götz hervor. Lehmus predigte das Wort Gottes mit großer Kraft und kämpfte gegen die Welt; Götz, der damals in seiner Blüte stand, suchte dieselbe anzuziehen und für das Evangelium zu gewinnen. Ich kam mit beiden in freundliche Berührung, und durch sie, namentlich durch Götz, mit andern trefflichen Männern, wie mit Elsperger, von Dobeneck und Gombart. Das war die angenehme Seite meines Aufenthaltes in Ansbach.

In dieser Zeit empfing ich einen Brief des Buchhändlers Heyder in Erlangen, der mich in Erstaunen versetzte. Er

schrieb mir, ich solle mich doch sogleich „an Seine Erlaucht, den Herrn Grafen von Giech in Thurnau“ wenden, der die Stelle eines Dekans und ersten Pfarrers daselbst zu vergeben habe. Ich solle ihn darum bitten, er werde sie mir verleihen. Auf einer meiner frühesten Wanderungen, die ich von Jena aus gemacht hatte, war ich mit meinem Freunde Schwarzenberg an Thurnau vorübergekommen. Daran erinnerte ich mich sehr wohl; aber von den dortigen Verhältnissen wußte ich nichts. Ich wußte nicht einmal, daß ein Graf Giech im Lande sei und begriff noch weniger, wie ich dazu kommen solle, ihn um Verleihung einer Stelle zu bitten. Während ich zweifelte, was ich zu thun habe, kamen mir meine Freunde zu Hilfe. Dr. Fikenscher drang in mich, die Sache nicht von der Hand zu weisen; die Verhältnisse in Thurnau seien sehr angenehm. Konsistorialrat Fuchs ermahnte mich in demselben Sinne; das Konsistorium werde mir ein Zeugnis geben, über das, wie er sagte, die Engel im Himmel sich freuen sollten. So wagte ich es denn und ließ eine Bittschrift mit dem versiegelten Zeugnis des Konsistoriums nach Thurnau abgehen. Mochte nun die Sache gelingen oder nicht, beides war mir recht; denn ich vertraute dem, der mich bis dahin geführt hatte.

Bald nachher gingen die Geschäfte der Prüfung zu Ende. Das Wiederkommen zu meiner Selma und meinen Kindern war eine Erquickung für mich und mit neuem Eifer gab ich mich den Arbeiten in der Gemeinde hin. Kaum hatte ich damit begonnen, als ein Brief des Grafen Giech bei mir eintraf, der mir seine große Geneigtheit, zugleich aber den Wunsch aussprach, ich möchte, sobald ich könne, kommen; ich solle unter seinem Dache wohnen. Das war mehr, als ich hatte erwarten können. Um so lieber folgte ich der gütigen Einladung.

Im gräflichen Schlosse fand ich eine Aufnahme, die nicht freundlicher hätte sein können. Der Graf hatte etwas

Ritterliches und war noch in voller Kraft. Seine Gemahlin, eine Tochter des berühmten Reichsfreiherrn von Stein, besaß die Gabe, das Gespräch auf eine für mich höchst angenehme Weise zu leiten, so daß bei mir kein Gefühl des Fremdseins aufkommen konnte. Ich fühlte mich wohl in diesem Kreise und gab mich ganz, wie ich war. Meine Hoffnung, nach einem oder zwei Tagen wieder abreisen zu dürfen, erfüllte sich nicht; denn der Graf wünschte, wie er sagte, mich der Gemeinde zu zeigen und forderte mich auf, am nächsten Sonntag zu predigen. Die Bibel, die ich mir zur Vorbereitung erbat, war einst von der Mutter der Gräfin gebraucht worden, von deren Hand die schönen Verse von Fräulein von Klettenberg, „Zuschrift von geliebten Händen“ u. s. w. hineingeschrieben waren. Aus dieser Bibel schöpfte ich die Predigt, mit der ich dann zum erstenmal vor diese Gemeinde trat. Kaum war ich aus der Kirche wieder in mein Zimmer getreten, so erschien der Graf und nannte mich seinen lieben Dekan. Später traten die Geistlichen der Nachbarschaft bei mir ein, um mich als ihren künftigen Vorstand zu begrüßen; auch eine Deputation der Gemeinde stellte sich mir vor. Es war mir fast zu viel.

Auch trat mir nun meine Gemeinde in Rückersdorf auf eine Weise vor die Augen, die mich mit Schmerz erfüllte. Ich konnte mich mit dem Gedanken, daß ich sie so bald schon verlassen solle, nicht befreunden und bat deshalb den Herrn Grafen, alles so einzuleiten, daß ich noch bis gegen Pfingsten bei meiner Gemeinde bleiben könne. Er sagte es mir zu und ich eilte nach Rückersdorf zurück.

Da empfand ich denn einen mächtigen Antrieb, an der Gemeinde noch zum guten Schluß mein Bestes zu thun. Früher hatte ich an ihr gearbeitet, ohne an eine Abberufung zu denken. Jetzt war die Zeit meines Wirkens genau bestimmt. Ich hatte noch eine geraume Zeit vor mir, es war die beste Zeit des Jahres für das geistliche Wirken noch

übrig; aber das Ende davon war doch schon festgesetzt. Das wirkte auf die Gemeinde wie auf mich selbst höchst segensreich. Was ich jetzt nicht that, das konnte von mir nicht nachgeholt werden; was die Gemeinde jetzt nicht von mir empfing, das konnte sie von mir auch nicht mehr empfangen. Aber nur um so schneller verging mir und der Gemeinde eine kostbare Zeit, und, ehe wir es meinten, war das Ende da. Die Gemeinde empfand es schmerzlich und erwies uns viel Liebe; ich selbst empfand es mit dem Gefühl der schweren Verantwortung, die auf mir lag, und das Bewußtsein, daß ich ein Schuldner der Gemeinde sei, hat mich nie verlassen. Bis nach Tennelohe bei Erlangen geleiteten uns die Vertreter der Gemeinde, unter denen einige von meinen vertrauteren Freunden waren. Mit Thränen reichten uns die Männer und wir ihnen die Hand zum Abschied. Die Kinder, die nicht recht begriffen, was jetzt vorging, waren doch betroffen. Wir aber fühlten nun erst den Schmerz der Trennung ganz. Keines von uns sprach ein Wort; fast ohne es zu merken, kamen wir durch den stundenlangen Wald und wir erschraken fast, als Erlangen schon vor uns lag. Bei unserer Stimmung, in welcher der Schmerz über einen unersetzlichen Verlust sich mit einem Gefühl der Bangigkeit vor dem, was uns erwartete, verband, war es die größte Wohlthat, daß wir bei so teuern, gleichgesinnten Freunden, wie unsere Raumer's waren, einkehren durften. Bei ihnen verweilten wir einen Tag. Unsere Agnes, das älteste von unsern Kindern, war in Rückersdorf am Wechselfieber erkrankt, eine Krankheit, die in den Niederungen der Pegnitz häufig vorkam. Sie hatte in Erlangen gerade ihren schweren Tag; aber der Arzt, Dr. Wollner, gab uns die tröstliche Versicherung, in dem Oberland, wohin wir uns auf dem Wege befanden, werde das Fieber sogleich verschwinden. Am folgenden Tage setzten wir unsere Reise fort, die uns über die wohl=

bekannten, schön gelegenen Orte Streitberg und Muggendorf nach Bayreuth führte.

Kaum waren wir eine Stunde über Bayreuth hinausgekommen, so wurden wir schon von den Vertretern der Thurnauer Gemeinde bewillkommt. Die Gegenden, durch die wir kamen, gefielen uns sehr, besonders der große Wald, durch den unser Weg immer mehr aufwärts führte. Als wir die Höhe erreicht hatten, erblickten wir das nahe Thurnau noch nicht, aber uns wurde ein schönerer Anblick gewährt; das waren die festlich geschmückten Schulkinder mit ihren Lehrern, die uns außerhalb des Ortes begrüßten. Ein Mägdlein im weißen Kleid überreichte mir mit freundlichen Worten einen Blumenkranz. Ich ließ den Wagen langsam fahren und ging im Geleite der Kinder in die neue Gemeinde hinein bis zu unserer Wohnung, wo der zweite Geistliche von Thurnau, Pfarrer Dost und der Senior Wolff von Limmersdorf uns erwarteten. Diese und die Vertreter der Gemeinde zeigten uns die schönen Räumlichkeiten, die wir von nun an bewohnen sollten, und die beiden Gärten, die dazu gehörten.

Nachdem das Nötige geordnet war, hätte ich gern mein Amt sogleich übernommen; aber ich mußte mehrere Wochen warten, bis mein Installator, der Konsistorialrat Gabler von Bayreuth, eintraf. Am Sonntag nach Himmelfahrt wurde ich von ihm für mein neues Amt als Dekan und erster Pfarrer von Thurnau feierlich verpflichtet und gesegnet, worauf ich die Antrittspredigt über die Worte hielt: „Dafür halte uns jedermann, nämlich für Christi Diener und Haushalter über die Geheimnisse Gottes.“ Denn es lag mir daran, der Gemeinde sogleich bei meinem Eintritt zu sagen, daß ich als Christi Diener in ihrer Mitte zu leben und zu wirken entschlossen sei, wozu ich mir ihr Vertrauen erbat. Nun stand mir mit der Gemeinde auch die Schule, die heranwachsende Gemeinde, offen, und bei dieser war

eine stätig fortschreitende Thätigkeit zu allererst möglich; nach dieser Seite wendete ich mich denn zuerst. Zu meiner Freude fand ich die Knaben und Mädchen nach ihrer Mehrzahl wohlbefähigt und geweckt. Noch größere Freude machte es mir, daß ich ohne Mühe Eingang bei ihnen fand. Den Unterricht der Konfirmanden, den ein anderer begonnen, hatte ich zu Ende zu führen; hiezu standen mir aber nur wenige Wochen zu Gebote. Ich konnte nur grundlegend verfahren und es war mir genug, das Bedürfnis des Heiles in den jungen Gemütern anzuregen. Hiebei gedenke ich einer Konfirmandin, die dem Unterricht eine besonders hingebende Teilnahme schenkte, als hätte sie ahnen können, wie wenig Zeit ihr vergönnt sei. Bald nach der Konfirmation wurde sie von einer Krankheit ergriffen, die ihr den Tod brachte.

Die neue Gemeinde war aus ganz andern Elementen zusammengesetzt als die Rückersdorfer, die zum größten Teil aus Bauern bestand. Es war eine Gemeinde fast nur aus Handwerkern verschiedener Art, darunter mehr als zwanzig Schuhmachermeister, die nur zum geringsten Teil in Thurnau ihre Nahrung fanden und deshalb die Märkte der näheren und ferneren Umgegend bezogen. Die Leute waren fleißig und zum Teil vorzüglich geschickt; dann gab es aber auch Arme in ziemlich großer Zahl. Einige von ihnen waren ganz unfähig zu irgend einer Arbeit und fielen der Armenpflege ganz zur Last, während andere wenigstens einer wöchentlichen Nachhilfe bedurften. Über der Gemeinde schwebte so zu sagen die gräfliche Herrschaft mit ihren Beamten. Da war eine Domanial-Kanzlei, an deren Spitze ein Kanzleirat, der später zum Direktor ernannt wurde, ein Rentbeamter, ein Spitalverwalter, vor allem auch ein gräflicher Herrschaftsrichter.

Die Gegend ist gegen Süden und Westen von Bergen umsäumt, auf dem höchsten Punkt das Neudorfer Lindlein.

Von dem Wald aus, durch den wir gekommen, befindet man sich auf einer Hochebene, auf der links in der Nähe des Waldes das stattliche Limmersdorf liegt. Auf einer Absenkung nach rechts liegt Thurnau, das man von dieser Seite nicht eher sieht, als bis man an den ersten Häusern ankommt. Auf der oberen Terrasse liegt das Dekanatshaus, an das sich eine Reihe von gleich gelegenen Häusern anschließt, zuletzt kommt eine Anzahl steinerne Stufen, auf denen man zur Kirche hinabsteigt, die mit dem Schlosse durch einen in der Höhe angebrachten, bedeckten Gang verbunden ist. Neben dem Dekanatshause senkt sich die Landstraße hinab, die immer tiefer liegende Häuser zur Seite hat, bis zum Marktplatz, der mit dem Schloß und einem Teile des dazu gehörigen Gartens im Thale liegt. Jenseits des Marktes erhebt sich das Terrain wieder, das noch zu Thurnau gehört; dort geht der Weg nach Kasendorf.

Das Schloß ist ein zum Teil sehr altertümliches Gebäude, zum Teil gehört es der neueren Zeit an. Das neueste war zu meiner Zeit das Eingangsthor; das ältere war einige Jahre zuvor abgebrannt. Es war im Jahre 1830 geschehen, zu einer Zeit, als die französische Julirevolution an mehreren Orten auch in Deutschland nachzitterte. Von dieser Bewegung wurde auch ein, zum Glück nur geringer Teil der Thurnauer Bevölkerung ergriffen und hätte Unruhen erregt. Damals entstand das Feuer, das leicht dem ganzen Schlosse und dann auch den benachbarten Gebäuden hätte gefährlich werden können; aber die Gefahr wurde durch die treue Beihilfe der Bürgerschaft abgewendet. Beim Löschen des Feuers war Graf Hermann selbst sehr thätig gewesen. War es die angreifende Erregung, mit der er das Schloß seiner Väter zu retten suchte, oder war es die Einwirkung des stark aufflammenden Feuers, genug, seit dieser Zeit litt der Graf an den Augen, die in späteren Jahren das Licht ganz verloren.

Es war mir eine große Freude, als der Graf mit seiner Gemahlin im Laufe des Sommers eintraf, um bis in den Spätherbst unter uns zu wohnen; während des Winters und Frühlings wohnte er in München. Früher war ich nur ihr Gast gewesen; jetzt war ich in der Gemeinde, für die sie sorgten, in voller Thätigkeit. Ich verhehlte ihnen nicht, wie fremd ich mich immer noch fühlte und wie wenig Eingang ich bei der Gemeinde bisher gefunden hatte. Sie zeigten sich darüber nicht verwundert, da sie die Leute aus längerer Erfahrung kannten. Es war aber ihr inniger Wunsch, daß es mir nach und nach gelingen möge, eine bessere Stimmung hervorzurufen. Damit hing es wohl zusammen, daß sie mir ihr Wohlwollen in so hohem Grade zeigten. Meine Predigten hatten in ihnen die eifrigsten Zuhörer, und dabei war die nächste Frage des Grafen jedesmal, wie der Vortrag, den er hörte, auf die Gemeinde wirken werde. Wenn er in dieser Hinsicht ein Bedenken hatte, so besprach er es ganz offen mit mir. Einmal hatte ich nach dem Evangelium von der Speisung die Frage des Herrn: „Woher nehmen wir Brot?" zum Mittelpunkt meiner Predigt gemacht und im ersten Teil ausgeführt, daß dies nicht die erste, nicht die wichtigste Frage sei. Das Evangelium selbst legte mir diese Bemerkung nahe, denn die Menge des Volkes, die ihm in die Wüste nachgefolgt war, kam ohne allen Zweifel, um ihn, den Herrn, zu sehen und zu hören. Aber da sie ihn gehört hatten und ohne seinen Beistand auf dem Wege verschmachtet wären, sorgte er für sie und bereitete ihnen ein Mahl in der Wüste. Meine Aufgabe war es, die mir anvertraute Gemeinde zu dem Herrn Christus zu führen, also zunächst ein höheres Bedürfnis in ihnen zu wecken, wobei ich nicht verschwieg, welche Verheißungen der Herr seinen Jüngern auch für dieses Leben gegeben hat. An demselben Tage noch ließ der Graf mich zu sich bitten. Er, dem die Gemeinde besser als mir bekannt war, fürchtete,

daß meine Predigt dahin verstanden werden könne, daß man nicht mit dem größten Fleiß danach trachten solle, sich und die Seinen mit seiner Hände Arbeit ehrlich zu ernähren, und bat mich, einer solchen Auffassung des Evangeliums mit allem Nachdruck entgegen zu arbeiten. Ich konnte in diesem Vorhalt nur seine treue Fürsorge für die Gemeinde, zu deren Besserung er mich erwählt und berufen hatte, und selbst für mich und meine Amtsführung erkennen und freute mich, an ihm einen so aufmerksamen Mitarbeiter zu haben. Später erfuhr ich, daß er mit seinen Beamten schon vorher über die Predigt gesprochen hatte, denen er nachher mit Freude erzählte, wie gut ich seine Bemerkung aufgenommen habe.

Ich war noch nicht lange im Amt, da langten Erlasse der Kreisregierung in Bayreuth bei mir an, welche teils Urteile über die vorjährigen Schulprüfungen im Thurnauer Inspektions-Bezirk, teils Weisungen für die Prüfungen, die ich bald vornehmen sollte, enthielten, und so säumte ich nicht, diesen Teil meiner Amtsführung in die Hand zu nehmen. Die Fahrt, die ich mit gräflichen Pferden nach den bestimmten Ortschaften machte, bot mir eine ebenso angenehme als belehrende Unterhaltung; denn ich hatte jedesmal den Herrschaftsrichter von Prieser zu meinem Begleiter, einen gebildeten Mann, der in Würzburg studiert und dort neben den juristischen Vorlesungen auch die philosophischen bei Professor Wagner mit vielem Eifer gehört hatte. Er war ein fleißiger Zuhörer von mir und zeigte mir ein wohlthuendes Vertrauen.

Ganz Oberfranken stand damals unter der unbestrittenen Herrschaft des Rationalismus; das galt auch von Thurnau. Man denke sich nun das seltsame Verhältnis, in welchem ich als Verkündiger des Evangeliums zu der Gemeinde stand. Der Grund, auf den ich bauen sollte, war nicht vorhanden, die Gemeinde stand mir ebenso fremd gegenüber, als ich

ihr. Sie wußte nicht, was sie aus mir machen sollte und was die Predigt, die ich ihr brachte, bedeute. Fiel es mir schwer, als ich diese Lage durchschaute, so war es auch der Gemeinde nicht zu verargen, daß sie an mir irre wurde. Die Anrufung des Namens Christi, mit der ich eine Predigt begann, befremdete sie auf das höchste, er setzte sie sogar in Schrecken; es kam ihr vor, als wäre ein Feind in ihre Mitte getreten, der ihren Glauben umzustürzen suche. Bei dem Grafen Giech und seiner Gemahlin, die mir gewogen waren und meine Predigtweise billigten, konnten sie sich nicht wohl beschweren; denn der Graf hatte ausdrücklich keinen Rationalisten, sondern einen im Glauben der Kirche stehenden Mann gewünscht. Man ergriff daher das verzweifelte Mittel, mich in einem damals sehr verbreiteten Blatt, das an den Grenzen von Oberfranken heraus kam, öffentlich anzugreifen. Jener Angriff war ganz im Sinne dieser Zeitung und wurde von ihr mit Freude aufgenommen. Es schien meinen Gegnern, als dürften sie nur das Verbrechen nennen, das ich begangen haben sollte, indem ich meinen Herrn Jesus Christus, den Herrn der Herrlichkeit, in einer Predigt vor aller Welt um seinen Segen und Beistand angefleht hatte, was von ihnen als das Predigen „neuer Götter“ angesehen wurde. Sie fanden leicht Gelegenheit, sich in demselben Sinn öfter über mich zu beschweren oder vielmehr mich anzuklagen. Ihrer Meinung nach hätte ich nun in derselben Zeitung auftreten und mich verantworten sollen, was der Anfang eines Federkrieges geworden wäre, bei dem ein Wort das andere gegeben hätte; aber ich antwortete auf diese Anklage nicht. Ich bekam jene Zeitung nie zu Gesicht, und als mir mitgeteilt wurde, was sie gegen mich gebracht haben, so war schon seitdem viel Zeit vergangen, und meine Gegner verirrten sich allmählich so weit, daß sie auch mein stilles Familienleben angriffen. Meine Frau hielt nämlich in ihrer

Wohnung mit mehreren Frauen aus der Gemeinde ein Missionskränzchen; das hatte ein neues Ärgernis gegeben und mußte deshalb öffentlich gerügt werden. Einer meiner Zuhörer, der alle meine Predigten hörte, machte sich ein Geschäft daraus, mich an Orten, die er für einflußreich hielt, zu verunglimpfen; so benützte er seine Besuche in Bayreuth dazu, demselben Mitglied des Konsistoriums, durch das ich in das Amt eingeführt war, Mitteilungen aus meinen neuesten Predigten zu machen, die er, bei demselben auf vollkommene Übereinstimmung hoffend, mit spöttischer Bemerkung begleitete. Diese und andere Erfahrungen derselben Art schlugen mich keineswegs nieder; sie dienten mir vielmehr zum kräftigen Antrieb, mein bestes an der Gemeinde zu thun und immer lichtvoller und eindringlicher zu predigen. Ich gehörte ja doch dieser Gemeinde, sie mochte beschaffen sein wie sie wollte, an, und hatte ich ihr doch bei meiner Einsetzung feierlich versprochen, alles an ihr zu thun, was in meinen Kräften stehen werde. Es konnte mir nicht in den Sinn kommen, diese Zusage brechen zu wollen. Wie es mein Amt verlangte, wendete ich mich mit besonderer Liebe der Schule zu, und ich hatte die beinahe unerwartete Freude, daß die Herzen der Knaben und Mädchen sich mir zuneigten und die göttliche Wahrheit, die ich ihnen zu bringen hatte, zuerst mit großer Aufmerksamkeit hörten und dann auch willig annahmen. So bildete sich zwischen ihnen, die ich als die künftige Gemeinde betrachtete, immer mehr ein nahes Verhältnis, das mich zu den besten Hoffnungen erweckte.

Ähnliche Erfahrungen machte ich bei den Kranken und Armen, die ich fleißig besuchte. Bei den Kranken wurde mir anfangs mitgeteilt, es sei etwas ganz Neues, daß der Geistliche sie besuche; man habe früher gemeint, derselbe werde bei solchen Besuchen die Leiden der Kranken mit sich nehmen und selbst zu erdulden haben. Ich sagte

ihnen, daß ich in meiner vorigen Gemeinde die Kranken mit besonderer Vorliebe besucht habe, ohne davon etwas Nachteiliges an mir oder den Meinen zu erfahren. Ich sei völlig entschlossen, dasselbe auch hier zu thun. So ließ man es geschehen, wobei man sich wohl über meinen Mut verwunderte. Ich benützte nun diese Besuche, um den Kranken an das Herz zu kommen und ihnen tröstliche Sprüche der heiligen Schrift und damit übereinstimmende Lieder mitzuteilen. Damals hatte mein Freund Karl von Raumer eine kleine Auswahl der vortrefflichsten älteren Lieder drucken lassen. Dieses kleine Buch, das um sehr geringen Preis zu haben war, kam mir außerordentlich erwünscht, und es begleitete mich an allen Krankenbetten. Der Eindruck, den die Lieder machten, war oft sehr erfreulich. Sie wünschten wohl, wenn es möglich wäre, auch ein solches Büchlein mit so schönen Trostliedern zu besitzen, und ich machte mir eine Freude daraus, allen, die diesen Wunsch aussprachen, das Büchlein zu schenken. So kam es, daß ich bei meinen späteren Besuchen dieses liebe Büchlein auf den Betten der Kranken liegen fand, und es lag mir um so näher, bald nach meinem Eintritt ein gutes, heilsames Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Mit solchen, die ein längeres Lager zu erdulden hatten, kam ich leicht in ein vertrauteres Verhältnis; sie betrachteten mich als ihren Freund, der gekommen sei und immer wieder komme, um ihrer Seele wohl zu thun. Ich denke sehr gerne an diese Besuche zurück, die für mich selbst ein großer Segen waren und mich über das, was ich sonst in der Gemeinde zu beklagen hatte, trösteten. Daneben begann ich auch, die ziemlich große Zahl der Armen aufzusuchen, sowohl um sie kennen zu lernen, als auch um zu erfahren, welche Art von Hilfe sie bedürften. Diesen Besuchen hatte ich viel zu verdanken, denn sie gewährten mir einen Einblick in den versäumtesten Teil der Gemeinde; ich lernte da Gemeinde-

glieder kennen, die sich seit langer oder kürzerer Zeit nicht mehr als solche betrachteten; ich entdeckte unter ihnen Leute, die sich seit 20 und mehr Jahren von der Kirche entfernt hatten, nach denen denn auch niemand sich umgesehen hatte. Sie kamen sich als vergessen und ganz verlassen vor, und in der That waren sie es bis dahin gewesen. Wenn ich nach den Gründen dieses Verhaltens forschte, so waren es ganz unzulässige und nichtige; der eine war in tiefe Armut versunken, aus der er nicht mehr empor zu kommen wußte, bei einem andern war es ein Streit, den er vor langen, langen Jahren mit einem der hiesigen Geistlichen gehabt hatte, der vielleicht seit geraumer Zeit nicht mehr am Leben war. Tiefe Unwissenheit in Sachen des Heiles fand ich bei den meisten, bei einigen aber zu gleicher Zeit Reste früher erworbener, gelehrter Kenntnisse, mit denen sie sich vor mir sehen ließen, obwohl sie mit ihrem armseligen Zustand in auffallendster Weise kontrastierten. So wurde ich einmal von einem Manne, der auf das Kümmerlichste bekleidet auf seinem Bette saß, in dem nur noch sehr zerriebenes Stroh vorhanden war, mit einer Frage aus der griechischen Grammatik überrascht, die er nur stellte, um mir zu zeigen, wie weit er es in der ehemaligen Rektoratsschule gebracht habe, von der damals auch junge Leute zur Universität abgegangen seien. Mich konnte das nur zu um so größerem Mitleid bewegen. Ich fand, wie sich denken läßt, an vielen Orten auch ganz einfache Verhältnisse, wo von gelehrter Prahlerei keine Rede sein konnte. Wie ich nun von Tag zu Tag in der Schule, unter den Kranken und Armen mein Amt ausrichtete, und jeden Sonntag der Gemeinde, die sich immer zahlreich um mich versammelte, das Wort des Heiles verkündigte, so verging das Jahr nicht, ohne daß sich die Stimmung gegen mich wesentlich veränderte. Ich erinnere mich, daß die Predigten am Weihnachtsfest, besonders aber die zum Jahresschluß, einen un-

gewöhnlich tiefen Eindruck machten, was meinem weiteren Wirken immer mehr zu gute kam.

Mein Bruder Leopold, dem ich diese Erfahrungen mitteilte, nahm von Herzen teil an meiner Freude, aber er bemerkte, ich möge nicht denken, daß ich den Widerstand gegen das Evangelium ganz und für immer überwunden habe, wie ich denn selbst auch nicht anders angenommen hatte. Selbst unter den Schullehrern hatte ich einen entschiedenen Gegner, der es sich zum Geschäft machte, unter seinen Schülern mein Wirken zu untergraben, indem er an jedem Montag meiner Predigt vom Sonntag widersprach; er ließ sie, wie ich zu spät erfuhr, Sätze schreiben, die den Inhalt meiner Predigt zu widerlegen und ihre Wirkung aufzuheben bestimmt waren. Derselbe Mann scheute sich nicht, mir in den monatlichen Konferenzen, die ich mit den Lehrern meines Distrikts hielt, offen und beharrlich zu widerstehen, was jedoch nur dazu diente, bei den übrigen Mitgliedern der Konferenz die Mißstimmung gegen ihn immer aufs neue zu wecken. Auch mit den Geistlichen meines Bezirks richtete ich bald nach meiner Ankunft monatliche Zusammenkünfte ein, die in meiner Wohnung gehalten wurden. Bis auf einen nahmen alle Geistliche meines Bezirks gerne daran teil; dieser eine aber hielt sich beharrlich fern und gab sich in jeder Weise als entschiedener Gegner von mir zu erkennen. Sogleich bei der ersten Synode, die ich der Ordnung gemäß, jedes Jahr einmal zu halten hatte, hielt er eine Predigt, in der er das Bekenntnis unserer Kirche mit aller möglichen Heftigkeit angriff und verwarf. Es traf sich, daß der Vortrag, mit dem ich die Synode zu eröffnen hatte, ohne alle Rücksicht auf diesen Mann, meine Freude über das Wiedererwachen des evangelischen Glaubens aussprach, wobei ich zugleich meiner Hoffnung Ausdruck gab, daß das evangelische Christentum, das bis jetzt so sehr angefochten worden sei, in kurzer Zeit über

alle seine Gegner siegen werde. Ich rühmte von unserer Zeit, daß sich ein reformatorischer Zug in ihr rege. So standen wir beide offen gegen einander da, nur mit dem Unterschied, daß ich fest zu meiner Kirche stand, während jener dieselbe ohne alle Scheu und Zurückhaltung bekämpfte. Erst später erfuhr ich, was den Zorn dieses Mannes gegen mich gereizt hatte. Es war nichts anderes, als mein ihm ganz unerwartetes Eintreten in diesen Kreis, an dessen Spitze er sich selbst als Dekan hatte stellen wollen. Nur notgedrungen erschien er bei den jährlichen Synoden, denen er schweigend und teilnahmlos beiwohnte. Daß er unseren monatlichen Konferenzen fern blieb, war für diese kein Schaden; denn nun schlossen sich die Geistlichen, die an ihnen teil nahmen, immer brüderlicher an einander und an mich an, so daß diese Zusammenkünfte für mich und für sie mehr und mehr zu Zeiten der Stärkung und der Erquickung wurden. Das war besonders der Fall, als infolge von Erledigung einiger Pfarrstellen befreundete und mit mir gleichgesinnte Männer in den Dekanats-Bezirk eintraten. Der erste von ihnen war Sigmund Bäumler aus Nürnberg, der sich als Erzieher August von Schadens ein anerkanntes Verdienst erworben hatte. Dann folgte Linde aus Regensburg, der als zweiter Pfarrer in Thurnau mein nächster Kollege wurde. Ferner Rupprecht aus Nürnberg, Berger aus Bayreuth, zuletzt auch noch mein Bruder Ernst, der auf mehrfaches, freundliches Zureden des Grafen Giech eine eben erledigte Pfarrstelle annahm. Mit diesen Männern, die ich alle als treu erkannte, trat ich je länger je mehr in das schönste Verhältnis. Wir standen alle auf demselben Grunde und arbeiteten jeder in seiner Gemeinde auf das gleiche Ziel hin. So entstand in den Konferenzen ein Austausch der gemachten Erfahrungen, der für alle höchst belehrend und anregend war. Da in jener Zeit die Gesinnung der einzelnen Dekane eine sehr verschiedene war,

und junge Männer, die das Evangelium von Christo mit aller Liebe im Herzen trugen, nicht wünschen konnten, unter einen Dekan gestellt zu werden, der der entgegengesetzten Gesinnung war, und von dem selbst ein feindliches Auftreten gegen die neuen Zeugen der Wahrheit erwartet werden konnte, so war es von seiten solcher junger Männer in der That ein Akt des Vertrauens, wenn sie danach strebten, unter die Aufsicht eines gläubigen Dekans gestellt zu werden. Daß dieses Vertrauen mir geschenkt wurde, gereichte mir zur größten Freude und bahnte einem brüderlichen Verhältnis zwischen den Geistlichen und mir den Weg. Das war um so erfreulicher, da die vorgeschriebenen Visitationen der Kirche und der Schule mich regelmäßig mit ihnen in amtliche Berührung brachten. Indem ich einen Blick that in ihre Amtsführung wie in ihre Familien, trat ich ihnen immer näher, und liebte und ehrte sie immer mehr als meine lieben Mitarbeiter im Reiche des Herrn. Wie ich ihnen vertraute, so vertrauten sie mir, und zogen mich bei den schwereren Fällen in ihrer Amtsführung oftmals zu Rate. Wo war nun die Anfeindung, die ich zu Anfang hatte erdulden müssen? Sie war verschwunden und von keiner Seite wurde ihrer mehr gedacht.

Da ich auch von Thurnau aus zu den theologischen Prüfungen in Ansbach zugezogen wurde, so erfuhr ich genau, wie es mit der Bildung der jungen Theologen stand. Das war mir eine große Freude, unter denselben solche zu finden, die besonders durch die treue Wirksamkeit Krafft's das Evangelium von Christo als das Wort der Wahrheit kennen gelernt und lieb gewonnen hatten. Ihre Zahl war gering, aber um so größer war meine Freude, daß doch immer einige der jungen Leute, die künftig das heilige Amt verwalten sollten, zur lebendigen Erkenntnis hindurch drangen.

Was mich aber den tiefsten Blick in den Zustand der Landeskirche thun ließ, das war die General-Synode vom

Jahre 1836, der ich als Deputierter meiner Diözese beizuwohnen hatte. Die bedeutendste Vorlage, die der Synode gemacht worden war, war der Entwurf einer neuen Agende. Bei den Beratungen über diesen Gegenstand wurde mir die Wichtigkeit dieser Synode sehr deutlich; ich bewunderte fast eine Versammlung, die man von Seiten der höchsten kirchlichen Stelle bei einer solchen Angelegenheit zu Rate zog. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich wahrnahm, wie dieser Rat von einzelnen erteilt wurde. Ein Geistlicher, der als Redner eingeschrieben war und in seiner Ordnung zum Wort kam, wollte den Agenden-Entwurf angreifen und zur Verwerfung beantragen; dabei verirrte er sich aber so weit, daß er den biblischen Gehalt des Entwurfs heftig angriff. Wer kennt und liebt nicht den 23sten Psalm, der mit den Worten beginnt: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln" ꝛc. Der Redner entblödete sich nicht, zu behaupten, dieser liebliche Psalm sei unerbaulich und für die Agende unbrauchbar. Er hob besonders die Stelle hervor: „Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein," und suchte sie lächerlich zu machen. Mich durchdrang ein wahrhaft heiliger Schreck, als ich diese und ähnliche Lästerungen hörte. Dann kam er auf ein Gebet, in welchem der dreieinige Gott angerufen wurde; er wollte behaupten, es sei fruchtbringender, vor der Gemeinde von dem Segen einer reichen Kartoffelernte zu reden, als von dem Geheimnis der heiligen Dreieinigkeit. Daß er die biblische Bezeichnung des bösen Feindes in der Agende nicht dulden wollte, verstand sich bei dieser Gesinnung von selbst. Ich hatte nicht für möglich gehalten, daß dergleichen vor einer evangelisch-lutherischen Landessynode, die unter dem Vorsitze eines der obersten Würdenträger der Kirche und sämtlicher Räte des Konsistoriums versammelt war, ausgesprochen werden könnte, und war auf das Tiefste betroffen. Schweigen wäre mir hier als Verrat erschienen, ich bat

daher sogleich ums Wort. Das war freilich dem gewöhnlichen Fortgang der Verhandlungen nicht angemessen, aber ich erhielt das Wort und wurde von dem Dirigenten aufgefordert, an das Rednerpult zu treten. Die vorausgehenden Redner hatten ihre Vorträge ausgearbeitet und lasen sie vor, ich dagegen war einem augenblicklichen Impulse gefolgt und brachte nichts an das Rednerpult mit, als ein Blättchen, auf welchem ich lediglich die stärksten Ausfälle des vorigen Redners notiert hatte. Auf diese bezog sich denn auch meine Antwort, die ich auf diese beispiellosen Angriffe mit aller gebührenden Erregung sprach. Ich will nicht verschweigen, daß ich hiebei der Überzeugung war, in dem Dienste meines Herrn zu stehen; ich schloß mit der Aufforderung an die ganze Synode, ihre Mißbilligung des fraglichen Vortrags mit allem Nachdruck auszusprechen. Im Fortgang der Verhandlung sprach jeder Deputierte sein Urteil über den Agenden-Entwurf aus, und hiebei nahm ich mit Freuden wahr, daß von einigen, es mochten ihrer sechs sein, mit voller Zustimmung auf meine Rede Bezug genommen wurde. So hatte der Kampf dazu gedient, bei Männern, die ich kaum dem Namen nach kannte, den Stand ihres Glaubens offenbar zu machen. Die namhaftesten unter ihnen waren die Dekane Ulrich in Schweinfurt, Meinel in Münchberg, Mayer in Rügheim, Rehm in Memmingen. Der liebe alte Rehm sagte: „Es ist mir, als befände ich mich auf dem Schiffe des Jonas, wo jeder seinen eigenen Gott anrief, was die größte Verwirrung hervorbrachte. Ich weiß kaum, auf welche Seite ich mich stellen soll, doch ja, ich weiß es, ich stelle mich auf die Seite des göttlichen Wortes, und mag keinen Anteil haben an den Angriffen gegen dasselbe, die vor unsern Ohren ausgesprochen wurden." Unser Gegner hatte in seinem Vortrag mit einer gewissen Entrüstung darüber gesprochen, daß in dem Agenden-Entwurf der Patriarch Abraham Vater genannt wurde; dies

ergriff Dekan Ulrich, der mit witziger Gebärde aussprach: „Es sei sehr erklärlich, daß der Gegner nichts von der Vaterschaft Abrahams wissen wolle, denn Abraham sei eben der Vater der Gläubigen.“ Nach diesen wenigen Worten, mit denen er einen tiefen Eindruck hervorgebracht hatte, setzte er sich nieder. Ich hatte diesen treuen Mann zuvor noch nie gesehen, nie gehört; aber mit den wenigen Worten, die er sprach, gewann er meine Freundschaft für immer. Dekan Mayer hatte als Synodal-Sekretär von meiner Rede so viel zu Papier gebracht, als ihm möglich war, er that mir den großen Dienst, alle Hauptsachen meiner Rede zu wiederholen, und da er das mit der vollsten Zustimmung that, sie aufs neue nachdrücklich hervorzuheben. Da ich nach beendigter Sitzung in mein Gasthaus zurückkehrte, um da Mittag zu halten, fand ich unter den Anwesenden auch den Gegner von diesem Vormittag; sobald ich ihn erblickt hatte, ging ich zu ihm hin und bat ihn, überzeugt zu sein, daß mein Auftreten durchaus nicht seiner Person, die ich übrigens in der Sitzung eben erst kennen gelernt hatte, gelte, sondern der Sache, die mir über alles gehe. Wir wollten also persönlich im Frieden mit einander umgehen. Meine Offenheit schien ihm Freude zu machen, aber er verhielt sich ganz schweigend, und verließ später ohne alles Aufsehen die Tischgesellschaft, zu der er bis dahin gehört hatte. Mit mehreren der werten Männer, die sich in der Synode als meine Gesinnungsgenossen zu erkennen gegeben hatten, hielt ich auch unser einfaches Frühstück gemeinsam; ich würde es kaum erwähnen, wenn mich meine Freunde, die mir von Tag zu Tag innerlich näher getreten waren, nicht gebeten hätten, sie an der Lesung neutestamentlicher Abschnitte, womit ich jeden Tag begann und weihte, teil nehmen zu lassen. Ich ging sehr gern darauf ein und brachte von da an mein griechisches Testament mit an den Frühstückstisch; das führte uns zu tiefer gehenden Gesprächen,

bei denen wir einander innerlich immer näher kamen. Ich habe mich dieser Gemeinschaft immer von Herzen gefreut und in viel späterer Zeit sind mir Spuren des Segens, der darauf ruhte, vor die Augen getreten.

Durch einen sogenannten Königs-Gottesdienst, dem die ganze Synode beiwohnte, wurden die Sitzungen derselben ein wenig unterbrochen. Der Prediger, ein junger Mann, der ein begeisterter Verehrer Schleiermachers war, trat mit jener berühmten Stelle der Pastoral-Briefe auf, in welcher der Apostel die Ermahnung giebt, vor allen Dingen zu thun: „Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, namentlich auch für die Obrigkeit, auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.“ Der Text war vortrefflich gewählt, wurde aber nicht ebenso vortrefflich angewendet. Der Prediger wollte nämlich nachweisen, daß das Beten zwar etwas Gutes und Heilsames, daß aber von einer Erhörung desselben keine Rede sein könne. Ich war sehr betrübt, dies mit der Synode anhören zu müssen. Bei der nächsten Sitzung kam vor, daß ein weltlicher Deputierter, ein namhafter Mann, indem er sein ungünstiges Urteil über den Agenden-Entwurf begründen wollte, auf jene Predigt Bezug nahm. „Wir haben,“ so sagte er, „ein Buch vor uns,“ wobei er es noch in die Hand nahm, „das ganz von Gebeten erfüllt ist; ich weiß nicht, wozu das dienen soll, da wir ja eben erst in einer geistvollen Predigt gehört haben, daß an eine Erhörung der Gebete nicht zu denken sei. Ist dem so, dann sehe ich nicht ein, warum der Entwurf uns vorgelegt worden ist, und ebensowenig, warum wir uns so ausführlich darüber aussprechen sollen; seiner Meinung nach sei der ganze Entwurf einfach abzulehnen.“ Ich hatte das mit Staunen, ja mit einem gewissen Entsetzen vernommen; aber sogleich war mein Entschluß gefaßt, mich noch an demselben Tage zu jenem Prediger zu begeben.

Ich kam zu ihm, nicht wie von oben her, sondern als ein teilnehmender Amtsbruder, der an sich selbst erfahren habe, was Glaubenskämpfe seien. Ich fand ihn in seiner Studierstube ganz allein, und so waren wir sogleich unter vier Augen vollkommen ungestört. Ohne Rückhalt sprach ich aus, wie seine Predigt auf mich gewirkt habe; er zog sich zu seiner Rechtfertigung auf eine philosophische Religionslehre zurück, ich dagegen blieb standhaft bei den so deutlichen Worten Christi über das Gebet und dessen Erhörung, die doch durch keine Philosophie und überhaupt durch nichts in der Welt umgestoßen werden könnten. Zuletzt bezog er sich auf seinen Predigttext, der doch nicht das Mindeste von einer Erhörung des Gebets enthalte. Hiedurch sah ich mich genötigt, aus den apostolischen Worten selbst nachzuweisen, wie sehr er im Irrtum sei. Da auch diese Nachweisung bei ihm keinen Eingang fand, obwohl er sie nicht schroff zurückwies, so verließ ich ihn mit betrübtem Herzen, aber nicht ohne das stille Flehen, daß es dem Herrn gefallen möge, ihm, wie er früher mir selbst gethan, die Augen zu öffnen. Seine Stimmung war, wie er mir später selbst mitteilte, eine ganz andere als die meine; er sei, wie er sich ausdrückte, völlig wütend gewesen, daß ich gewagt habe, ihm so entgegen zu treten; bis jetzt hatte er nichts als die größten Lobeserhebungen über seine Predigten gehört. Es gehört notwendig zu dieser kleinen Erzählung, daß ich etwas über den Ausgang beifüge. Dieser war so herrlich, daß er mich zur Bewunderung der Wege des Herrn erhob. Es waren nur wenige Wochen vergangen, die er auf einer Reise zu meinen Freunden in Nürnberg verwendet hatte, so stand der von vielen so sehr bewunderte Prediger auf seiner Kanzel und erklärte mit großer Offenheit, er werde thun, was er bisher leider versäumt habe, der Gemeinde in seinen Predigten Gottes Wort verkündigen. Die Sache machte, wie man denken kann, in der Gemeinde, die sich

seitdem zum Teil von ihm abwendete, auch in der ganzen Stadt und Umgegend, so weit der junge gefeierte Prediger bekannt geworden war, das größte Aufsehen; er aber ließ sich durch nichts abhalten, auf dem nun betretenen Wege weiter zu gehen. Welche Freude war es mir und den Meinen, als er uns im nächsten Jahre seine liebliche Braut zuführte, womit er durch die That zu erkennen gab, daß er in einem freund-brüderlichen Verhältnis zu mir stehen wolle. Ich verstand ihn sogleich und stimmte ihm fröhlich bei, das Andenken aber an jene Synode blieb bei mir für immer ein gesegnetes.

Es waren fast sieben Wochen vergangen, als ich nach Thurnau zurückkehrte; denn vor dem Beginn der Generalsynode war ich in Ansbach eine Reihe von Wochen als Mitglied der theologischen Prüfungskommission beschäftigt gewesen. Man denke nicht, daß ich in dieser Zeit meinem Amt und meiner Gemeinde fremd geworden wäre, ich kam durchaus mit keinem Nachlaß, sondern mit einem kräftigen Aufschwung des Eifers zurück und brannte, nachzuholen, was ich während einer so langen Abwesenheit nicht hatte thun können. Da war es nun sehr erfreulich, zu bemerken, daß ich der Gemeinde nicht fremd geworden war. Ich war ihr so zu sagen neu geworden, und die Predigten, die ich hielt, wurden mit sichtbarem Eifer gehört. Doch nicht bloß das; wenn eine Predigt besonders eindringlich gewesen war, so kamen Bürger aus der Gemeinde zu mir, um ihre Gedanken mir mitzuteilen und mich um weitere Belehrung zu bitten. So bildete sich ein Kreis von Männern, die sich an bestimmten Abenden der Woche regelmäßig bei mir versammelten und mir Gelegenheit boten, sie tiefer in das Verständnis der Schrift einzuführen, wobei ich die Freude hatte, daß die Männer gerne selbst das Wort ergriffen und sich über das, was sie gefaßt hatten, mit Offenheit aussprachen, so daß diese Abendstunden auch für mich selbst

sehr belehrend und anregend wurden. Ich darf nicht verschweigen, daß an einem andern Abend der Woche Frauen aus verschiedenen Ständen, unter Anführung meiner Frau, sich bei mir einfanden, denen ich dann auch ausgewählte Stellen der heiligen Schrift nach ihrem Bedürfnis auslegte, wobei sie mit ihren Antworten und Bemerkungen ebensowenig zurückhielten als die Männer. Es war für mich ein unschätzbarer Gewinn, daß ich auf diese Weise die Wirkungen meiner Predigten und den Stand der Erkenntnis in der Gemeinde immer mehr kennen lernte, was denn auf meine Predigt und selbst auf die Seelsorge nur heilsam zurückwirken konnte. An andern Abenden der Woche kamen die Konfirmanden abwechselnd mit den Konfirmandinnen zu mir; diesen erteilte ich keinen Unterricht, sondern wir sangen mit ihnen schöne Lieder, z. B. die elf Lieder von Layritz, die von den Kindern mit der größten Freude aufgenommen wurden; nach dem Gesang lasen wir mit ihnen gute, neuere Jugendschriften, die höchst anziehend auf sie wirkten. Eine ähnliche, freiere Unterhaltung fand auch an den Sonntagabenden statt, an denen die Sonntagsschüler abwechselnd mit den Sonntagsschülerinnen uns besuchten. Mein Verhältnis zur gräflichen Familie, die jedoch nur einen Teil des Sommers ihr Schloß bewohnte, blieb so erfreulich wie möglich. Ich würde eine Hauptsache vergessen, wenn ich nicht erwähnen wollte, wie treu sie mir halfen an der Gemeinde, besonders an den Armen zu arbeiten. Durch ihre Güte wurde eine Anstalt für kleine Kinder gestiftet, die unter der Frau Pfarrerin Kandler sehr schön aufblühte. Für arme Hausväter bewilligten sie Kartoffeläcker, die doppelt wertvoll waren, weil alle Ländereien von der Umgegend von Thurnau sich sämtlich im Besitze des Herrn Grafen befanden. Dabei war bestimmt, daß die Hausväter, die ihre Äcker am besten bestellt hatten, zur Belohnung und Aufmunterung einige Metzen Getreide bekommen sollten.

Die Armen waren sehr glücklich, in den Besitz des kleinen Feldes gekommen zu sein, das sie denn auch auf jede Weise nutzbar zu machen suchten. Ich hatte übrigens bei der Einrichtung dieser Sache nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden, denn es fehlte den Leuten anfangs ganz am Vertrauen; doch gelang es mir, dieses Vertrauen zu gewinnen. Auch legte die gräfliche Herrschaft eine Summe Geldes in meine Hände, wovon arme Handwerker durch passende Vorschüsse unterstützt wurden. Für die Kirche stiftete meine Frau ein kleines Kapital, dessen Ertrag dazu dienen sollte, daß jedesmal, wenn ich am Schluß des Gottesdienstes das „Vaterunser" betete, geläutet wurde, was wir bis dahin in Thurnau schmerzlich vermißt hatten. Auch gelang es mit Genehmigung der oberen Kirchenbehörde, die Liturgie, wie sie in Bayreuth und in dem ganzen Oberlande im Gebrauche war, mit einigen Verbesserungen einzuführen, was bei der Gemeinde die freudigste Teilnahme fand. Ferner gelang es mir, zur Erhöhung der Feierlichkeit bei gewissen Festen einen in Nürnberg gearbeiteten, vortrefflichen Kronleuchter anzuschaffen und der Kirche zu übergeben. Ich fand in der Gemeinde keinen Widerstand, und da sie sich nach und nach hatten überzeugen können, wie gut ich es mit ihr meine, so wurde mein Verhältnis immer besser und erfreulicher. Auf meine Predigten hatte das den größten Einfluß; schon bei der Vorbereitung auf dieselben (ich arbeitete sie immer vollständig aus) war es mir ganz anders zu Mute als früher, und in den Gottesdiensten sprach ich mit einer Freudigkeit, die ich vorher nicht gekannt hatte. Darum drangen die Predigten auch immer tiefer ein und fanden eine Aufnahme, die ich bis dahin nie hatte erwarten können. In dieser Zeit kam ein befreundeter Geistlicher meiner Diözese zu mir und bat mich, ihm die Predigten, von deren besonderer Eindringlichkeit er gehört hatte, zu zeigen. Da er sie zu seiner Erbauung und Förderung sehen wollte, so

versagte ich ihm seine Bitte nicht; es war dies ein Geistlicher, den ich schon früher hätte nennen sollen, denn er war mir nach meiner Berufung mit der größten Freundlichkeit entgegengekommen, und hatte seitdem in allen Fällen ein Vertrauen gezeigt, das mich beglückte. Es war Pfarrer Bachmann in Krögelstein. Im Gespräch mit ihm kam ich zu der Überzeugung, daß es gut sein werde, die Predigten drucken zu lassen. Da sie erschienen waren, schrieb mir mein Bruder Leopold: Diese Predigten würden mich früher oder später von Thurnau wegführen. In der That kam bald darauf durch meines Bruders Vermittlung von Berlin aus die Anfrage an mich, ob ich nicht bereit sein würde, eine am Wittenberger Seminar erledigte Stelle anzunehmen. Die Sache zerschlug sich wieder, da der zuerst gefragte Inspektor und Professor Schmieder an der Landesschule Pforta, der anfangs wegen der ihm nicht genügenden Einnahme Schwierigkeiten gemacht hatte, endlich doch zusagte und die Stelle annahm. Das hatte dann die weitere Folge, daß von Pforta aus durch Vermittlung meines Freundes, des Professors Jakobi, die Anfrage an mich gelangte, ob ich nicht die durch Schmieders Abgang erledigte Stelle annehmen wolle. Wenn man sich erinnern will, daß ich Pforta einst ganz eigenwillig verlassen hatte, worüber mein Gewissen noch immer nicht ruhig war, wird man begreifen, daß diese Anfrage den tiefsten Eindruck auf mich machte. Es war die Stelle eines Geistlichen und Religionslehrers der Anstalt, eine Stellung, die viel Anlockendes für mich hatte, zumal, da sie mir eine Einnahme in Aussicht stellte, die meinem Bedürfnis vollständig genügt hätte. Ich bewegte die Sache einige Wochen lang still im Herzen; endlich stand bei mir der Entschluß fest, auch diese Stelle nicht anzunehmen. Ich war mit zu starken Banden an das Land und an die Landeskirche gebunden; dies überwog bei mir, und ich habe es nie zu bereuen gehabt, obwohl

Freunde und mein Bruder Leopold mich sehr entschieden deshalb tadelten.

Unter den vielen und nicht leichten Arbeiten, die mein Amt als Pfarrer, Dekan, Distrikts-Schulinspektor mir auferlegte, ging meine Arbeit an den Untersuchungen über den Pentateuch, wenn auch zuweilen mit großen Unterbrechungen, im stillen immer weiter fort, was meinem Amt durchaus keinen Abbruch that. Im Gegenteil, ich fühlte mich durch diese Nebenbeschäftigung oft wahrhaft erhoben und zur Erfüllung meiner Berufspflichten gestärkt, wenn ich wahrnahm, wie heftig und gefährlich scheinende Angriffe auf den Pentateuch bei näherer Beleuchtung sich in ihrer Nichtigkeit zeigten. Es war ein eigenes Zusammentreffen, daß ich, als der Druck des zweiten Bandes meiner Untersuchungen im Verlage von Heyder beinahe vollendet war, ohne alles mein Zuthun und ohne eine vorherige Anfrage, zu der durch den frühen Tod des seligen Olshausen erledigten Stelle eines Professors der Theologie in Erlangen mit der Weisung ernannt wurde, dieselbe ohne allen Verzug anzutreten. Später hörte ich, daß König Ludwig meine Wahl entschieden habe; das königliche Oberkonsistorium hatte in seinem Berichte an die allerhöchste Stelle mehrere Geistliche des Landes namhaft gemacht und zu ihrer Empfehlung gesagt, was sie bisher geleistet hatten. Von mir wurde gesagt, daß ich ein Werk zur Verteidigung der Echtheit des Pentateuchs mit Glück begonnen habe. Dies war es, was dem König so gefiel, daß er ohne Bedenken meine Ernennung für Erlangen aussprach. Über die Berufung in das akademische Leben konnte ich mich nur herzlich freuen; aber es waren Umstände vorhanden, die doch manches sehr Bedenkliche hatten. Meine Stellung in Thurnau entsprach damals ganz meinen Wünschen und ließ für die Zukunft das Beste hoffen. Der Gedanke, mich davon losreißen zu sollen, war mir sehr schmerzlich, ich lebte und webte in der Gemeinde,

in der Kirche und in der Schule; dies aufzugeben gegen etwas, was mir doch ganz neu war und wovon ich nicht wußte, was es für mich in sich trüge, war mir sehr hart, besonders schwer fiel es mir, den Altar und die Kanzel verlassen zu sollen. Ja, vom Altar künftig ausgeschlossen zu sein, das war für mich etwas Finsteres, fast Unerträgliches. Dazu kam, daß die Besoldung, die mir geboten wurde, für die Verhältnisse in Erlangen viel zu gering erschien (1200 fl.). Und das war das Bedenken, das meiner Frau, die ohnehin nicht gern nach Erlangen ging und die als Pfarrfrau in der schönsten Thätigkeit sich befunden und vollkommen glücklich gefühlt hatte, das Weggehen von Thurnau im höchsten Grade erschwerte. Unsere Familie war schon ziemlich zahlreich geworden; Agnes, unsere Älteste, hatte schon das für die Konfirmation erforderliche Alter erreicht, Malchen und Pauline waren aufblühende Kinder von 12 und 8 Jahren, zwischen beiden stand Heinrich, ein außerordentlich kräftiger Knabe von 10 Jahren. Zu diesen Kindern, die wir schon mit uns nach Thurnau gebracht hatten, waren uns dort noch zwei geschenkt worden, Julchen den 6. Oktober 1834 und Johannes den 23. August 1836, beide wie ihre älteren Geschwister geistig und leiblich wohlbegabt und die besten Hoffnungen erregend. So trat die Familie in das Alter, wo sie immer zunehmendere Ausgaben veranlaßte, und es war der sorgsamen Mutter ein trüber Gedanke, daß die Einnahme, die uns in Aussicht gestellt war, durchaus unzureichend sein würde. Wenn es möglich gewesen wäre, die Berufung abzulehnen, hätte ich wohl daran gedacht; aber da der König sein eigenes, entscheidendes Wort eingesetzt hatte, so war es unmöglich. Die Gemeinde fühlte sich in gewisser Weise erhoben, daß sie erlebte, daß einer ihrer Geistlichen würdig befunden wurde, zum Professor der Theologie, also zum Lehren und Bilden der jüngeren Geistlichen ernannt zu werden; aber

der Gedanke an die Trennung fiel auch ihr sehr schwer. Graf Giech sah mein Scheiden sehr ungern; aber ich gab ihm die Versicherung, daß in der Diözese sich ein Geistlicher befinde, der das von mir begonnene Werk mit der größten Treue fortsetzen werde. Als diesen Geistlichen nannte ich ihm Sigmund Bäumler, damals Pfarrer in Berndorf, mit der Bitte, diesen und keinen andern zu meinem Nachfolger zu ernennen, worauf er denn auch einging. Die Trennung eines Geistlichen von einer Gemeinde, bei der er unter Jungen und Alten sechs Jahre hindurch mit aller Treue gearbeitet hat, ist eine schwere Sache. Sie bringt für beide Teile, die sich nun an einander gewöhnt hatten, einen wahren und großen Verlust, der doch eigentlich nie ersetzt werden kann. Die letzten Wochen brachten mir noch viele Arbeit, die unter beständigen Störungen aller Art gethan werden mußte. Wir erfuhren viel Liebe von der Gemeinde und des gerührten Abschiednehmens auf beiden Seiten war kein Ende. Auch aus der Ferne kamen befreundete Männer, die durch meine Predigten einen Segen empfangen zu haben glaubten und mir noch einmal ihre innige Dankbarkeit und Liebe aussprechen wollten. Einigen von ihnen bin ich noch näher getreten, als ich näher an ihren Wohnorten eine Anstellung fand. Einer von ihnen, Bock, ein Schmiedmeister aus Altenglos bei Bayreuth hat mir und den Meinigen, wo wir auch leben mochten, bis zu seinem Lebensende die treueste Freundschaft bewahrt und bleibt uns unvergeßlich. Auch von diesen Männern, die sich bei unsern Gottesdiensten, so oft es ihnen möglich war, als Gäste eingefunden hatten, worauf sie uns auch im Hause besuchten und von uns nun auch mit leiblicher Speise erquickt wurden, nahmen wir herzlichen, aber wehmütigen Abschied. Mein letzter Gottesdienst war ein besonders feierlicher, denn er war zugleich der Tag der Konfirmation. Die Konfirmanden begleiteten mich in festlichem Zuge zur Kirche. Meine letzte

Predigt hielt ich mit großer Bewegung. Ich legte in sie mein ganzes Herz und suchte es der Gemeinde noch einmal recht fühlbar zu machen, was ich bei ihr gewollt habe. Zuletzt trat ich, umringt von vielen Konfirmanden, unter denen unsere geliebte, älteste Tochter war, an den Altar und segnete sie ein, worauf sie zum erstenmal das heilige Abendmahl empfingen.

Ich wußte und empfand es tief, daß dies die letzte Konfirmationshandlung war, die mir zu vollziehen für mein ganzes Leben beschieden sein konnte. Der Abschied vom Altar und von meinem ganzen Amt fiel mir noch schwerer, als ich mir vorgestellt hatte. Wenige Tage darauf erfolgte mein Abzug von Thurnau; ich war umgeben von meiner Familie, die bis zu ihren jüngsten Gliedern den Ernst des Augenblicks mit empfand. Eine halbe Tagereise weit wurden wir von Gliedern der Gemeinde und Geistlichen unseres Bezirks geleitet; nach einem gemeinsamen Mittagsmahl schieden wir mit vielen Thränen von einander. Wie hätten wir diese Gemeinde, in der wir so viel Freude erlebt hatten, jemals vergessen können! In später Abendstunde hielten wir am Thore von Erlangen, wie ganz anders als in der früheren Gemeinde den Einzug. Aber auch hier fehlte nicht ein Segensgruß; eine freundliche Stimme fragte: „Das ist wohl der Herr Professor Ranke?“ dann wurde uns „Tausend Glück und Segen“ zu unserer Ankunft in Erlangen gewünscht. Wer der so freundlich Glückwünschende war, haben wir nie erfahren. In tiefe Gedanken versunken, wohl auch mit ernsten Besorgnissen erfüllt, waren wir angekommen, dieser freundliche Zuruf erweckte uns zu neuer Hoffnung.

Zehntes Kapitel.

Erlangen.

Bald sahen wir uns in dem befreundeten Raumer'schen Hause, wo wir mit der größten Freundlichkeit begrüßt und aufgenommen wurden. Es war uns beinahe zu bald, daß wir schon am ersten Abend mit mehreren Studenten in Berührung gebracht wurden. Meine Frau hatte Heimweh und mir war es auch nicht ganz wohl, daß ich sogleich als Professor auftreten sollte, nachdem ich so viele Jahre Geistlicher gewesen war. Am folgenden Tage machte ich die fürs erste nötigsten Besuche, bei dem Prorektor Stahl und bei den Professoren der Theologie, von denen ich recht gut, aber mit einer gewissen Reserve empfangen wurde, die mich befremden mußte. Doch einer der Herren, der mir nicht näher stand, gab mir offen den Grund davon an. Die theologische Fakultät hatte mich nicht in Antrag gebracht, sie hatte sogar Einwendungen gegen mich gemacht; als ich dennoch ernannt wurde, war sie betroffen und verstimmt. Diese Verstimmung, die zunächst der Staatsregierung galt, wendete sich in gemilderter Weise auch gegen mich. Alle waren überzeugt, daß ich nichts zur Sache gethan hatte, und daß ich ebenso gerne in Thurnau, wo ich auch ein besseres Einkommen hatte, geblieben wäre; aber ich war nicht persona grata bei ihnen. So wurde mir sogleich am ersten Morgen nach meiner Ankunft ein recht bitterer Wermutstropfen gereicht. Die allerfreundlichste Aufnahme erfuhr ich bei meinem aufrichtigen Freunde Krafft, der an den Angelegenheiten der Fakultät keinen Anteil hatte und mir rein als Freund und Bruder gegenüberstand. Da ich von meinen Besuchen gegen Mittag zurückkam, fand

ich, daß Karl von Raumer schon eine Wohnung für uns gefunden hatte, die, obwohl die Zimmer zum Teil viel zu groß waren, uns doch im ganzen recht wohl gefiel; doch war die Miete für unsere Einnahme viel zu teuer, und dies war der Punkt, wo die schon früher gehegten Besorgnisse meiner Frau eine festere Gestalt gewannen. Bei unserem Einzuge in die neue Wohnung war uns mein Bruder Ernst, der uns nach Erlangen begleitet hatte, gar sehr behilflich. Mit seinem treuen Beistand waren wir bald eingerichtet. Mir leistete er dadurch einen sehr großen Dienst, daß er meine Bibliothek in bester Ordnung aufstellte. Man erwartete von mir, daß ich meine Vorlesungen ohne Zögerung eröffnen würde. Die Aufgabe war sehr schwer, und wäre ich nicht in voller Manneskraft gestanden, so hätte ich sie nicht lösen können. Aber ich ging unverzagt an die Arbeit, die mir selbst die größte Freude machte, weil sie das zur Darstellung brachte, was ich seit Jahren in mir getragen hatte. Kaum waren acht Tage nach unserer Ankunft vergangen, als ich meine Vorlesung über die Entwicklungsgeschichte der göttlichen Offenbarung, die ich biblische Theologie nannte, vor einer ziemlich großen Anzahl von Zuhörern begann. Mein Vortrag schien auf die jungen Leute einen sehr guten Eindruck gemacht zu haben; denn, wohin ich an meinen weiteren Besuchen der Professoren kam, wünschte man mir Glück zu diesem Anfang. Mich selbst erfreute der Fortgang der Arbeit sehr, aber von meiner Familie war ich mehr getrennt als jemals zuvor. Ich hatte schon früher viel gearbeitet, aber so anhaltend und angestrengt wie jetzt, noch nie; denn, was ich heute vorbereitete, hatte ich schon am folgenden Morgen vorzutragen. Aber diese Arbeit war für mich selbst ein großer Segen, denn sie ließ mich jenen Wermutstropfen schnell verarbeiten und vergessen, und der hohe Gegenstand, mit dem ich früh und spät beschäftigt war, bot mir mit jedem

neuen Tage neue Fülle des Trostes und der Erhebung dar. Bald war ich so sehr in meine Aufgaben versenkt, daß mich das Äußere wenig oder nicht berührte. Unter meinen Zuhörern traten mir einige, die von meinen Vorträgen ergriffen waren, auch persönlich nahe, und das gab die Veranlassung, daß sich allmählich ein sehr gut besuchtes, regelmäßiges Kränzchen bei mir bildete, dem ich um so lieber jede Woche eine Abendstunde widmete, je mehr es für mich etwas Neues und Anziehendes war, die jungen Theologen von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und ihre Gedanken, sowie ihre Wünsche zu vernehmen. Zur Ehre Gottes muß ich es erwähnen, daß diese Abende für manchen unter diesen jungen Männern eine reiche Frucht brachten, wie sie mir später in Briefen dankbar mitteilten. Unter den Professoren blieb Krafft, mit dem ich jede Woche an einem Nachmittag einen Ausgang ins Freie machte, mein treuer Freund. Er betrachtete mich als seinen Bruder, ich aber blickte mit Verehrung zu ihm auf; außer ihm trat mir Professor Höffling, der als Pfarrer von St. Jobst bei Nürnberg mein lieber Nachbar gewesen war, besonders nahe. Auch mit ihm ging ich in einer bestimmten Stunde des Nachmittags, die sich zuweilen auf mehr als eine ausdehnte, ins Freie, wobei wir tief eingehende Gespräche hielten. Sehr viel Freude machte uns die Bekanntschaft mit Rückert, dem Dichter, und seiner Familie, von dem damals gerade eine Auswahl seiner Gedichte vorbereitet wurde, deren Ausführung ganz vortrefflich war. Jeden Sonntag Nachmittag waren wir bei ihnen mit Professor Kopp und seiner Familie zusammen. Kopp war Professor der Philologie, ein gründlicher Kenner des Aristoteles, weshalb man ihn wohl den kleinen Aristoteles genannt hat. Er war mit Rückert schon länger befreundet, ja vertraut. Da auch die Frauen einander lieb gewannen, so waren diese Sonntag-Nachmittage sehr angenehm und genußreich.

Rückert und Kopp waren Männer von vielseitigster Bildung, mit denen umzugehen eine Freude und ein wahrer Gewinn war. Beide, berühmte Mitglieder der Universität, standen doch, abgesehen von ihren Vorlesungen, ganz außerhalb derselben, und waren in ihre Angelegenheiten nicht im mindesten verflochten. Bei unsern alten Freunden Raumers nahmen wir an Singabenden teil, wobei vortreffliche Stücke der älteren Musik unter Mitwirkung gesangeskundiger Studenten geübt wurden. Auch machten sie uns zuweilen die Freude, uns zu sich einzuladen, wenn Fremde von Bedeutung, wie Bildhauer Rauch von Berlin, Tholuk von Halle ꝛc. bei ihnen zu Gaste waren. War nun meine Frau auf solche Weise in angenehmen Verhältnissen, so wollte es ihr doch in Erlangen immer weniger gefallen, und das Heimweh nach Thurnau oder vielmehr nach dem Berufe, den sie dort als thätige und geliebte Pfarrfrau gehabt hatte, verließ sie nicht, um so weniger, da ein nervöses Zahnweh sie fast ohne Aufhören peinigte. Nach dem Rate des Arztes wurde für sie ein Landaufenthalt in Streitberg beschlossen. Sie begab sich mit den zwei jüngsten Kindern, Julchen und Johannes, an diesen schönen, ihr von lang her wohl bekannten Ort, wo sie sich am Ersteigen der alten Burgruinen und an angenehmen Ausflügen in die schöne Umgegend ergötzte. Dieser Landaufenthalt that ihr wohl und sie kam erfrischt und ermutigt zurück. Das hier beschriebene Erlanger Leben blieb sich ziemlich gleich, nur daß zwei junge Frauen eintraten, die sich meiner Frau mit großer Liebe anschlossen. Es waren Lina v. Schaden, die Frau des jungen Philosophen aus Schellings Schule, der damals viel Aufsehen machte, und Bertha Thiersch, die Frau des damaligen Repetenten, später Professors Heinrich Thiersch, eines ausgezeichneten jungen Gelehrten, der Bedeutendes zu leisten versprach. Die beiden Männer stunden auch mir nahe, ebenso der Repetent Hoffmann, dessen

Freundschaft ich meinem Bruder Leopold verdankte, den er als seinen Lehrer in der Geschichte verehrte. Es ist derselbe Mann, der später einer der berühmtesten Theologen Deutschlands geworden ist. Die Herbstferien, die ich zum ersten Male genoß, gewährten uns, mir und der ganzen Familie, eine sehr angenehme Erholungszeit, die wir in dem schön gelegenen Buchau bei Thurnau verlebten. Dort war mein Bruder Ernst als Pfarrer angestellt; er hatte in seinem Hause Raum genug für uns und unmittelbar daneben, mit den vortrefflichsten Fruchtbäumen, einen großen Garten, in dem die Kinder sich tummeln konnten, und überdies eine Umgegend mit Berg und Thal, die kaum schöner hätte sein können. Dahin hatte er uns freundlich eingeladen und wir blieben bei ihm, bis unsere Ferien zu Ende gingen. Neu gestärkt kehrte ich zurück und ging sogleich an das Werk. Im Wintersemester las ich Dogmatik, mit der ich mich früh und spät beschäftigte. Meine Vorlesungen wurzelten in meiner Entwicklungsgeschichte der Offenbarung. Bei ihrer Ausarbeitung studierte ich mit großem Eifer die Loci des Martin Chemnitz, den wir als einen der hervorragendsten Väter der protestantischen Theologie und Kirche verehren. Sein Werk gewährte mir alle die Belehrung und Befestigung, die ich nur wünschen konnte. Neben der Dogmatik las ich auch die Geschichte derselben. Ich hatte sehr aufmerksame Zuhörer, die sich denn auch die Woche einmal in einer Abendstunde bei mir versammelten, um unter meiner Leitung die Loci Melanchthons zu lesen und zu besprechen. Da das Semester zu Ende ging, spürte ich erst recht, wie sehr ich mich im Laufe desselben angestrengt hatte. In meinem dritten Semester, dem Sommerhalbjahr 1841, las ich über die bedeutendsten Stellen des Pentateuch, von denen die Erklärung des Ganzen abhing. Schnell und gut ging der Sommer vorüber und für die Herbstferien waren wir von meinen Schwiegereltern

nach Pähl bei Weilheim eingeladen. Der Aufenthalt bei den Eltern war für uns und unsere Kinder, in der Nähe des Gebirgs, ausnehmend erfreulich. Da stellte sich auch mein Bruder Ernst ein, der sich einen Paß nach Italien hatte ausstellen lassen. Er war sehr voll von dem Gedanken, einen Blick nach Italien zu thun, und lud mich dringend ein, ihn zu begleiten. Auch einen Paß verschaffte er mir, und nun stand nichts mehr im Wege, die Reise anzutreten. Wir vereinigten unsere Mittel und brachten 100 fl. zusammen. Freudige Rührung ergriff mich, als mir beim Abschied meine sechsjährige Tochter Julchen einen Kreuzer, ihr einziges Besitztum, heimlich in die Hand drückte. So früh regte sich bei diesem Kinde der mütterliche Geist, den sie in ihrem späteren Leben so schön bewähren sollte. Ihr Geschenk begleitete mich auf unserer ganzen Reise und machte mir eine Freude, so oft ich daran dachte. Wir beide eng verbundene Brüder traten nun unsere Reise unter Gottes gnädigem Geleite an; wir wanderten zuerst dem Gebirge entgegen, dann tief in dasselbe hinein. Die Wanderung konnte nicht immer ohne Anstrengung sein, aber es war, als wenn das Entzücken, das wir beim Eindringen in die uns zum erstenmal geöffnete Gebirgswelt empfanden, dadurch nur erhöht würde. Auf den Rat zweier österreichischer Offiziere, die von Mailand zurückkamen und das Gebirge sehr genau kannten, gingen wir über Imst in das schöne Özthal hinein und stiegen über das Timpeljoch in das Passeyerthal hinüber. Auf der Höhe des Jochs verließ uns der Knecht, den wir von Sölten aus mit uns genommen hatten, mit der Behauptung, wir könnten auf der Seite in das Passeyerthhal hinab nicht mehr irren, obwohl ein dichter Nebel uns einhüllte, der nicht die mindeste Aussicht verstattete. Unsere Lage war nicht ohne Bedenken und wir wären trotz der Behauptung des falschen Führers ohne Zweifel in die Irre geraten, wenn nicht gerade im

rechten Augenblick eine alte Frau an uns vorüber gekommen wäre, die auf ihrem Rücken allerlei Obst in das Passeyerthal hinüber trug. Wir folgten der kleinen Frau, die uns wie ein Engel Gottes erschien, solange wir im Nebel zu gehen hatten. Da wir der Region des Nebels entgangen waren, sahen wir nun freilich einen guten Weg vor uns, der uns sicher in das Passeyerthal, da, wo es am einsamsten ist, hinab führte. Im Thale selbst konnten wir nicht irren, denn es bot nur für den kleinen Fluß, die Passer und für einen kleinen Fußsteig Raum. Bei einbrechender Dunkelheit kehrten wir in einem einzeln gelegenen Hause ein, wo man uns für die Nacht beherbergen wollte. Mit der Erquickung, die wir nach einem angestrengten Tagemarsch so sehr bedurften, hätte es schlimm genug ausgesehen, wenn nicht mein Bruder verstanden hätte, eine schmackhafte Weinsuppe zu kochen; nämlich Wein war auch in dem abgelegensten Orte des Gebirgs zu finden. So erquickten wir uns denn herrlich und suchten dann unsere Ruhe in hochaufgebauten Betten, deren Decken uns zu erdrücken drohten. Wir freuten uns an diesem Abend noch an dem Eifer, mit dem die Wirtsfamilie samt ihren Dienstboten wohl eine halbe Stunde lang ihre Gebete sprach. Ermüdet wie wir waren, schliefen wir sehr gut und nur eine verrückte Person, die gerade bei Nacht zu schreien pflegte, störte zuweilen unsere Ruhe. Am Mittag des folgenden Tages befanden wir uns im Sandwirtshaus bei St. Leonhard, wo alles uns an den edlen Sandwirt Andreas Hofer erinnerte. Die Nacht brachten wir in Meran zu, dessen Umgegend uns außerordentlich anzog; besonders war es das Schloß und Dorf Tyrol, dann weiter hin auf derselben Höhe liegend die kleine Kapelle zu St. Peter. Der Blick von da hinab in das Thal und auf die gegenüberliegenden Berge erschien mir als das Schönste und zugleich Erhabenste, was wir bis dahin gesehen hatten. Hier hätte ich mich gerne länger aufgehalten, aber

mein Bruder drängte nach Venedig, und so wanderten wir noch an demselben Tage den unvergleichlichen Weg nach Bozen; von da über das schön gelegene Kaltern. In Kaltern sahen wir die berühmt gewordene Kranke, Marie von Mörl, die sich im Zustande des Hellsehens zu befinden schien, in welchem sie die gottesdienstlichen Handlungen in der keineswegs nahe gelegenen, katholischen Kirche genau unterschied, so daß sie sich an denselben auf eine höchst auffallende Weise beteiligen konnte. Von da gingen wir nach Roveredo, Verona und nach Venedig. Die beiden zuletzt genannten Städte sind weltbekannt, ich will daher weiter nichts über sie sagen, als daß beide uns mit Bewunderung erfüllten, und daß sie uns unvergeßlich geblieben sind. Den Rückweg machten wir auf der vortrefflich angelegten und damals auch gepflegten Kaiser-Franzens-Straße, die uns nach Bruneken und Brixen führte. Dann gingen wir über den Brenner nach Pähl zurück, wo wir nach dreiwöchentlicher Wanderung zur Freude der Unsern wohlbehalten eintrafen. Nach einiger Zeit wurde beschlossen, daß meine Frau mit den Kindern, ohne München zu berühren, nach Erlangen zurückkehren, ich aber die Eltern nach München begleiten sollte. Es gelang mir, mit dem Minister von Abel zu sprechen und ihm mit Bezugnahme auf einige frühere Eingaben, in denen ich um eine Zulage gebeten hatte, näher darzulegen, daß ich ohne eine solche mit meiner zahlreichen Familie nicht werde bestehen können. Er entließ mich mit dem Bescheid, daß ich eine neue Eingabe einreichen sollte, in der ich ausdrücklich anzuerkennen hätte, daß ich eine Zulage nicht *fordern* könne. Die Erteilung derselben sei ein Werk der königlichen Gnade, deren Entscheidung ich abzuwarten hätte. Nicht sehr getröstet ging ich von dannen, worauf ich nach Erlangen zurückkehrte. Gestärkt durch die Ruhe in Pähl und besonders durch die schöne Gebirgsreise, begann ich mein viertes Semester, das ich zu Vorlesungen

über die Psalmen benützen wollte. Ich hatte den Psalmen, die ich sehr lieb hatte, seit längerer Zeit ein eingehendes Studium gewidmet und eine ziemliche Anzahl in das Deutsche übertragen. Fühlte ich mich nun auf diesem Gebiete besonders heimisch, so zeigten auch meine Zuhörer eine eifrige Teilnahme. Ich stand gerade bei der Erklärung des siebenten Psalms, als plötzlich, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, meine Ernennung zum Konsistorialrat in Bayreuth eintraf. Sie erregte bei allen großes Erstaunen, meine Familie freute sich auf eine Übersiedelung nach Bayreuth, ich selbst aber war davon auf das Schmerzlichste bewegt, ja nach meinem Gefühl fast tödlich getroffen. Doch mit Gott überwindet man alles, und ich folgte, wenn nicht freudig, so doch aufgerichteten Hauptes, dem Rufe an die neue Stelle, die ich nach der mir gewordenen Weisung mit dem 1. Dezember antrat, während meine Familie noch bis zum Neujahr in Erlangen blieb. Wie ich im Konsistorium angesehen und aufgenommen wurde, mag daraus entnommen werden, daß der Direktor Freudel mich in seiner Rede nicht ohne Schärfe ermahnte, mit dem Kollegium Frieden zu halten und alle Streitigkeiten zu vermeiden. Ich erwiderte mit gutem Gewissen, daß ich mit den friedlichsten Absichten gekommen sei, wovon man sich bald überzeugen werde.

Elftes Kapitel.

Bayreuth.

Gott hatte mir schon während meines Aufenthalts in Thurnau einen edlen Freund in Bayreuth geschenkt, Emil Wagner. Er besuchte uns, und wir ihn und seine liebenswürdige junge Frau. Einmal richtete ich meinen Besuch

so ein, daß ich vor dem Beginn des Nachmittags-Gottesdienstes eintraf; da hörte ich ihn in der großen schönen Stadtkirche zum erstenmal predigen. Die Predigt war eine der gewaltigsten, die ich je gehört. An diesem Tage wurde ich eigentlich erst sein inniger Freund, wie er der meinige. Da meine Ernennung für Bayreuth bekannt wurde, schrieb er mir einen Brief mit einer außerordentlich dringenden, ich möchte sagen, feurigen Einladung und Bitte, daß ich doch ja die Ernennung nicht ablehnen möge; das Bayreuther Land könne mich sehr notwendig brauchen. Dieser Brief hatte einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Sache, denn ich hörte nun völlig auf zu widerstreben. Ich kam also zur bestimmten Zeit und wurde vom Freund mit der denkbar größten Gastfreundschaft in sein Haus aufgenommen, das er damals als Witwer mit einem kleinen Sohne, den ihm seine selige Frau hinterlassen hatte, bewohnte. Seine Freude über meine Ankunft war vielleicht um so größer, da er zu dieser Zeit so einsam geworden war. Er hat mir nicht bloß im Anfange meines Bayreuther Lebens, sondern bis zuletzt die größten Dienste geleistet. Sein Bild ist in die Tafeln meiner Erinnerung als das eines der treuesten Freunde eingegraben, die ich jemals gehabt habe. Von meinem Eintritt in das Konsistorium habe ich schon etwas erwähnt. War der Anfang nicht eben einladend, nicht ermutigend für mich, so wurde es mir auch nicht so leicht, wie ich gedacht hatte, mich in die Geschäfte des Konsistoriums zu finden; da war mir mein Kollege Gabler unschätzbar. Dieser gutmütige und wohlwollende Mann, der bald gesehen hatte, daß ich nicht auf Streitigkeiten ausging, gab mir mit der größten Bereitwilligkeit jeden Aufschluß, den ich wünschen konnte. Es dauerte nicht lange, so hatte ich mich in die Geschäfte des Konsistoriums eingelebt, in denen ich bald ganz zu Hause war. Dankbar und froh verließ ich das Haus des Freundes, als meine Familie am

2. Januar 1842 in Bayreuth eintraf. Nun hatte ich nach der vorübergehenden Unruhe, die das Einräumen und die Einrichtung unserer Wohnung machte, ein eigenes liebes Heim bei meiner Frau und meinen Kindern. Es war alles neu; aber die Hauptsache war doch die alte und wohl bekannte, so daß wir uns in der neuen Lage bald recht wohl fühlten. Mir blieb nur der dringende Wunsch, von Zeit zu Zeit predigen zu dürfen, da die Arbeit im Konsistorium mich doch nicht befriedigen konnte. Kollege Gabler ging auf meinen Wunsch, ihn zuweilen mit einer Predigt vertreten zu dürfen (denn er hatte die Würde eines Hauptpredigers), nicht ein. Er war in Bayreuth sehr beliebt und die Kirche war überfüllt, wenn er zu predigen hatte. Da kam mir der Gedanke, ob nicht der hochbejahrte Dekan Blumröder, der immer noch alle seine Predigten selbst hielt, ohne sich je vertreten zu lassen, zu bewegen wäre, mir eine Anzahl Predigten, die auf ihn trafen, abzutreten. Nach mehrfacher Weigerung, die aber nur darauf beruhte, daß der Konsistorialrat doch nicht Vikar des Dekans sein könne, ging er unter Vermittelung meines Freundes Wagner darauf ein. Zu meiner nicht geringen Verwunderung schickte er mir das Verzeichnis aller der Predigten, die er im Jahr zu halten hatte und ließ mir sagen, ich möge nun die Predigten auswählen, die ich zu übernehmen wünsche. Nur die Festpredigten behielt er sich vor, mit einziger Ausnahme des Karfreitags, den er mir ganz überließ. Meine Auswahl traf ich so, daß ich alle drei Wochen einmal zu predigen hatte. Den Karfreitag übernahm ich mit besonderer Freude. Da es nun zur Ausführung kommen sollte, bemerkte ich nicht ohne einen gewissen Schrecken, daß die Ausarbeitung der Predigten viel weniger gut von statten ging als früher. Die Geschäfte im Konsistorium waren der Thätigkeit eines Predigers nicht von fern gleichartig. Ich fand, daß sie etwas Erkältendes und Ausdörrendes hatten; aber zurücktreten

konnte und wollte ich nicht. Da ich zum erstenmal auf der Kanzel stand und eine sehr zahlreiche Versammlung vor mir sah, fühlte ich mich zu Anfang etwas befangen; aber bald machte sich die früher erworbene Übung geltend, und ich konnte mit großer Freiheit und Freimütigkeit sprechen. Der Eindruck, den die Predigt hervorbrachte, war, wie ich bald erfuhr, sehr gut, so daß viele den Wunsch laut werden ließen, ich möchte doch die Kanzel öfter besteigen. Von nun an wurden die Predigten für mich selbst und für meine Zuhörer eine Quelle der Erbauung und Belehrung. Meine Stellung in der Stadt war dadurch eine ganz neue geworden, und wie ich oft genug wahrnehmen durfte, eine sehr erfreuliche. Für die häusliche Geselligkeit fehlte es uns von Anfang an nicht an Freunden. Wagner machte uns mit den Familien bekannt, mit denen er in einem freundlichen Verhältnis stand. Unter diesen ragten zwei als besonders liebenswürdig hervor, von Greyerz und von Podewils; dieselben nahmen uns mit einer Herzlichkeit auf, die uns wahrhaft beglückte. Wir hatten sehr zu bedauern, daß die Familie Greyerz Bayreuth verließ und in die Schweiz, woher sie stammte, zurückkehrte. Mit Freund Wagner unterhielten wir einen lebhaften Verkehr, regelmäßig kam er Sonntag Abend zu uns. Er war sehr liebenswürdig im Umgang, und wir freuten uns auf den Abend, wo wir ihn erwarten durften. Mit der neueren deutschen Litteratur war er ganz vertraut, und er verstand es, uns und unseren älteren Töchtern eine Auswahl aus derselben auf anziehende Weise vorzulesen. Kaum hatte er sich bei uns eingelebt, so kam Pfarrer Layritz als Stiftsprediger nach St. Georgen; er wohnte uns nahe genug, um uns fleißig zu besuchen, und bald war er der zweite ständige Gast am Sonntag Abend. Er hatte ein schönes Talent für Musik, namentlich für Gesang, wodurch unsere lieben Abende noch verschönert wurden. Durch unsere Freundschaft mit der Familie

Rückert in Erlangen kamen wir mit dem Bruder der Frau Rückert, dem Rittmeister von Fischer und seiner edlen Frau, eine geborene von Bülow, in nähere Berührung. Auch sie stellte sich gerne von Zeit zu Zeit bei unsern Sonntagsabenden ein. Eine hochgebildete und christlich angeregte Stiftsdame, Christiane von Stein, Tochter der Freundin Göthes, kam selbst mit der Bitte zu uns, sie in unsern Kreis für diese Abende aufzunehmen, was wir auch mit Freuden thaten. Konsistorialrat von Dobenek, den ich in Ansbach schon lieb gewonnen hatte, wurde nach seinem Wunsche als Regierungsrat nach Bayreuth versetzt, und schloß sich uns und unsern Freunden mit großer Herzlichkeit an. Von da an wechselten die Sonntagsabende zwischen Dobeneks, die auch unsere Freunde zu sich mit einluden, und uns. Wir erinnern uns noch gern der ernsten Gespräche, die da geführt wurden. Nicht alle standen auf der gleichen Stufe der Erkenntnis; aber sie waren alle der Wahrheit zugeneigt und benützten jede Gelegenheit, um in der Erkenntnis derselben zu wachsen. Eine besondere Freude machte es mir, als ich die Landleute als Bewohner der hiesigen Umgegend wieder fand, die einst meine Gottesdienste in Thurnau so eifrig besucht hatten, von denen mehrere mir auch persönlich nahe getreten waren. Wie damals in Thurnau, so wurden sie nun auch in Bayreuth meine fleißigen Zuhörer, worauf sie wohl auch nach Beendigung des Gottesdienstes einen Besuch in meiner Wohnung folgen ließen; um so mehr fühlten wir uns hier heimisch. Ich segne noch das Andenken an diese lieben Männer, von denen einige schon entschlafen sind.

Während ich nun in bester Thätigkeit war, kam eine Unterbrechung, eine Krankheit, von der man zu Anfang nicht absehen konnte, wie lange sie andauern könnte. Sogleich als ich erkrankte, ließ mir mein Arzt viel Blut nehmen, in der Nähe des Hinterkopfes. Ich wußte nicht, was mir

fehlte; aber bald zeigte es sich, daß die eine Hälfte meines Gesichts stark verschoben war, und daß der Wille über diesen Teil nichts mehr vermochte. Als der Arzt die schärfsten Mittel anwendete, um die Verunstaltung zu heben, kam das Gerücht in Umlauf, ich sei vom Schlage getroffen und liege schwer erkrankt danieder. Ich darf vermuten, daß der Arzt diesem Gerüchte keineswegs fern stand, obwohl er mir selbst nie etwas von einem Schlaganfall sagte. Auf mich machte das Gerücht einen nicht geringen Eindruck; denn es erinnerte mich daran, daß mein seliger Vater in seinem Alter mehreremale solche Anfälle gehabt hatte, die ihn jedesmal sehr schwächten. Doch war zwischen uns beiden ein großer Unterschied; denn ich befand mich in den Jahren der besten Kraft, und hatte mit einziger Ausnahme jenes Falles in meiner Kindheit nie an Krankheit zu leiden gehabt. Nach einiger Zeit erlaubte mir der Arzt, das Bett zu verlassen und Besuche anzunehmen, bei denen ich zu meiner Freude wahrnahm, daß meine geistige Kraft nicht im mindesten geschwächt war. Das war namentlich der Fall, als mich von München aus ein junger Schotte besuchte, der eine staunenswerte Vertrautheit mit der Bibel zu erkennen gab, freilich ohne den Grundtext zu kennen. Es war der nachher als Irvingianer bekannt gewordene Caird. Wenn er nun diese seine Stellung zu Irving verbarg, so brachte er doch im Gespräch mit mir (er war mehrere Wochen unser Gast) eine höchst sonderbare Auffassung biblischer Weissagungen an den Tag. Dies bewog mich, an der Hand des hebräischen Textes, die Reihe der Weissagungen, wie sie im Anfange des ersten Buchs Mose gegeben sind, durchzusprechen. Hiebei fand sich aber zwischen seiner oder vielmehr Irvings Ansicht und dem einfachen, unverdrehten Wortlaut der heiligen Schrift ein solcher Widerspruch, daß ich bald einsah, auf diesem Gebiete lasse sich nicht mit ihm weiter kommen. Aber unsere theologischen Gespräche wurden

hiedurch nicht abgebrochen. Es war mir sehr anziehend, von einem Augenzeugen, der nicht lange erst aus England herüber gekommen war, etwas Näheres über den so berühmt gewordenen Dr. Pusey, Professor in Oxford, zu hören. Ebenso teilte er mir über Irvings Persönlichkeit, sowie über seine Thätigkeit in der Gemeinde vieles mit, was mir damals noch unbekannt gewesen war. Im Umgange war er sehr liebenswürdig; er wurde bald ein Liebling aller unserer Kinder, die er mit seinem anziehenden Gesang schottischer Lieder und andern Dingen zu unterhalten wußte. Ich hatte fünf volle Wochen das Haus nicht verlassen dürfen; während dieser Zeit glaubte ich von ferne zu sehen, wie sich mein Schreibtisch im Konsistorium mit Akten, die ich zu bearbeiten hatte, bedeckte, was mich mit einem gelinden Schauder erfüllte. Erwartungsvoll machte ich mich auf den Weg; aber wie hatte ich zu erstaunen, als mein Schreibtisch ganz frei von Akten war. Das war ein Werk meines freundlichen Kollegen Gabler, der alle Arbeiten, die in jenen fünf Wochen auf mich trafen, selbst erledigt hatte. So trat ich mit Dank und neuer Hoffnung in meine Arbeit wieder ein. Bald darauf wurde ich durch die Geburt meines jüngsten Sohnes erfreut. Da es so weit war, daß der kleine liebe Ankömmling mir und den Kindern gezeigt werden konnte, fanden wir ihn in der Mitte eines runden Tisches liegend, den wir umstanden. Während wir alle unserer Freude Ausdruck gaben, brachte der liebe Sohn seine Händchen zusammen und faltete sie wie zum Gebet, und sah uns alle nach einander an. Wir waren hocherfreut darüber, da diese gefalteten Hände uns den künftigen Theologen anzudeuten schienen. Bei der Taufe, die nach unserem Wunsche Freund Emil Wagner vollzog, empfing er neben andern Namen auch den Namen Friedrich, mit dem wir ihn seitdem immer genannt haben, wie er denn auch unter allen Begegnissen seines Lebens sich als reich an

Frieden und als ein Kind des Friedens gezeigt hat. Bei dieser Festlichkeit habe ich zum erstenmal nach meiner Krankheit wieder einige Worte vor einer kleinen Versammlung gesprochen, wobei mein Bruder Ernst an meiner Seite stand.

Bayreuth lag damals auf der Straße vom Norden Deutschlands in den Süden; das brachte uns viele liebe Besuche. Daß es gleichgesinnte Männer waren, die uns aufsuchten, bedarf kaum der Erwähnung. Es war damals noch unter den christgläubigen Menschen aus den verschiedenen Ländern die Zeit der ersten Liebe. Wie haben wir uns über die edlen Nordländer gefreut, die nicht an uns vorüber gingen, die Norweger Hauke und Dittrichson, beide Theologen, ersterer ein Sohn des bekannten Bauern Hauke. Sehr erfreulich war uns der Besuch von Bischof Ritschl aus Stettin mit seiner Frau; er war uns zwar nur dem Namen nach bekannt, aber er konnte sich bei uns mit den Worten einführen, daß er alle meine Geschwister kenne und liebe. Mein teurer Freund Ernst Frank von der Insel Rügen und Kosegarten aus Greifswald überraschten uns. Daß der berühmte Kirchenhistoriker August Neander aus Berlin mich hier aufsuchte, gab mir eine frohe Erregung auf lange Zeit. Unvergeßlich ist mir, wie bedeutungsvoll er mich fragte: „Sie predigen doch hier?“ Da ich antwortete: „Ich habe hier kein Predigtamt;“ wiederholte er mit vertrauensvollem Ernste: „Aber Sie predigen doch?“ Wie froh war ich, daß ich diese Frage des teuren Mannes bejahen konnte. Unser beiderseitiger Jugendfreund Pastor Adolph Zahn mit seiner Cleopha, geb. Schlatter, mit Schwägerin und Kindern, die aus der Schweiz zurückkehrten und zunächst von unsern Eltern in München kamen, ebenso Maßmann mit seiner lieben Frau und Kindern, befanden sich auf dem Weg nach Berlin. Ein großer Gewinn war es für uns, daß wir unsere Kinder, die Töchter sowie den ältesten Sohn in gute Unterrichtsanstalten bringen konnten. Das Gymnasium war

damals trefflich geleitet von Rektor Held, Heinrich war in der Lateinschule, welche die vorbereitenden Klassen des Gymnasiums in sich schloß, gut untergebracht. Für die Töchter war im Thaumeder'schen Institut vortrefflich gesorgt; den englischen Unterricht der Töchter übernahm unsere teure Freundin Christiane v. Stein. Bei ihr hielt sich eine junge Nichte auf, Luise v. Stein, die zu uns, besonders zu unsern Töchtern, in ein sehr freundliches Verhältnis trat.

In Bayreuth hatte ich in der That die Erhöhung der Besoldung, die ich mir bei jener Durchreise durch München von dem Minister erbat; sie war erwünscht, aber sie trug keineswegs zu meiner Zufriedenheit bei, da sie an meine Versetzung aus dem akademischen Leben in die Konsistorialgeschäfte geknüpft war. So viel Gutes uns in Bayreuth geschenkt wurde, so kam ich doch nie ganz von einem Heimweh nach der Thätigkeit als Professor der Theologie los; oft war es so stark, daß meine Gesundheit darunter litt und ein Gefühl der Schwäche über mich kam, das mir meine Arbeiten sehr erschwerte. Wir hatten einen vortrefflichen Arzt, aber er konnte nicht finden, worin meine Krankheit eigentlich bestehe, und sagen konnte ich es auch nicht. Im Jahre 1845 wurde ich plötzlich aus meiner trüben Stimmung gerissen durch meine vollkommen unerwartete Ernennung zum Konsistorialrat und Hauptprediger in Ansbach. Gleichzeitig wurde mein Kollege Gabler in das Oberkonsistorium in München berufen, was ihm aber so wenig Freude machte, daß er mich mehrmals beinahe flehentlich bat, ich möchte mich um die Münchener Stelle bewerben. Seine Vorstellung in München und seine Bitten, ihn in der liebgewordenen Stellung in Bayreuth zu lassen, fanden kein Gehör. Die Erledigung meiner bisherigen Stelle und die Wiederbesetzung derselben mit dem Professor A. Harleß in Erlangen, hatte einen stark politischen Anstrich. Die Kniebeugungs-Ordre, nach welcher auch die protestantischen Soldaten wie die ka-

tholischen vor der Monstranz, wenn sie vorüber getragen wurde, niederknieen sollten, hatte die Protestanten des ganzen Landes in die größte Aufregung versetzt und bei jeder Gelegenheit wurde gegen sie gekämpft. Der Hauptkampfplatz war auf dem Landtag, wo der Deputierte der Universität Erlangen, Professor Harleß, am schärfsten und gewaltigsten seine Stimme gegen die Staatsregierung erhob. Der Minister Abel, mit dessen Beirat jene Ordre gegeben war, betrachtete jeden Gegner derselben als seinen persönlichen Feind; sein Haß traf vor allen den genannten Vorkämpfer der Protestanten, und er glaubte ihn nicht tiefer verletzen zu können, als wenn er ihn von der Universität, dessen größte Zierde er war, gänzlich entfernte. So wurde er plötzlich zum Konsistorialrat in Bayreuth ernannt, und damit hier Platz für ihn würde, wurde ich nach Ansbach befördert, womit eine namhafte Verbesserung meines Einkommens verbunden war. Das Losreißen von den teuren Freunden, die uns in Bayreuth geschenkt worden waren, wurde beiden Teilen sehr schwer. In der Mitte des Mai reisten wir ab in zwei vollen Kutschen und einem Einspänner, und wir hatten die große Freude, daß eine uns sehr teure Familie bis Muggendorf uns geleitete. Wir freuten uns noch zusammen an der Lieblichkeit der Gegend, dem Wäschenfelder Thal und Riesenburg, und blieben dann noch einige Stunden in Muggendorf; dann wendeten sich unsere Wege, wir fuhren nach Erlangen, sie nach Bayreuth zurück. Wir wußten, daß unser teurer Freund Krafft todkrank darniederlag, aber wir sehnten uns, ihn noch einmal zu sehen und seine Segenswünsche für den neuen Wirkungskreis zu empfangen; dies war der Grund, weshalb wir den Umweg über Erlangen machten. Die erste Frage, die wir in Erlangen thaten, war nach dem Befinden des geliebten Freundes; die Antwort war, daß er vor wenigen Stunden verschieden sei. Das hinderte uns aber nicht, uns sogleich in das teure

Trauerhaus zu begeben, wo wir die liebe Schwester des Entschlafenen, Lubeka Krafft, fanden. Sie war als Christin gefaßt und führte uns in die Stube, wo der teure Entschlafene lag.

Lubeka erzählte uns von der Krankheit und den letzten Äußerungen ihres Bruders, aus denen man sah, wie streng er am Ende seines Lebens mit sich ins Gericht ging. So hatten wir doch noch etwas von einem Abschiedssegen des unvergeßlichen Freundes. Am folgenden Tage fuhren wir mit unserer Schar über Fürth weiter. In der Nähe dieser Stadt sahen wir, welche Zerstörung die sonst so ruhige Pegnitz an den Wiesen und Brücken angerichtet hatte. Auf einem Umweg erreichten wir die Landstraße, die von Nürnberg nach Ansbach führt.

Zwölftes Kapitel.

Ansbach.

Auf der Anhöhe, von wo sich der Blick in das freundliche Thal von Ansbach eröffnet, erwartete uns ein lieber Freund, Pfarrer Hornung, und geleitete uns in sein Haus, wo wir alle Unterkunft fanden. Er hatte uns ein kleines Haus vor der Stadt, auf dem Wege nach Feuchtwangen, gemietet, mit großem Garten und ganz freiliegend. Bald zogen wir in unsere liebe eigene Wohnung ein, und trotz des Schneegestöbers am 18. Mai gefiel sie uns sehr. Es war hinreichender Raum darinnen für uns alle, und der große Hof und Garten, sowie die schöne Aussicht nach dem Dornberg hin, erregte auch bei unsern Kindern viel Freude.

Heinrich wurde dem Gymnasium anvertraut, das unter der Direktion Elspergers einen sehr guten Namen hatte, die beiden jüngeren Töchter wurden zu Hause von ihrer Schwester unterrichtet, was um so besser gelang, als nicht lange nach unserer Ankunft eine junge Französin, Adine Cusin, unsere liebe Hausgenossin wurde. Sie war Lehrerin am Töchter-Institut, hatte aber nicht genug Gehalt, um sich selbst zu erhalten, und so gingen wir auf die Bitte lieber Erlanger Freunde ein, sie unentgeltlich aufzunehmen. Sie war uns von Anfang an lieb und wurde uns in der Reihe von 6—7 Jahren wie eine eigene Tochter. In spätern Jahren ging sie von uns in weite Ferne, aber das nahe Verhältnis zwischen ihr und uns ist unverändert geblieben. Meine Stellung im Konsistorium war hier bedeutender als in Bayreuth; denn als geistlicher Konsistorialrat hatte ich zugleich das Amt eines Hauptpredigers zu verwalten, womit verbunden war, daß ich je am dritten Sonntag und an allen hohen Festen in einer der beiden Stadtkirchen zu predigen hatte, während der erste geistliche Rat dasselbe Geschäft in der andern Kirche vollzog. Hatte ich in Bayreuth freiwillig fast ebenso oft gepredigt, nur mit Ausnahme der hohen Feste, die der Dekan sich vorbehielt, so war es mir doch vom größten Werte, daß ich in Ansbach nicht etwa die Erlaubnis mir zu erbitten hatte, von Zeit zu Zeit zu predigen, sondern durch mein Amt dazu verpflichtet war. Außerdem hatte meine jetzige Stellung vor der früheren den Vorzug, daß bei dem Konsistorium in Ansbach die beiden theologischen Prüfungen, sowohl zur Aufnahme unter die Kandidaten als zur Anstellung im Pfarramt, abzuhalten waren. Mit der Aufnahms-Prüfung war ich durch vieljährige Übung als Examinator vertraut genug; die Anstellungs-Prüfung war mir etwas ganz Neues und sehr Erfreuliches. Diese Prüfungen machten mich mit allen Kandidaten unserer Landeskirche nach ihrer Persönlichkeit

und nach dem Stande ihrer theologischen Ausbildung bekannt, was mir für mein Amt von hohem Werte war. Lernte ich doch auf solche Weise die jungen Männer, die für die Kirche etwas zu leisten versprachen, auf das Genaueste kennen. Auch traten mir bei den Prüfungen manche der jungen Männer so nahe, daß ein bleibendes Verhältnis daraus entstand. Aber so lieb mir meine Stellung an sich war, so fand ich doch eine Schwierigkeit, von der ich bekennen muß, daß ich sie in einer langen Reihe von Jahren nicht überwinden konnte. Diese Schwierigkeit bot ein älterer Kollege, der es sehr schwer nahm, daß ein so viel jüngerer Mann an seine Seite gestellt würde, der überdies von einer ganz andern Gesinnung war als er selbst. Obwohl ich nun von anderer Seite um so mehr Freundlichkeit erfuhr, so wurde es mir doch nicht leicht, mich in das angedeutete Verhältnis zu finden, zumal da ich etwas Ähnliches noch nicht erfahren hatte. Glücklicherweise waren die Geschäfte zwischen uns sehr genau verteilt. Auch hatte ich die große Freude, daß durch das Vertrauen, welches mir die übrigen Mitglieder des Konsistoriums schenkten, der üble Wille, den ich von einer Seite erfuhr, meiner Wirksamkeit keinen Abbruch that. Unter den besonders tüchtigen, jungen Männern, welche mir bei der Prüfung entgegengetreten waren, befand sich August Wiesinger, der, früher Inspektor am Alumnäum des Gymnasiums Ansbach, auf der Universität Erlangen als Repetent für die alt- und neutestamentliche Exegese verwendet war. Bald nach der Prüfung hatte er Gelegenheit gehabt, unsere beiden älteren Töchter, die sich bei einer Freundin in Erlangen mehrere Tage aufhielten, oft zu sehen, und schon vierzehn Tage später kam er nach Ansbach und warb um unsere älteste Tochter Agnes, die wir ihm mit vollem Vertrauen zusagten. Mit dieser Verlobung trat eine neue Zeit für unsere Familie ein. Der Bräutigam, der sich in der Zeit der Ferien fleißig bei uns einfand,

wurde uns und unsern Kindern immer mehr ein teurer Sohn und Bruder. Die Verlobten, die ihre baldige Vereinigung wünschten, wurden jedoch sehr im Warten geübt, da Wiesinger erst im Jahre 1848 die anmutig gelegene Pfarrstelle in Untermagerbein im Ries erhielt. Im Jahre 1847 war unser ältester Sohn Heinrich auf die Universität Erlangen abgegangen, im Herbst des folgenden Jahrs, also in einer sehr bedenklichen Zeit, bezog er die Universität Berlin. In derselben Zeit verlobte sich unsere zweite Tochter Malchen mit dem Professor Helferich in Tübingen, der uns von seiner frühesten Jugend an bekannt und lieb gewesen war. Die Bewegungen mancher Art in der Familie dauerten nun fort; die Söhne studierten, die Töchter verheirateten sich, Enkel wurden geboren, unser ältester Sohn Heinrich ging nach London, später in die Krim und in den Orient. Auf seine dringende Bitte habe ich ihn im Jahre 1854 in London besucht, wo er mich auf die angenehmste Weise mit seinen Freunden und näheren Bekannten in Verbindung brachte. Ich sah die Merkwürdigkeiten Londons, wozu mir ein geborener Ansbacher, Herr Pfister, sehr behilflich war, und zuletzt, von meinem Sohne geleitet, die schöne Insel Wight, die mich vielfach an die liebe Insel Rügen erinnerte. Zwei Jahre später, nachdem er aus dem Orient zurückgekehrt war, rief er mich wieder, um ihn mit seiner geliebten Braut, Luise Tiarks, zu trauen. Diese Reise und die Besuche bei meinen verheirateten Töchtern waren Zeiten der Erquickung für mich. Auch sonst, wie viele Freude und Erquickung mancher Art liegen in den 21 Jahren in Ansbach.

Die Bureau-Arbeiten waren ziemlich anstrengend und boten selten etwas Erfreuliches dar; sie wurden sehr angenehm unterbrochen durch auswärtige Geschäfte, durch Einweihungen von neuerbauten Kirchen, durch Einsetzungen neu angestellter Dekane, und ganz besonders durch die jährlich

wiederkehrenden Visitationsreisen, die ich lieber Besuchsreisen nennen möchte. Diese erstreckten sich nach und nach über alle Teile des Konsistorialbezirks. Ich ging aus, um die Brüder im Amt in ihrer Thätigkeit zu beobachten und sowohl sie selbst als ihre Gemeinden näher kennen zu lernen. Ich kann nicht sagen, wie viel Freude und Anregung des Geistes ich auf diesen Reisen empfangen habe. Wohl traf ich auch zuweilen schwache Geistliche, die der Ermunterung oder auch Zurechtweisung gar sehr bedurften; aber ich fand auch viele recht treue und aufrichtige Männer, die sich den Dienst des Herrn wahrhaft angelegen sein ließen. Mit ihnen persönlich zu verkehren und die wichtigsten Teile des Amtes durchzusprechen, war mir eine große Freude, und ich kehrte gewöhnlich von solchen Reisen, auf denen mir die Gnade des Herrn, deren ich ja täglich und stündlich bedurfte, besonders nahe war, leiblich und geistig gestärkt zu den Meinen zurück. So habe ich durch 21 Jahre alle Dekanate und die große Mehrzahl der einzelnen Pfarreien besucht. Zu den Pfarreien, die ich mehrmals besuchte, gehörte Neuendettelsau im Dekanat Windsbach. Dort wirkte Pfarrer Löhe, der schon als Kandidat zu mir in ein freundliches Verhältnis getreten war und wegen seines großen Ernstes meine besondere Beachtung erregt hatte. Als Pfarrer gewann er auf viele Geistliche der Gegend einen bedeutenden Einfluß, indem er bei ihnen die Liebe zum Bekenntnis der lutherischen Kirche neu erweckte. Diese Geistliche, die ihn außerordentlich hochachteten und für ein neues Licht hielten, schlossen sich ihm sehr eng an, und indem sie sich hinsichtlich ihrer amtlichen Thätigkeit mehr als billig unter seine Leitung stellten, bildeten sie eine Partei in der Landeskirche, die allgemeines Aufsehen erregte. Mehrere von ihnen wollten das heilige Abendmahl nur aus seinen Händen empfangen, weil sie der Ansicht waren, daß er, wie kein anderer, die Kraft des Sakraments erkannt habe. In naher

Verbindung damit stand die Privatbeichte, zu welcher Löhe seine Gemeinde mit vielem Erfolg einlud. Auch hierin folgten ihm jene Geistliche nach, wodurch sie sich denn noch mehr von der Landeskirche, in der diese Form der Beichte fast ganz unbekannt war, unterschieden. Bei einem Besuche, den er in Begleitung seines geistlichen Nachbarn mir machte, teilte er mir seine Gedanken hierüber mit, und ebenso die Versuche, die er schon damit gemacht habe. Ich konnte ihn darüber nicht tadeln; denn die Privatbeichte, die ich in einzelnen Fällen selbst geübt hatte, war keineswegs verboten und sie sollte nur den Gemeinden nicht gewaltsam aufgedrängt werden. Ich bat ihn, mir später zu sagen, ob er nicht ähnliche Erfahrungen dabei gemacht habe, wie die, welche unsere Alten einst so sehr zu beklagen gehabt und die mit der Zeit dazu veranlaßt hatten, diese Form der Beichte aufzugeben. Die Privatbeichte machte übrigens in weiteren Kreisen keinen empfehlenden Eindruck; man glaubte in dieser Einrichtung nur ein Zeichen der Hinneigung Löhes zur katholischen Kirche zu sehen. Viel größeres Aufsehen erregte derselbe durch seine Beurteilung der Generalsynode von 1848—1849, die eine höchst ungünstige war. Diese Synode hatte sich nach unserer Ansicht große Verdienste erworben, sowohl durch entschiedene Ablehnung von außen eingebrachter kirchenfeindlicher Petitionen, als und noch mehr durch ihre Stellung zum kirchlichen Bekenntnis. Ein Mitglied der Synode hatte sich aus eigenem Antrieb veranlaßt gesehen, die bestimmte Frage an die Synode zu richten, ob sie noch an dem Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche festhalte? Es war ein erhebender Augenblick, als die Synode sich wie ein Mann erhob und ihr treues Festhalten am Bekenntnis erklärte. Trotz dieses Vorgangs, der bei uns die größte Freude erregte, faßte Löhe das Bild dieser Synode in einer völligen Verkehrung (Karrikatur) auf, und wußte an ihr in einer kleinen Druck-

schrift, die er bald nach dem Schluß der Synode herausgab, nicht genug zu tadeln. Er gestattete der Sache einen so großen Einfluß auf sich, daß er öffentlich vor seiner Gemeinde erkärte, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, wo man die Landeskirche verlassen müsse. Sobald ich davon Kenntnis bekam, beschloß ich aus reiner Teilnahme, ohne amtlichen Auftrag, ja ohne Vorwissen meiner Kollegen, mich mit Löhe persönlich zu besprechen. Er nahm mich nicht unfreundlich auf und hörte alles an, was ich ihm sagte, gab mir aber doch zuletzt seine Schrift über die Generalsynode zu lesen. Diese diente mir zum vollständigen Beweise, daß Löhe die Generalsynode, deren Mitglied er übrigens auch nicht gewesen war, aus einem ganz irrigen Gesichtspunkte beurteilt habe. Ich verhehlte ihm dies nicht und forderte ihn dringend auf, durch so irrige Ansichten sich nicht zum Austritt aus der Kirche, der er so viel verdankte, hinreißen zu lassen. Sehr bezeichnend war es, daß eine Freundin meiner Frau, die seit einiger Zeit dem Hauswesen Löhes vorstand, beim Abschiedsgang zutraulich zu mir sagte: „Ja, gehen Sie denn nicht auch mit? Ich habe gedacht, Sie und alle guten Leute würden mit uns austreten.“

Einige Wochen später erfuhr ich, daß der beabsichtigte Austritt aus der Kirche, wenn auch nicht ganz aufgegeben, doch auf unbestimmte Zeit aufgeschoben sei. Das Mißtrauen gegen die Landeskirche hatte aber in Löhe zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß der Gedanke an den Austritt aus ihr sich nicht bei verschiedenen Gelegenheiten hätte regen sollen, zumal da derselbe mit einer von Zeit zu Zeit hervortretenden Neigung zur katholischen Kirche zusammenhing. In einem Privatgespräch mit ihm, nach einer öffentlichen Kirchenvisitation, suchte ich ihn zu einer offenen Erklärung hierüber zu bringen. Ich sagte ihm, daß er sich nach unserer Ansicht in einer Strömung befinde, die ihn, wenn er nicht bei Zeiten einhalte, unausbleiblich in die römisch-katholische

Kirche hinüber führen würde. Darauf bekannte er mir, daß die Katholiken seinen Austritt aus unserer Kirche und seinen Übertritt zu ihnen täglich erwarteten. Er bekomme fast jeden Tag einen Brief von jener Seite, der die Aufforderung enthalte, seinen Übertritt nicht länger aufzuschieben, aber er antworte darauf nicht. Dieses Nichtantworten tadelte ich sehr, indem ich behauptete, es sei seine Pflicht, eine bestimmte Erklärung über sein Festhalten an der evangelisch-lutherischen Kirche abzugeben, wenn er nämlich treu zu ihr halten wolle. Darauf antwortete er mir, er sei ein treuer lutherischer Pastor und wolle es bleiben, er denke nicht daran, seine Kirche zu verlassen. Sobald er mir diese Antwort gegeben, ergriff ich seine rechte Hand, sprach meine große Freude darüber aus und ermahnte ihn, diese seine innere Stellung nun auch öffentlich kund werden zu lassen. So schieden wir im Frieden. Von Seiten des Konsistoriums, dem ich eingehenden Bericht über die Visitation, sowie über dies Privatgespräch erstattete, wurde gleichfalls die Freude über Löhes Erklärung ausgesprochen, wobei ihm die Erwartung ausgedrückt wurde, er werde nun auch den Schein meiden, als gehe er darauf aus, zur römisch-katholischen Kirche überzugehen.

Nur noch einen Fall will ich erwähnen, der mich veranlaßte, nach Dettelsau zu gehen. Etwa eine Stunde von diesem Orte kehrte ich bei einem mir befreundeten und des Weges sehr kundigen Geistlichen ein, den ich nur bat, mich zu Pfarrer Löhe zu begleiten. Es war schon dunkel geworden, und ich hätte den Weg ohne seine Hilfe nicht finden können. Von ihm erfuhr ich, daß in Löhes Gemeinde die größte Aufregung gegen das Konsistorium und besonders gegen mich herrsche. Löhe war nach dem Sinne der Kirchenbehörde nur auf solange der pfarramtlichen Thätigkeit enthoben worden, bis sein Stellvertreter Zeit gehabt hätte, an seiner Statt ein Zeugnis auszustellen, wonach

das Pfarramt auf die Trauung eines Mannes verzichtete, dem es dann frei stehen sollte, einen andern Geistlichen zu suchen, der ihm die Trauung erteilte. Sobald das Konsistorium die Anzeige über die Ausstellung dieses Zeugnisses empfing, wurde Löhe beauftragt, in seine amtlichen Geschäfte wieder einzutreten. Dagegen sträubte er sich, wobei er zu erkennen gab, daß er nicht gesonnen sei, das Pfarramt wieder zu übernehmen. Damit hing denn auch die erwähnte Aufregung der Gemeinde gegen die kirchliche Oberbehörde zusammen. Mein Begleiter bat mich wiederholt und fast flehentlich, ich möge mich doch nicht in das Dorf hineinwagen, in dem ich nicht sicher vor Gewaltthätigkeiten sein werde. Ich entließ ihn mit der Bitte, er möge mich dem Schutze meines Gottes überlassen. Wir kamen in der Nähe des Bethauses der Diakonissen, das erleuchtet war, vorüber; bis dorthin bediente ich mich seines Geleites, dann verabschiedete ich mich von ihm und er verließ mich, ohne seine ernsten Besorgnisse um mich zu verhehlen. In dem Betsaale wohnte ich dem späten Abendgottesdienste bei, und nach dem Schlusse trat ich zu Pfarrer Löhe mit der Frage, ob ich wohl bei ihm übernachten könne. Er sagte es zu, und nun ging ich von ihm geleitet in das Pfarrhaus, wo mir zuerst sehr bedenkliche Gesichter entgegentraten. Hier hielten wir ein sehr eingehendes Gespräch, aus dem ich nicht ohne Verwunderung sah, wie schwer die Stellung war, die Löhe einem Teil seiner Gemeinde gegenüber einnahm. Der Mann, dem er die Trauung verweigerte, hatte eine Partei um sich gebildet und sie in solcher Weise für sich gewonnen und mit so bitterem Haß gegen ihren Geistlichen erfüllt, daß dieser seines Lebens sich nicht für sicher hielt und sich sogar genötigt sah, sich zuweilen des Schutzes kräftiger junger Männer gegen ihre Nachstellung zu bedienen. Er fürchtete, sich nicht mehr halten zu können, wenn er den Weisungen der oberen Kirchenbehörde nachgäbe.

Ich mußte ihm meine größte Teilnahme schenken und wäre gerne bereit gewesen, seine Stellung zu ändern, wenn ich nur die Möglichkeit dazu gesehen hätte. Er ließ mir ein Abendessen bereiten; die junge Verwandte, die sein Hauswesen führte und mich zuerst sehr unfreundlich empfangen hatte, war nun freundlich geworden, als sie sah, daß wir als Freunde mit einander redeten. Bis noch um Mitternacht sprachen wir mit einander; denn ich suchte ihm klar zu machen, daß er unter den gegenwärtigen Umständen sein Amt nicht aufgeben dürfe. Als wir uns zur Ruhe begaben, trennten wir uns auf die friedlichste und freundlichste Weise. Am folgenden Tage kehrte ich, nicht ohne Hoffnung, nach Ansbach zurück. Ich hätte wohl noch manches Einzelne, nicht Unwichtige mitzuteilen; aber es mag hieran genug sein.

Löhe blieb bei seiner Gemeinde und führte seine Anstalten, die ihm viel zu thun gaben, aber augenscheinlich unter göttlichem Schutz standen, mit vielem Segen fort. In späteren Jahren wurde mir einmal gesagt, „die hätten nichts Gutes gethan, die ihn abgehalten hätten, aus der Landeskirche auszutreten.“ Aber, wenn ich mit Gott dazu gedient habe, ihn zu halten, so kann ich mich nur darüber freuen und Gott dafür danken.

Zu den Freuden, die uns in Ansbach zu teil wurden, gehörte der Umgang mit trefflichen Menschen aus den verschiedensten Ständen; denn es kamen auch viele Landleute, die meine Predigten gehört und durch sie einen Segen empfangen hatten, um mir näher zu treten und ihr Inneres zu offenbaren. Ihre Bitte, sie zuweilen zu besuchen, machte mir Freude und ich erfüllte sie gern. So sind wir viele Jahre an den Sonntag-Nachmittagen auf die Louismühle gewandert, dort wurde Kaffee gekocht und die lieben Müllersleute und einige Nachbarn waren unsere Gäste. Später sangen wir wohl ein geistliches Lied zusammen, woran sich

ein erbauliches Gespräch anknüpfte. Das waren mir liebliche und gesegnete Sonntag-Nachmittage. Den näheren und vertrauteren Verkehr hatten wir mit unsern Freunden in Ansbach, die mit uns durch den gemeinsamen Glauben immer inniger verbunden wurden, so daß mit ihnen eine Gemeinschaft entstand, die auf ewigem Grunde ruhte und in die Ewigkeit hinüberreichen wird.

Zu diesen gehörten besonders jene älteren und jüngeren Damen, die uns oft die Freude ihres Besuchs machten, sich aber auch alle vierzehn Tage auf einige Nachmittagsstunden versammelten, um eine Bibelstunde von mir zu empfangen, die ich nicht als einen fortlaufenden Vortrag, sondern mehr als ein Gespräch hielt. Der Ort der Zusammenkunft war im Hause zweier älterer Freundinnen, die nach der Verheiratung unsrer jüngsten Tochter in ein nahes verwandtschaftliches Verhältnis zu uns traten. Etwas Ähnliches hatte sich mit den Freundinnen unsrer Töchter gebildet. Ein reicher Kreis von jungen Mädchen, denen ich zuerst einen Abschnitt der heiligen Schrift erklärte, und darauf aus der Kirchengeschichte, von der ersten Zeit bis zur Reformation erzählte.

Mein Verhältnis zu den Geistlichen wurde mit der Zeit um so erfreulicher, als jüngere Männer eintraten, die mir ihr Vertrauen schenkten, und woraus sich auch mit den Familien ein herzlicher Verkehr ergab. Es würde zu weit führen, alle die edlen Familien zu nennen, mit denen wir im nahen und freundlichen Verkehr standen. Mit unsern erwachsenen Kindern wurden schöne Leseabende eingerichtet, an denen abwechselnd Freundesfamilien teil nahmen. So wurden z. B. die griechischen Tragiker, Shakespeare, Teile aus dem Geschichtswerke meines Bruders gelesen. Liebe Gäste, zum Teil aus weiter Ferne, z. B. die teuren Verwandten meines seligen Freundes Baier von Rügen und unzählige andere fanden sich bei uns ein.

Zu dem mancherlei Segen, der uns ins Ansbach geschenkt wurde, gehörten einige Pflegekinder, die uns durch die lange Reihe von Jahren ganz wie eigne Kinder nahe verbunden geblieben sind. Eine von ihnen steht jetzt als Diakonissin und Apothekerin in Jerusalem, ihre Briefe sind uns ein Geschenk, für das wir jedesmal Gott danken, ebenso die andere teure Tochter, die Großnichte meines seligen Freundes Baier; Gott segne sie alle.

Die Anregung für die Werke der inneren Mission, die von Wichern ausging, hatte auch auf mich und einige meiner jungen Freunde mächtig gewirkt. Wir machten uns mit den Schriften des vortrefflichen Mannes bekannt, wozu sich die Freunde an einem bestimmten Abend der Woche bei mir versammelten. Wir waren noch zweifelhaft, wie wir selbst die Sache angreifen sollten. Da erschien zur rechten Stunde für uns eine treffliche kleine Schrift von dem Stadtvikar Dr. Schunk in Erlangen über christliche Armenpflege. Die Anregung hiezu hatte Schunk durch eine Schrift des berühmten Dr. Chalmers in Schotttland empfangen, und hatte sich bemüht, dessen Lehren auf die deutschen Verhältnisse anzuwenden, womit er damals schon in Erlangen einen gesegneten Anfang gemacht hatte. Mit unbeschreiblicher Freude erkannten wir sogleich, daß das in Erlangen gegebene Beispiel ein Vorbild für uns sein müsse. Danach kam es darauf an, ob es uns gelingen würde, die Bevölkerung der Stadt zuerst zu der Überzeugung zu bringen, daß etwas Durchgreifendes für unsere Armen, die bisher in großer Zahl sich des Bettelns in den Häusern beflissen hatten, zu thun, und sodann den Gedanken anzuregen, daß nach dem Vorbild von Erlangen ein, die ganze Stadt umfassender Verein für christliche Armenpflege und namentlich zuerst für völlige Abstellung der herrschenden Bettelei auch bei uns zu bilden wäre. Das Unternehmen war groß, aber die nach dem unruhevollen Jahr 48/49 weit verbreitete

Stimmung schien uns zu Hilfe zu kommen. Die größte Schwierigkeit lag darin, ob sich so viele ernstgesinnte Männer finden würden, die bereit wären, Zeit und Mühe auf den Dienst der zahlreichen Armen zu verwenden. Aber kaum war die Aufforderung zu dieser Bereiterklärung ergangen, so zeigte sich, daß in dieser Beziehung von keiner Schwierigkeit die Rede sein könne. Es erklärten sich brauchbare Männer in der erforderlichen Anzahl aus den verschiedensten Ständen bereit, und es konnte nun sofort zur Gründung und Einrichtung des beabsichtigten Vereins geschritten werden. Dabei war darauf gerechnet, daß die Wohlthäter dem Armenverein von Monat zu Monat ungefähr dieselbe Summe, die sie bisher den einzelnen Armen gereicht hatten, zur Verteilung überließen; eine Erwartung, die auf das Erfreulichste erfüllt wurde. Die ganze Stadt wurde in 12 Distrikte geteilt, denen je nach ihrer Größe eine entsprechende Anzahl Pfleger zugeteilt wurde, die unter einem von ihnen selbst gewählten Obmann ihr Geschäft betrieben. Die Zahl der Pfleger belief sich auf 60. In monatlichen Sitzungen, zu denen die Obmänner und Pfleger geladen waren, wurde von dem Gesamtvorstand des Vereins, der aus 12 Männern bestand, unter denen die Armenärzte und einige Geistliche sich befanden, nach sorgfältiger Beratung die Gabe für jeden Armen festgestellt. Jeder Pfleger übernahm die Verpflichtung, die ihm zugeteilten Armen monatlich zweimal in ihren Wohnungen aufzusuchen, um ihnen, wo sie es bedurften, den nötigen Rat zu erteilen und ihnen die für sie bestimmten Gaben zu reichen. Der Eifer, mit dem Männer aus den verschiedenen Ständen sich dieser Sache hingaben, war höchst erfreulich, und hierin war es wohl auch begründet, daß der Verein bei der Einwohnerschaft ein Vertrauen genoß, das immer mehr zunahm. Ich will nur noch hinzufügen, daß wir zum ersten Vorsitzenden des Vereins den Vorstand des Konsistoriums, den Regierungs-

direktor Freiherr v. Lindenfels wählten, dem wir als zweiten Vorsitzenden und Stellvertreter den Buchdruckereibesitzer Magistratsrat Brügel an die Seite stellten; neben diesen beiden stand als Vereinskassier der Leihausverwalter Brendel, der wie die Genannten die allgemeinste Achtung genoß. So lange die Zahl der Wohlthäter und ihre Willigkeit, den Verein in seinen Bestrebungen zu unterstützen, so groß war wie zu Anfang, hatte der Verein Mittel genug, um seinen Zweck zu erreichen. Später hatte sich hierin manches geändert und es bedurfte von Zeit zu Zeit der Ermunterung, im Geben nicht zu ermüden, was auch nicht ohne Frucht blieb, wenn gleich die erste Blüte nicht wieder erreicht wurde. Mir gereichte es zur Freude, an diesem Liebeswerk mit zu helfen und zu tragen bis zu meinem Abgang von Ansbach, im Jahr 1866. Mir brachte die Beteiligung an dem Verein den Vorteil, daß ich mit dem Zustand des ärmsten Teiles der Bevölkerung sehr nahe bekannt wurde, namentlich fiel mir und meinen Freunden das sittliche Verderben auf, in dem sich viele arme und verwahrloste Kinder befanden. Für diese zu sorgen wurde uns ein großes Anliegen, und die Verhältnisse gestalteten sich so, daß wir wagen konnten, einen Verein hiefür zu gründen. Da uns die nötigen Geldmittel durch die gütige Verwendung des Regierungspräsidenten v. Volz gegeben wurden, standen wir nicht an, ein gerade damals verkäufliches passendes Haus mit Garten und einigen Feldern für die neue Anstalt zu erwerben. Auch ein wackerer Lehrer wurde gefunden, der die Stelle eines Lehrers und Hausvaters übernehmen konnte. Den ersten Zögling baten wir aus der Frohnveste los, wohin er wegen Diebstahl gebracht worden war. Die Zahl der Zöglinge wuchs langsam an und war überhaupt nur auf 10—12 berechnet. Zu den Merkwürdigkeiten gehörte es, daß ein etwa zwölfjähriger Knabe zu uns kam, der bis zu dieser Zeit, wie Kaspar Hauser, wahrscheinlich in

einer Art von Gefangenschaft, in einem Kellergewölbe, war gehalten worden. Er konnte noch nicht sprechen; als er es allmählich lernte, erfuhr man von ihm ein wenig über seinen verborgenen Aufenthalt. Täglich hatte man ihm Brot und Wasser gebracht, was seine einzige Nahrung durch alle die Jahre war. Einmal bei Nacht wurde er aus seinem traurigen Aufenthaltsorte abgeholt und auf einen Wagen gebracht; es kam ihm vor, als hätte man ihn aus weiter Ferne in die Gegend von Ansbach gefahren und ihn dort eines Morgens vor Tagesanbruch auf einer Anhöhe in der Nähe des neuen Rettungshauses abgesetzt. Die Polizeibehörden gaben sich viele Mühe, zu entdecken, woher er gekommen sei, aber alles war vergebens. Unter dem Namen Jakob Findling, der ihm auch später geblieben ist, blieb er eine Reihe von Jahren in der Anstalt, bis er entlassen werden konnte. Er wurde ein tüchtiger Zeugschmied, machte den Feldzug von 1866 sowie den von 1870|71 mit. An ihm und an manch andern Kindern erlebten wir Freude. Es war ein liebes Geschäft, jeden Sonntag Nachmittag die Anstalt zu besuchen und mit den Kindern eine Christenlehre zu halten. Die Kinder freuten sich über diese Einrichtung, sie kamen mir mit großer Freundlichkeit entgegen und geleiteten mich in den gut ausgestatteten Betsaal. Gewöhnlich begleiteten mich einige unserer Kinder und nahmen an dem Gottesdienst teil. Auch Freunde aus der Stadt fanden sich dazu ein; wir sangen zuerst unter Orgelbegleitung einige passende Verse, darauf sagten mir die Kinder Lieder auf, die sie freiwillig gelernt hatten, sowie das Sonntagsevangelium, das meiner Besprechung mit ihnen zu Grunde lag. Es war eine erhebende kleine Feier, an die ich jetzt zuweilen mit Freude mich erinnere.

Dreizehntes Kapitel.

München.

Zu Anfang des Jahres 1866 wurde ich in das Oberkonsistorium in München berufen. Ich hatte gerade angefangen, einzusehen, daß meine Kraft für das schwere Amt im Konsistorium nicht mehr zureichte, und in der Hoffnung, auf der neuen Stelle eine bedeutende Erleichterung im Dienste zu bekommen, nahm ich die vollkommen unerwartet eintreffende Berufung dankbar an. Meine letzte Predigt in Ansbach war überhaupt die letzte, die ich gehalten habe. Seitdem habe ich nur noch bei der Ordination der Kandidaten öffentlich zu sprechen gehabt. Es wurde mir zuletzt die große Freude zu teil, meinem jüngsten Sohne Friedrich die Weihe zum geistlichen Berufe zu erteilen. Das war das letzte Wort, das ich in der mir so teuer gewordenen Ansbacher Gemeinde gesprochen habe. Es machte einen tiefen Eindruck auf alle, die der heiligen Handlung beiwohnten, den tiefsten aber, wie sich denken läßt, auf meinen Sohn und auf mich selbst. Wenige Tage darauf ging ich nach München. Eine Schwierigkeit bei dieser Übersiedelung war, daß die für uns gemietete Wohnung erst im Mai bezogen werden konnte und ich mich auf so lange von meiner Familie trennen mußte. Meine Schwiegermutter nahm mich freundlich in ihre Wohnung auf, und meine Söhne Heinrich und Johannes wetteiferten, mir Liebe zu erweisen. Die Trauung meines Johannes mit Anna Beyer, die ich vollzog, bildete den Schluß der Trennung von meiner Familie. Zu meiner Freude bekam ich den Auftrag, der Anstellungsprüfung in Ansbach als Prüfungskommissär beizuwohnen. So sah ich die teuren Freunde in Ansbach noch einmal, es war das letztemal. Mitten in die Prüfung

hinein drang das Kriegsgeschrei, denn der deutsche Bund war zersprengt und dafür der deutsche Bruderkrieg ausgebrochen. Er beunruhigte und betrübte mich so sehr, daß seitdem meine Gesundheit gewankt hat, wozu ohne Zweifel mein Eintritt in ein neues Amt und zugleich in das höhere, ja höchste Lebensalter bedeutend mitwirkten. Durch den Aufenthalt im bayrischen Gebirg wurde ich immer wieder auf eine Zeit lang gestärkt; ich blieb im Amt bis in das 73. Jahr, wo mich eine ernstlichere Krankheit nötigte, um meine Entlassung zu bitten. Seitdem habe ich im Frieden Gottes gelebt und noch manche Freude ist uns zu teil geworden. Wir sahen unsere Kinder gesegnet um uns her, die älteren Enkel zu tüchtigen Menschen heran reifen und sogar Urenkel wurden uns geboren. Am 2. Oktober 1875 erlebten wir unsere goldene Hochzeit. Sie wurde ganz in der Stille und hauptsächlich damit gefeiert, daß wir uns von unserem jüngsten Sohne das heilige Abendmahl reichen ließen. Beim Rückblick auf einen so langen Pilgergang finde ich viele Ursachen zum Dank, und ich will diese kurze Erzählung dessen, was ich erlebt, nur als eine Danksagung betrachtet wissen, sowohl gegen den Herrn, meinen Gott, als auch gegen so viele liebe Menschen, die mir Liebe erwiesen haben. Die Hoffnung auf das himmlische Reich, die mich durch den größten Teil meines Lebens gehoben und getragen und über die Mängel dieser Zeit getröstet hat, ist es auch, die den späten Abend meines Lebens mit ihrem milden, erquickenden Lichte erleuchtet. Jetzt ist die Stunde meines Herrn noch nicht für mich gekommen, aber wenn sie kommt, hoffe ich, von seiner Gnade und Erbarmung getragen, in das Reich des Friedens einzugehen.

Mit diesen Worten schloß der teure Mann seine Erinnerungen. Nur wenige Wochen später kam die Stunde,

auf die er gewartet hatte. Am 2. Septbr. 1876 ist er sanft und schmerzlos, ohne allen Kampf, eingeschlafen. Die irdische Hülle ruht neben der seines Schwiegervaters Gotthilf Heinrich v. Schubert, die Seele ist daheim bei ihrem Herrn.

Für seine Kinder zunächst, und mehr noch für seine Enkel, hat Heinrich Ranke diese Aufzeichnungen gemacht: sie sollten ein Zeugnis des Dankes sein für alle Gnadenerweisungen Gottes in seinem Leben. Daß sie als solches auch einem weitern Kreise von Lesern willkommen sein könnten, war ihm ein lieber Gedanke, der ihn die letzten Monate beschäftigte. Noch vom Bett aus suchte er die Arbeit zum Abschluß zu bringen; er diktierte in guten Stunden, und wenn auch manches die Spur der Ermüdung trägt, — es gehört doch zum Ganzen.

Seiner Familie sind die „Erinnerungen“ in dieser Gestalt ein liebes Vermächtnis, möchte auch für viele andre ein Segen darauf gelegt sein!



Inhalts-Uebersicht.

Kaiser und Reich. Goldene Blätter aus den Thaten und Worten des Kaisers Wilhelm I. und seines Reichskanzlers des Fürsten Bismarck. Schön gebd. 2 ℳ.

Kübel, Dr. **Rob., Bibelkunde.** Erklärung der wichtigsten Abschnitte der heil. Schrift und Einleitung in die biblischen Bücher. 3. verm. Aufl. I. Teil: **Altes Testament.** 3 ℳ 60 ₰. II. Teil: **Neues Testament.** 4 ℳ 40 ₰.

— — **Kleine Bibelkunde.** Das Wichtigste von und aus der h. Schrift. Mit zwei Karten. Geh. 25 ₰.

Merz, Heinr., Präl., Christliche Frauenbilder (I) vom Anfang der Kirche bis in die Reformationszeit. 5. Aufl. Schön geb. 5 ℳ.

Lebensbilder von 29 Frauen und Jungfrauen.

— — **Christliche Frauenbilder** (II) aus der neueren Zeit. 5. Aufl. Schön geb. 5 ℳ.

Lebensbilder von 22 Frauen und Jungfrauen.

Sick, Paul, Dr., **Die Krankenpflege** in ihrer Begründung auf Gesundheitslehre. Mit 27 Holzschnitten. 8°. geh. 5 ℳ. geb. in Leinwand 6 ℳ.

Weitbrecht, Gottl., Heilig ist die Jugendzeit. Ein Buch für Jünglinge. 6. Aufl. geh. 4 ℳ. Schön geb. 5 ℳ.

— — **Das Leben Jesu** nach den vier Evangelien für die christliche Gemeinde dargestellt. 2. Aufl. 4 ℳ. Schön geb. 5 ℳ.

Wunderling, Th., Immanuel. Predigten über freie Texte des Neuen Testaments auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. 2. Aufl. 4 ℳ. Geb. 5 ℳ 40 ₰.

— — **Uraltes und doch Ewigneues.** Erster Band. 20 Pred. über 1 B. Mose. 5. Aufl. geh. 1 ℳ. Zweiter Band. 20 Pred. über 2—5 B. Mose. 3. Aufl. 1 ℳ. Dritter Band. 24 Pred. über proph. Texte. 3. Aufl. 1 ℳ.

Alle drei Bände zusammen gebunden 4 ℳ 40.

Zeller, M., Dr. **G. H. v. Schuberts Jugendgeschichte.** kart. 75 ₰.

— — Dr. **Gotthilf Heinrich v. Schuberts Tagewerk und Feierabend.** kart. 75 ₰.



